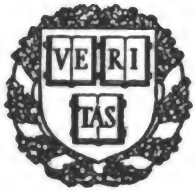
# Märchen aus Lothringen

Fritz Peters

Harvard College
Library




FROM THE BEQUEST OF
FRANCIS BROWN HAYES
Class of 1839
OF LEXINGTON, MASSACHUSETTS

Elsässische Volksschriften.

7.

# Märchen aus Lothringen.

Dem Volke nacherzählt

von

Fr. Peters.

Straßburg 1888.
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Digitized by Google

5058 7.7
3

HARVARD COLLEGE
MAY 15 1889
LIBRARY.

Cross Fund.

Digitized by Google

# Märchen aus Lothringen.

Dem Volke nacherzählt

von

F. Peters.

Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).
1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Der Drache.

In uralten Zeiten wurde einmal eine Stadt von einem fürchterlichen Drachen in Schrecken und Angst gehalten. Und er drohte, daß er die ganze Stadt vernichten und alle Einwohner umbringen werde, wenn man ihm nicht jede Woche eine Jungfrau zum Fraß brächte. Da war nun Trauer und Jammer groß, und endlich waren alle Jungfrauen geopfert und nur allein noch die Tochter des Königs übrig. Auch diese sollte jetzt sterben und ward eines Morgens hinausgeführt weit von der Stadt an den Platz, wo der Drache hauste.

An demselben Morgen kam auch ein schöner junger Mann namens Heinrich in die Stadt; und da er Alles schwarz verhängt fand und die Leute jammern und klagen hörte, hielt er auf seiner Wanderschaft an und fragte, was sich zugetragen habe. Sobald er erfahren hatte, was geschehen, rief er, daß er hinausgehen und mit dem Drachen kämpfen und die Königstochter befreien wollte, wenn es noch Zeit wäre. „Ach!“ sagten da die Bürger, „thu' nur das nicht, schon Viele sind hinausgezogen und haben gegen das Ungethüm kämpfen wollen, aber sie Alle haben nichts vermocht und nur ein schreckliches Ende gefunden. Er ließ sich aber nicht verschüchtern, sondern ging eilends hinaus an den Ort, wo er nach der Beschreibung der Bürger den Drachen antreffen mußte. Dort fand er die schöne Königstochter noch unversehrt, und der Drache war noch nicht da. Sie rief aber schon von weitem: „O! kehre doch schnell um, so lange es noch Zeit ist, und wirf' Dein Leben nicht noch unnütz weg zu dem meinigen, denn ich bin doch verloren.“

„Nein,“ sagte er, „ich will hier bleiben und mit dem Drachen kämpfen, ich fürchte mich gar nicht vor ihm.“ Und dabei trat er hart an sie heran und wich nicht, so viel sie ihn auch bat. Endlich kam auch der Drache und war fürchterlich anzusehen, mit sieben großen Köpfen, und aus den Mäulern heraus schlug Feuer.

Digitized by Google

Als er den Heinrich sah, blieb er stehen und lachte und sprach: „Gut, daß einmal wieder zwei da sind, jetzt werde ich Dich zuerst auffressen.“

„Das wollen wir erst einmal sehen, wer mich frißt,“ antwortete der Heinrich und zog sein Schwert.

Nun kam der Drache auf ihn los, er aber schlug tapfer um sich, und nicht lange, so hieb er ihm einen der Köpfe herunter.

Da wurde der Drache furchtbar zornig und brüllte und spie Feuer, daß er grausig anzusehen war, und rief:

„Warte! nur eine Stunde begehre ich Aufschub, dann aber werde ich Dich sicher fressen und will Dich und die Prinzessin zu einem Brei verkauen.“

Nach einer Stunde begann der Kampf von Neuem, und da hieb ihm der Heinrich zwei Köpfe mit einem Streich ab.

Da wurde der Drache noch viel wüthender und tobte und spie Feuer ganz erschrecklich, und dazu schrie er wieder:

„Nur drei Stunden begehre ich Aufschub, dann will ich Euch sicherlich fressen.“

Nach drei Stunden aber schlug der Heinrich ihm abermals zwei Köpfe ab, und wieder nach einer Weile auch den sechsten, so daß nur noch der Hauptkopf übrig blieb.

Durch den Verlust der Köpfe wurde der Drache jedoch nicht schwächer, sondern nur immer wilder, und als nur noch der Hauptkopf übrig war, da vermaß er sich erst recht, daß er sie nun ganz gewiß fressen werde. Und jetzt gab es in der That einen harten Kampf, denn den siebenten Kopf konnte er nicht herunterhauen, so gewaltig er sich auch anstrengte. Zuletzt aber wurde der Drache von den vielen Streichen betäubt, und da schnitt er ihm in aller Ruhe den siebenten Kopf herunter, und daran starb er denn endlich.

Der Kampf hatte den ganzen Tag gedauert, bis es dunkel wurde, und die Prinzessin war währenddessen in der heißesten Liebe zu dem Heinrich entbrannt. Und als nun der Drache todt war, da fiel sie ihm um den Hals und weinte vor Freude.

Die Prinzessin war aber schon einem reichen und vornehmen Herrn, Namens Cyriak, verlobt, der nach dem Willen des Königs ihr Gemahl werden sollte. Der hatte den Muth nicht gehabt, für sie zu kämpfen, aber er war ihr nachgegangen und hatte sich auf einem Berge versteckt, von wo er weit in die Ferne blicken und sehen konnte, was aus ihr wurde. Als er nun den Heinrich kommen und den ganzen Tag bei ihr weilen

Digitized by Google

und schließlich den Drachen erlegen sah, da wurde er so voll Zorn und Eifersucht, daß er beschloß, ihn umzubringen. Deßwegen versteckte er sich an einer Stelle, wo sie auf dem Wege zur Stadt vorüberkommen mußten, und von wo aus er ihn unversehens hinterrücks anfallen und niederstechen konnte.

Als die Prinzessin dem Heinrich um den Hals gefallen war, sagte sie es ihm, daß sie ihn so sehr lieb hätte und daß sie ihn heirathen wollte. Er hatte die schöne Königstochter auch sehr lieb, aber doch packte ihn eine unerklärliche Sehnsucht, noch einmal nach Hause zu den Seinen zurückzukehren, und deshalb sprach er:

„Gehet jetzt nur allein in die Stadt zurück, ich muß noch einmal nach Hause zu den Meinen, dann aber komme ich wieder zu Euch."

Sie bat ihn jedoch sehr, daß er sie nicht allein lassen und sogleich mit ihr zu ihrem Vater, dem Könige, gehen möchte. Als er sich aber nicht bereden ließ, da rief sie:

„Oh! Ihr habt mich nicht lieb, sonst könntet Ihr nicht so hartherzig sein. Wenn Ihr mich nicht zur Frau wollt, so nehmt mich Doch zu Eurer Dienerin, und ich will Euch mein Leben lang treu sein, weil Ihr mich aus so schrecklicher Noth errettet habt. Er sprach aber:

„Ich habe Euch von Herzen lieb, glaubet mir doch nur. Und wie könntet Ihr wohl meine Dienerin werden, da doch Euer Vater ein König ist. Ich begehre es nicht besser, als Euch zur Frau zu haben, und schätze es für ein großes Glück, daß Ihr mich würdig haltet, Euer Mann zu werden. Aber ich mag nun einmal jetzt nicht in die Stadt und kann dem Verlangen nicht widerstehen, die Meinen sogleich noch einmal aufzusuchen. So habt doch nur Glauben und Vertrauen und fügt Euch in alles, was unvermeidlich ist, Ihr könnt versichert sein, daß ich zur rechten Stunde bei Euch sein werde."

Da trennten sie sich endlich und gingen, ein Jedes seinen Weg. Der Heinrich aber kehrte noch einmal um und machte für die sieben Drachenköpfe eine tiefe Grube und deckte sie fest zu, vorher aber schnitt er einem jeden die Zunge heraus und steckte sie zu sich.

Als Cyriak in dem Hinterhalt die Prinzessin allein kommen sah, war er sehr verwundert, faßte aber gleich seinen Plan, ging ihr entgegen und rief:

„Ach! welches Glück, daß Ihr dem Drachen entronnen seid, eben wollte ich kommen und Euch befreien."

Digitized by Google

Sie lachte ihn aber aus und sprach: „Um Euretwegen hätte der Drache mich längst gefressen, und ich will Euch jetzt nicht mehr zum Manne, denn Ihr habt mich in der großen Noth verlassen. Ein Anderer ist gekommen und hat sein Leben für mich gewagt; der soll jetzt mein Mann werden."

Da ergrimmte er sehr, zog seinen Dolch und sprach: „Ich werde Euch todtstechen und verscharren, daß Jeder glauben soll, der Drache habe Euch aufgefressen, wenn Ihr hier nicht auf der Stelle schwört, daß Ihr zu Jedermann in der Stadt sagen wollt, daß ich den Drachen getödtet und Euch befreit habe, und daß Ihr mich vor dem Altar zum Manne nehmen wollt, sobald der König es will."

Da bekam sie große Furcht. Aber doch wollte sie nicht schwören, denn sie wollte keinen andern Mann als den Heinrich, und wollte lieber sterben. Ihr fiel aber noch rechtzeitig ein, daß er ja gesagt hatte, sie sollte sich in das fügen, was unvermeidlich sei, und er werde zur rechten Stunde bei ihr sein; und so that sie denn den Schwur.

Als sie nun in der Stadt ankamen und der Cyriak erzählte, wie er den Drachen erschlagen und seine Braut befreit habe, und sie es Alles bestätigte, so wie er es sagte, da war der Jubel unbeschreiblich groß, und der Cyriak wurde fast auf den Händen getragen. Ein Fest jagte das andere, und besonders unter den Mädchen war die Freude groß, da sie nun nicht mehr zu fürchten hatten, daß sie bloß heranwüchsen, um einem Drachen zum Fraß vorgeworfen zu werden.

In all dem Jubel blieb allein die Königstochter stumm und traurig, so daß Jedermann sich darüber verwunderte. Daß sie den, der schon vorher ihr Bräutigam gewesen war, jetzt heirathen mußte, nachdem er so tapfer für sie gekämpft hatte, verstand sich von selbst, und der König schalt sie oftmals, daß sie dem nicht mehr Liebe zeigte, der so furchtbare Gefahr bestanden hätte, um ihr das Leben zu retten.

Sie aber wollte immer nur allein sein und weinte und betete den ganzen Tag in ihrem Kämmerlein, daß doch Gott sich erbarmen und den Heinrich herbeiführen möge. Dabei wurde sie bleicher und bleicher, so daß der Cyriak zur Hochzeit drängte, indem er sagte, sie werde hernach schon wieder fröhlich werden.

So wurde denn der Hochzeitstag bestimmt, und alles Jammern und Beten half nichts, der Tag kam näher und näher, und eines schönen Morgens war er da.

Digitized by Google

Als die Kammerzofen kamen, um sie anzukleiden, konnte sie sich schier nicht mehr aufrecht erhalten, und als sie dann am Arm ihres Bräutigams zur Kirche schritt, da hätte man meinen sollen, daß sie wieder hinausgeführt werde einem Drachen zum Fraß, so bleich und verzweifelt sah sie aus.

Wie sie schon ganz nahe an der Kirchenthür waren, entstand unter dem Volk, das zuschaute, ein Gewirr und die Prinzessin taumelte zurück, daß man sie auffangen mußte, denn ein Herr — der Heinrich war es — drängte sich gewaltsam vor, faßte den Cyriak an der Brust und rief, indem er ihn schüttelte:

„Mein ist die Prinzessin, Du schändlicher Lügner und Betrüger, ich habe den Drachen erschlagen, nicht Du, und mir hat sie dafür versprochen, daß sie meine Frau werden will."

Der Cyriak wehrte sich aus allen Kräften und schrie in Einem fort: „Haltet doch den Narren, der ist ja toll, die Prinzessin hat es Euch ja selber gesagt, daß ich den Drachen erschlagen habe, haltet doch den Narren!" Der Heinrich aber stieß ihn von sich, daß er eine Strecke zurücktaumelte. Dann nahm er aus einer Tasche, die er um sich hängen hatte, die sieben Drachenzungen heraus, zeigte sie dem Könige und allem Gefolge, das herzugekommen war, und sprach:

„Ich habe dem Drachen seine sieben Köpfe abgeschlagen und habe sie an einer Stelle vergraben, die ich Euch sogleich zeigen kann. Diese sieben Zungen habe ich aus den Köpfen herausgeschnitten, und Ihr könnt nachsehen, ob sie dazu passen."

Inzwischen hatte sich auch die Prinzessin von ihrem Schreck erholt, und nun ging sie auf ihn zu, umschlang ihn mit den Armen und sprach: „Ja, es ist wahr, wie er sagt. Er hat mit dem Drachen gekämpft und hat ihn erschlagen, und der Cyriak hat mich gezwungen, das ich die Unwahrheit sagen mußte, und hat Euch Alle betrogen."

Jetzt kam es heraus, wie Alles zugegangen war, und der Cyriak wurde in Ketten gelegt und in den Kerker geworfen. Der Heinrich aber heirathete die schöne Prinzessin und wurde sehr glücklich mit ihr; und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

Digitized by Google

# Das Gelübde.

In alten Zeiten lebte auf einem Schloß ein vornehmes und reiches Ehepaar. Sie hatten an allem Ueberfluß und lebten so recht im Glück dahin; nur um eines härmten sie sich, sie bekamen keine Kinder.

Der Mann war anfänglich wohl gut und freundlich zu seiner Frau; wie aber die Jahre dahingingen und sie immer noch kinderlos blieben, wurde er nach und nach mürrisch im Hause und wandte sich von ihr ab und machte sich viel auswärts zu schaffen.

Darüber ward sie gar traurig, denn sie hatte ihren Mann sehr lieb. Und eines Tages, an einem Jakobustage, betete sie zum heiligen Jakob und machte ihm ein Gelöbniß: „Heiliger Jakob, gelobte sie, wenn mir ein Knabe beschert wird, so will ich mit meinem Manne zu Fuß zur St. Jakobskapelle wallfahrten und das Kindlein will ich auf dem ganzen Wege auf den Armen tragen."

Die St. Jakobskapelle war aber eine weite Strecke, viele Tagereisen vom Schloß entfernt.

Als sie das Gelübde gethan hatte, fühlte sie sich sogleich wunderbar gestärkt und bekam wieder Hoffnung. Und richtig: Gerade ein Jahr später, wieder am Jakobustage, bekam sie ein Knäblein, und das erhielt in der Taufe den Namen Jakobus.

Nun war wieder eitel Freude und Glück im Schloß. Als aber eine Zeit vergangen und das Knäblein schon entwohnt war und essen konnte, sagte die Frau dem Manne von dem Gelöbniß. Der Mann hielt nun sehr wenig von Wallfahrten und ähnlichen Dingen, doch mochte er ihr nicht gerade entgegen sein und sprach:

„Da du es einmal gelobt hast, werden wir wohl zur St. Jakobskapelle wallfahrten müssen, aber jetzt ist unser Knäblein noch zu zart, es könnte leicht auf der Reise krank werden oder gar sterben."

Digitized by Google

„Oh," meinte die Frau, „der heilige Jakob wird es schon in seinen Schutz nehmen."

„Das möchte er wohl thun," entgegnete der Mann, „aber das kann er später noch ebenso gut wie jetzt.

So hatte er immer Ausreden. Bald paßte die Jahreszeit nicht, bald war er nicht gesund genug, bald der Knabe nicht. Darüber verging Jahr auf Jahr, und der Jakob wurde immer größer und schwerer, so daß es für die Frau schon schier nicht mehr möglich gewesen wäre, ihn zur Kapelle zu tragen. Zuletzt wurde sie auch gleichgültig, denn sie lebten in großem Glück und meinten, es müsse immer so fortgehen.

Inzwischen wuchs der Jakob fröhlich im Schloß heran und wurde ein sehr schöner und starker Bursche. Als er aber schon in das Alter kam, daß er bald ans Heirathen denken konnte, fiel der Mutter ihr Gelöbniß wieder schwer aufs Herz und die Gedanken quälten sie so, daß sie Tag und Nacht keine Ruhe mehr fand.

Da ging sie eines Tages zu ihrem Beichtvater und gestand ihm, was sie gelobt, und daß sie ihr Gelöbniß nicht gehalten habe.

Als der Beichtvater sie angehört hatte, wurde er sehr ernst und sprach:

„Da habt Ihr Euch einer schweren Sünde schuldig gemacht, und Euch undankbar gezeigt gegen den Heiligen, der Euer Gelübde angenommen und Euer Gebet erhört hat."

„Was soll ich nun aber thun," sprach die Frau, „meinen Sohn kann ich keinen Schritt, geschweige denn viele Tagereisen weit tragen."

„Das kann ich Euch sogleich nicht sagen," entgegnete der Beichtvater, „kommt aber morgen wieder, ich will über den Fall nachdenken und Euch eine hinlängliche Buße auferlegen."

Als sie am andern Tage wiederkam, legte er ihr große Bußen auf an Geldopfern und Gebeten, und sprach:

„Wenn Ihr das alles ausgeführt habt, so müßt Ihr dennoch mit Eurem Manne und Eurem Sohne zur St. Jakobskapelle, das kann ich Euch nicht erlassen. Da Ihr aber einmal die Wallfahrt nicht mehr so ausführen könnt, wie Ihr gelobt habt, so möget Ihr nach Eurem Belieben reiten oder fahren."

Die Frau nahm nun alle Bußen auf sich und dann ließ sie ihrem Mann und ihrem Sohn keine Ruhe mehr, bis sie sich mit ihr auf den Weg machten.

Als sie schon viele Tage gereist waren, kamen sie an den

Digitized by Google

Königshof. Dort hatte die Frau eine Freundin, die in hohem Ansehen beim Könige stand, und bei der beschlossen sie einige Tage zu bleiben und auszuruhen.

Sie wurden von der Freundin gut aufgenommen und prächtig bewirthet, und auch zum Könige wurden sie mehrmals eingeladen. So kam es, daß sie viel länger blieben, wie sie anfänglich beabsichtigt hatten.

Gleich am ersten Tage hatte sich eine der Hofdamen in den Jakob, der ein sehr schöner, blühender Jüngling war, verliebt, und sich seitdem alle Mühe angethan ihm zu zeigen, wie es ihr ums Herz war. Der Jakob war jedoch zu einfältig und merkte nichts, sie aber glaubte, daß er nichts merke wolle. Und als nun schon der Tag der Abreise bestimmt war und sie einsehen mußte, daß alle ihre Hoffnungen und Wünsche unerfüllt bleiben würden, da verwandelte sich ihre Liebe in Haß, und sie sann auf nichts anderes mehr, als wie sie den Jakob ins Unheil bringen könne.

Da fiel ihr ein, daß in einem der Zimmer des Königs ein goldener Becher stand, den Jakob in Gegenwart des Königs sehr bewundert hatte. Diesen Becher nahm sie nun fort und steckte ihn dem Jakob, an dem Morgen, als er mit seinen Eltern abreiste, in den Reisesack.

Als sie eine Weile fort waren, ging sie wie zufällig in jenes Zimmer und kam dann eilends und als ob sie erschrocken wäre wieder heraus und rief laut, daß der goldene Becher verschwunden sei.

Wie der König das hörte, wurde er sehr zornig und befahl, daß überall auf das genaueste nachgesucht werden solle. Die Hofdame aber trat zu ihm heran und sprach:

„Ich glaube, daß der Jakob oder seine Eltern den Becher gestohlen haben, denn sie sind gestern längere Zeit in jenem Zimmer allein gewesen, und habt Ihr nicht gesehen, wie sehr sich der Jakob über den Becher verwundert hat?“

„Ach was,“ erwiderte der König, „die sind doch wohl zu reich, als daß man ihnen so etwas zutrauen könnte.“

Als aber der Becher nirgends zu finden war, willigte er doch ein, daß ihnen ein Trupp Reiter nachgeschickt werde.

Wie die nun die Wallfahrer eingeholt hatten und ihre Sachen durchsuchen wollten, wurden sie sehr zornig und wollten es nicht leiden, zuletzt aber mußten sie es sich doch gefallen lassen, und da wurde der Becher in dem Reisesack des Jakob gefunden.

Digitized by Google

Der beschwor es nun hoch und theuer, daß er nicht wisse, wie der Becher dorthin gekommen sei, und die Frau weinte und bat, und der Mann wollte schier vergehen vor Zorn und Scham; aber es half ihnen alles nichts, sie mußten mit zurück zum Königshof.

Der König wurde sehr zornig und sprach zu dem Jakob:

„Ist das der Dank für all die Gastfreundschaft und die Ehre, die ich Euch angethan habe? Solltet Ihr Euch nicht schämen, ein Sohn von einer solchen Familie, zu stehlen wie ein gemeiner Dieb! Nein, hier will ich keine Gnade gelten lassen; noch in dieser Stunde werdet Ihr gehängt."

Der Jakob mochte nun seine Unschuld beschwören, und die Mutter mochte weinen und flehen wie sie wollte, alles half nichts, der Jakob wurde gehängt.

Der Mann wollte nun so schnell wie möglich von der Unglücksstätte fort, aber die Frau war vor Trauer und Schmerz so elend, daß sie nicht reisen konnte und sich bei ihrer Freundin zu Bette legen mußte.

Den Tag und die ganze Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen, aber gegen Morgen schlief sie doch ein wenig ein, und da hatte sie einen schrecklichen Traum. Sie sah wie ihr Sohn vom Galgen herabstieg und an ihr Bett herantrat. Und er sah aus wie ein Leichnam, aber dennoch lebte er und rief überlaut:

„Ach Mutter! Mutter! ich bin ja unschuldig; und ich lebe noch, ob ich gleich am Galgen hänge. Oh so gehet doch zum Könige und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld an das Licht kommen."

Als sie das im Traum gehört hatte, fuhr sie jäh aus dem Schlafe auf und kleidete sich sogleich an und ging zum Könige und rief:

„Oh, lasset doch meinen Sohn vom Galgen abnehmen; er ist mir im Traum erschienen und hat mir gesagt, daß er unschuldig ist, und daß er noch lebt."

Der König erwiderte aber:

„Ihr seid eine Närrin. Wer einen ganzen Tag am Galgen gehangen hat, der lebt nicht mehr, und mögt Ihr noch so wunderbares von ihm träumen."

Damit wandte er ihr den Rücken, und so viel sie auch bat und jammerte, mußte sie doch unverrichteter Sache fortgehen.

Da wurde es ihr wieder so schwach, daß sie sich niederlegen mußte.

Digitized by Google

Es ging nun wieder gerade so wie in der vorigen Nacht. Erst gegen Morgen schlief sie ein, und da erschien wieder ihr Sohn und rief:

„Ach Mutter! Mutter! ich bin ja unschuldig, und ich lebe noch, ob ich gleich am Galgen hänge. Oh, so gehet doch zum Könige und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld an das Licht kommen."

Sie fuhr wieder aus dem Schlafe auf und ging sogleich zum Könige und bat ihn flehentlich, aber der schickte sie fort wie das erste Mal.

In der dritten Nacht erschien ihr Sohn wieder und rief: „Ach Mutter! Mutter! ich bin ja unschuldig und lebe noch, ob ich gleich schon drei Tage am Galgen hänge. Oh, so gehet doch zum Könige und bittet ihn, daß er mich abschneiden läßt, so wird meine Unschuld an das Licht kommen. Und daß er Euch endlich Glauben schenkt, soll ein Wunder geschehen. Gehet morgen nicht in der Frühe zu ihm, sondern erst wenn es Essenszeit ist. Wenn Ihr eintretet, wird eine Schüssel voll gebratenen Tauben vor ihm stehen, und wenn Ihr ihn dann wieder bittet und er Euch wieder nicht glauben will, so sprecht: ‚So wahr als diese Tauben, die todt und gebraten vor Euch liegen, leben und davonfliegen werden, so wahr lebt mein Sohn und ist unschuldig.' Alsdann werden die Tauben aufliegen und er wird Euch Glauben schenken und mich abschneiden lassen."

Als sie darauf erwachte, fühlte sie sich sehr gestärkt und konnte es kaum erwarten, daß die Essenszeit herankam. Wie sie dann beim Könige eintrat, hatte er richtig eine Schüssel voll gebratener Tauben vor sich stehen. Sie betheuerte nun wieder, daß ihr Sohn unschuldig und am Leben sei, und sprach von ihrem Traum und bat ihn, daß er ihn vom Galgen möchte herabnehmen lassen. Er aber sprach:

„Ihr seid eine Närrin. Wer drei Tage am Galgen hängt, der ist sicherlich todt. So wahr wie diese Tauben hier in der Schüssel todt und gebraten sind und nicht mehr aufleben, so wahr ist auch Euer Sohn am Galgen todt und wird nicht mehr lebendig."

Sobald er das gesagt hatte, flogen die Tauben von der Schüssel auf und flatterten ihm um den Kopf und schlugen mit den Flügeln und den Krallen nach ihm und pickten ihn mit den Schnäbeln ins Gesicht, bis er rief: „Ja, der Jakob soll abgeschnitten werden; ich glaube jetzt selber, daß er noch

Digitized by Google

lebt, ob er gleich schon drei Tage am Galgen hängt.“ Als er so sprach, flogen die Tauben zum Fenster hinaus.

Nun gab es eine große Aufregung im Schloß, und der König ging selber hinaus zum Galgen, und der ganze Hofstaat folgte ihm, auch die Hofdame, die sich in den Jakob verliebt hatte; sie sah dabei aber so bleich und verzagt aus, daß es allen auffällig war.

Als sie sich nun alle um den Galgen versammelt hatten, ließ der König den Jakob abschneiden. Der fiel zuerst auf den Boden wie ein Leichnam; als sie ihm dann aber die Schlinge abgenommen hatten, richtete er sich auf, und dann sprang er sogleich auf die Füße und sah so frisch und gesund aus, wie wenn er nach einer gut verbrachten Nacht aufgestanden wäre und nicht drei Tage am Galgen gehangen hätte.

Wie die Hofdame das sah, stieß sie einen Schrei aus und fiel ohnmächtig nieder.

Nun hatte wohl der Jakob nichts gemerkt, andere aber, die gescheiter waren, hatten es recht wohl wahrgenommen, wie sehr sie in ihn verliebt gewesen, und wie zornig sie hernach geworden war, als sie hatte einsehen müssen, daß sie ihren Willen nicht haben sollte. Da nun auch sie es gewesen war, die den König auf den Verdacht gebracht hatte, daß der Jakob den Becher gestohlen hätte, und da sie in so schreckliche Aufregung gerathen war, als sie von dem Wunder gehört hatte und daß der Jakob wieder ins Leben zurückkommen sollte, so sprachen alle: „Sie ist es gewesen und niemand anders, die dem Jakob den Becher in den Reisesack gesteckt hat.“ Und als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte, trat der König an sie heran und sprach:

„Ihr habt dem Jakob den Becher in den Reisesack gesteckt, denn ihr waret verliebt in ihn und er hat es nicht geachtet, und deßhalb habt Ihr ihn ins Unglück gebracht.“

Sie antwortete: „Ja, es ist alles wahr wie Ihr sagt, so straft mich denn wie ich es verdient habe.“

Da ließ der König sie an denselben Galgen aufhängen, von dem der Jakob soeben abgeschnitten worden war.

Jakob und seine Eltern aber vollendeten die Wallfahrt zur St. Jakobskapelle und dankten dem Heiligen recht inbrünstig, daß er sie wohl gestraft und seine Macht ihnen gezeigt hatte, daß er aber doch wieder Gnade und Barmherzigkeit geübt und es nicht zum äußersten hatte kommen lassen.

Digitized by Google

# Der Soldat und das Kind.

In einer schweren Kriegszeit lebte einst eine arme Witwe mit ihrem einzigen Sohne Philipp. Der Philipp war ein sehr guter, braver Bub und half seiner Mutter schon frühzeitig, so daß sie sich gut durchbringen konnten; als er aber völlig herangewachsen war und der Mutter so recht als Stütze hätte dienen können, da mußte er auch fort in den Krieg. Darüber war die Mutter sehr traurig; er suchte sie aber zu trösten, so gut er konnte, und sagte, daß der Krieg wohl nicht mehr lange anhalten werde, und daß er bald gesund heimkehren und ihr ganz gewiß etwas kostbares mitbringen werde.

Als er aber in Feindes Land kam, gab es für ihn nicht viel zu erobern; andere machten wohl hin und wieder Beute, aber er hatte kein Glück oder er war auch wohl zu gut und mochte niemand gern schädigen. Endlich wurde einmal eine Stadt erstürmt und sollte von den Soldaten ausgeplündert und ausgebrannt werden. Er drang auch mit mehreren in ein großes Schloß ein, in dem es genug zu holen gab, er aber bekam doch wieder nichts, denn andere kamen ihm immer zuvor. Zuletzt kam er allein in ein kleines Zimmer, in dem lag ein kleines Knäblein in der Wiege und weinte; als er aber herantrat, freute es sich und lachte ihn freundlich an und griff mit den Händchen nach seinen blanken Waffen.

Wie er das Kindchen so ansah und daran dachte, daß es schon in wenigen Stunden jämmerlich umkommen sollte, denn die Häuser neben dem Schloß brannten schon, und das Schloß selbst mußte auch bald in Flammen aufgehen, da überkam ihn das größte Mitleid, so daß er es nicht über das Herz bringen konnte, es zu verlassen. So nahm er es denn auf den Arm und trug es hinaus, und ein Papagei, der im Zimmer war, flog ihm nach und setzte sich ihm auf die Schulter.

Als die anderen Soldaten ihn so sahen, hatten sie ihren Spott darüber, und der Eine rief: Philipp, bist du denn ein

Digitized by Google

Narr geworden? Und ein Anderer: Du giebst eine schmucke Kindsmagd ab, heute Abend wollen wir dir auch ein Häubchen aufsetzen. Und ein Dritter: Du solltest dich lieber gleich als Amme verdingen, Philipp.

Der Philipp machte sich aber nichts daraus, sondern trug das Kindchen aus der brennenden Stadt hinaus; und als sie am anderen Morgen weiterzogen, steckte er es in seinen Hafersack und ließ es vom Sattelknopf herabhängen.

Die anderen hatten wohl noch eine Weile ihren Spott mit ihm; weil er aber ein guter Soldat und ein starker Mann war, so brachte er sie bald zum Schweigen. Und das Glück wollte es, daß sie keine Gefechte mehr hatten und der Krieg bald zu Ende ging und sie alle zur Heimath entlassen wurden.

Nun ließ er das Kindchen an der Hand neben sich gehen, und wenn es müde war, nahm er es auf den Arm und trug es, und überall folgte der Papagei ihnen nach.

Als sie in dem Dorfe ankamen, in dem seine Mutter wohnte, brachte er das Knäblein und den Papagei zu einer Verwandten und ging allein zu ihr. Er traf sie im besten Wohlsein, und die Freude war sehr groß, wie sie ihn wiedersah. Als sie sich aber eine Weile ausgesprochen hatten, sagte sie im Scherz:

„Du wolltest mir ja etwas kostbares mitbringen; daraus ist wohl nichts geworden, denn sonst hättest du es mir wohl schon gezeigt."

„Ach," antwortete er, ein wenig verzagt, „mitgebracht habe ich wohl etwas, aber etwas kostbares ist es gerade nicht."

„Nun, was ist es denn," fragte sie.

„Ein schönes Knäblein und ein Papagei," entgegnete er.

Da schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief:

„Ist das aber ein Geschenk; wir haben selber kaum unser Brod, und nun bringst du mir noch ein Kind in das Haus."

„Oh," entgegnete er, „wenn du es siehst, und ich dir erzähle, wie alles zugegangen ist, dann wirst du sagen, daß ich recht gethan habe, und wirst dich mit mir über das Kindchen freuen." Und damit ging er fort und holte es.

Wie sie nun das schöne Knäblein sah, und er ihr erzählte, daß es hätte verbrennen müssen, wenn er es nicht an sich genommen hätte, da hatte sie doch alles Mitleid und sagte, daß

Digitized by Google

sie es gern bei sich behalten und aufziehen wollte, so gut sie es vermöchte.

Der Philipp ging nun sogleich wieder fleißig an die Arbeit und die Mutter blieb rüstig und konnte Haus und Garten gut besorgen. So wuchs denn das Knäblein, wenn auch in Dürftigkeit, so doch gesund und munter heran; und als es das Alter hatte, wurde es auch in die Schule geschickt und lernte fleißig.

Als es schon ein stattliches Bürschchen war, gab eines Tages die Herrschaft, die in dem Schlosse bei dem Dorfe wohnte, ein großes Fest, zu dem viel vornehme Leute von nah und fern herbeikamen. Alle mußten an dem Häuschen der Witwe vorüber, und zuletzt kam auch ein Ehepaar zu Fuß, die Pferde und Diener vorausgeschickt hatten.

Weil es schönes, warmes Sommerwetter war, hing der Papagei in seinem Käfig vor dem Fenster; und als er das Ehepaar vorüber gehen sah, rief er: Herr! Herr! guten Tag, Herr!

Wie der Herr das hörte, ward er stutzig und sagte zu der Dame: „Hör einmal, der ruft gerade so wie unser Papagei früher.“

„Ach,“ erwiderte die Dame, „sprich mir doch von so etwas nicht, ich muß dann immer an unser armes Kind denken und kann den ganzen Tag nicht wieder froh werden.“ Und damit gingen sie weiter.

Nach einigen Tagen kamen sie wieder an dem Häuschen vorüber, und der Papagei hing wieder am Fenster und rief: Herr! Herr! guten Tag, Herr!

Da blieb der Herr wieder stehen und sprach: „Ich muß doch einmal in dem Häuschen nachfragen, vielleicht bringt uns der Papagei auf eine Spur; du kannst hier einen Augenblick auf mich warten.“

Die Dame wollte es wohl nicht recht zugeben, aber der Herr ging doch hinein.

Im Hause traf er die alte Frau allein. Die erschrak über den vornehmen Besuch und war sich dabei nichts gutes vermuthend und nahm sich vor, daß sie recht auf ihrer Hut sein wollte.

Der Herr fragte sie sogleich, wo sie den schönen Papagei her hätte.

„Den habe ich schon lange,“ erwiderte sie.

Digitized by Google

„Nun, wenn Ihr ihn auch schon lange habt," sagte der Herr, „so müßt Ihr ihn doch zuletzt irgendwoher haben."

„Ja," entgegnete sie.

„Wollt Ihr mir denn nicht sagen, wo Ihr ihn her habt," sprach der Herr.

„Nein," erwiderte sie.

Der Herr wollte nun zornig werden, aber doch bedachte er wieder, daß man mit guten Worten immer noch schneller ans Ziel kommt als mit bösen; deßhalb drückte er ihr ein Stück Geld in die Hand und sprach:

„Ich habe ja nichts wider Euch und will Euch gewiß nichts böses zufügen, mir liegt nur viel daran, zu erfahren, wo jener Papagei her ist; und wenn Ihr mir es sagt, so gebe ich Euch noch ein solches Geldstück."

„Wenn Ihr es denn durchaus wissen wollt," antwortete sie; „mein Sohn hat ihn aus dem letzten großen Kriege mitgebracht."

„Aus welcher Stadt denn?" fragte der Herr.

Da nannte sie die Stadt, und der Herr rief: „Dann ist es mein Papagei, der zugleich mit meinem Söhnchen fortgekommen ist."

Als sie das hörte, erschrak sie sehr, denn sie hätte sich um alles in der Welt nicht mehr von dem Knäblein trennen mögen, und sie nahm sich vor, nun gewiß nichts mehr zu verrathen, und sprach:

„Wenn der Papagei Euch gehört, so nehmt ihn nur in Gottes Namen sogleich mit fort; mir liegt an dem Vogel nichts, denn er kostet nur unnütz Futter, und Ihr habt mir schon mehr Geld gegeben, als er werth ist."

„An dem Vogel liegt mir auch nichts," entgegnete er, „aber sagt mir doch: habt Ihr keine Kinder bei Euch im Hause?"

„Ja," sagte sie, „einen Sohn, so groß wie Ihr."

„Ei," meinte der Herr, „wem gehören denn die kleinen Schuhe dort unter dem Bett?"

„Die gehören einem kleinen Mädchen aus der Nachbarschaft," sagte sie.

„Wem gehören denn aber die Höschen, die dort an der Wand hängen," fragte der Herr wieder.

„Ich weiß, wem die Höschen gehören," entgegnete sie,



Digitized by Google

„aber was Ihr hier zu suchen und mich auszufragen habt, das weiß ich nicht; Ihr thätet mir wahrlich einen Gefallen, wenn Ihr ginget.“

„Ich gehe nicht,“ sagte der Herr, „ich will erst sehen, ob ich hier nicht erfahren kann, wo das Knäblein geblieben ist, das zugleich mit dem Papagei von einem Soldaten fortgetragen worden ist, als die Stadt niedergebrannt wurde.“

Jetzt hörte sie das Knäblein draußen mit den Holzschuhen klappern und sah den Philipp vom Walde heimkehren, und da rief sie:

„Machet Euch jetzt schnell fort, denn mein Sohn kommt jetzt heim, und wenn er Euch hier träfe, so möchte es Euch wohl übel ergehen.“

Er sprach aber: „Ich fürchte mich nicht vor Eurem Sohne.“ Und in dem Augenblick kam auch schon das Knäblein herein, und dicht hinter ihm her die fremde Dame, und die rief: „Oh, sieh doch nur den Knaben da, wie sehr der dir gleicht und unserem armen Kindchen.“

Jetzt kam auch der Philipp herein, und die Mutter rief in großer Angst: „Ach, Philipp, schaff doch die fremden Herrschaften fort, sie wollen uns unser Bübchen nehmen.“

Der Herr sprach aber zum Philipp: „Dieses Knäblein ist aus unserem Schloß und der Stadt fortgetragen worden, als sie im Kriege niedergebrannt wurde; und, wie mir scheint, habt Ihr es fortgetragen.“

Da bekam der Philipp große Angst, denn er sah, daß er es mit einem vornehmen und mächtigen Herrn zu thun hatte, und besorgte, daß er nun gar noch für seine Gutmüthigkeit ins Unglück kommen sollte, und so sprach er:

„Oh, Herr, ich habe das Kindchen ja nur aus gutem Herzen mit mir genommen. Die anderen haben Euer Schloß geplündert und alles fortgetragen, was Werth hatte, ich aber habe dieß Kindchen gefunden und nur das allein mit mir genommen, weil es mich jammerte, denn sonst wäre es sicherlich verbrannt.“

Der Herr entgegnete: „Wer sagt denn, daß Ihr nicht aus gutem Herzen das Kind mitgenommen habt? Ihr habt sehr gut und rechtschaffen gehandelt; aber uns werdet Ihr es doch wohl nicht verdenken, wenn wir unser einziges Kind wieder an uns nehmen wollen.“

Digitized by Google

Da rief die alte Frau: „Oh, nehmet mir doch das Knäblein nicht fort, ich kann ohne das Knäblein nicht mehr leben.“

Der Herr aber berieth sich mit der Dame und sprach dann:

„Da wir das Knäblein mitnehmen und Ihr es nicht lassen wollt, so wird es wohl am besten sein, wenn Ihr und Euer Sohn mit uns geht; und da wir Euch großen Dank schuldig sind, so werden wir dafür Sorge tragen, daß Ihr gute Tage habt.“

So geschah es denn auch, und Philipp und seine Mutter hatten von da ab das glücklichste Leben.

Digitized by Google

# Drei Sprüche.

In alten Zeiten lebte in einer Stadt ein reicher Herr Namens Hans Villingen mit seiner Frau und seinen zwei Kindern, einem Sohn und einem Töchterchen. Er hatte seine Frau so recht lieb und sie ihn wieder, so daß sie sehr glücklich waren. Da brach nun aber ein Krieg aus, und fremdes Volk drang in die Stadt ein und plünderte sie aus und schleppte viele Leute gefangen fort, darunter auch den Hans.

Er mußte nun weit in der Welt umherziehen, und zuletzt kaufte ihn in einem fernen fremden Lande ein reicher, mächtiger Mann und behielt ihn als seinen Sklaven.

Es erging ihm bei seinem Herrn nicht gerade schlecht, denn er wurde nicht übermäßig angestrengt und hatte hinlänglich zu essen und zu trinken, so daß er sich mit der Zeit wohl an sein Loos hätte gewöhnen können, wenn nur nicht die Sehnsucht nach seiner lieben Frau ihn so sehr gequält hätte. Und wie die Jahre vergingen, wurde seine Sehnsucht nicht schwächer, wie es sonst wohl zu geschehen pflegt, sondern nur immer stärker, so daß er oft, wenn er allein war, um sie weinte und klagte. Oftmals dachte er wohl an die Flucht, aber es war fast unmöglich, zu entkommen; und dann wurden auch solche Flüchtlinge, wenn sie wieder eingefangen wurden, gar furchtbar gestraft und meistens grausam hingerichtet.

Als er schon daran verzweifelt war, daß er je die Heimath wiedersehen werde, bemerkte er eines Tages, daß ein alter Diener, der immer um seinen Herrn war, dieselbe Sprache reden konnte wie er, denn er sagte zu dem Herrn, daß dieses und jenes in seiner Heimath so und so benannt werde. Nun hätte er sich ihm wohl gern als Landsmann zu erkennen gegeben, er wollte aber nicht, daß Jemand etwas merkte, und so verging noch wieder eine lange Zeit, bis sich eine günstige Gelegenheit fand.

Als er ihn dann in der Heimathsprache anredete, ward

Digitized by Google

der alte Mann sehr freundlich und fragte, ob er ihm nicht mit etwas dienen könne.

Der Hans dachte nun wohl vor allen Dingen an seine Flucht, doch wußte er noch nicht, ob er dem Alten trauen dürfte, und so sprach er denn:

„Es geht mir nicht gerade schlecht, doch könnte ich es immerhin auch noch besser haben; sehr gern hätte ich ein Platz in eurer Nähe, daß ich euch doch zuweilen sehen und mit euch von der Heimath sprechen könnte."

Das war dem Alten gerade recht, und weil er bei seinem Herrn sehr viel vermochte, so bekam der Hans alsbald eine Stelle als Gärtner in dem Schloß, in welchem der Herr für gewöhnlich wohnte. Nun kam der Alte jeden Tag, um zu plaudern, und so wurden sie bald gute Freunde. Als er dann bemerkte, daß der Hans oft so traurig war, fragte er ihn nach den Ursachen, und er antwortete:

„Als ich von Hause fortgeschleppt wurde, blieb dort meine liebe Frau zurück und zwei Kinder — ach! die müssen wohl schon herangewachsen sein, wenn sie nicht gestorben sind. Und nun quält mich die Sehnsucht nach meiner Frau oft so schrecklich, daß ich am liebsten sterben möchte, so gut ich es hier auch habe."

„Ach ja," sagte der Alte, „das ist wohl etwas sehr trauriges; aber warte nur noch einige Jahre, so wird die Sehnsucht schon vergehen. Als ich noch jung war, habe ich auch oft genug um die liebe Heimath gejammert."

Der Hans aber wurde nicht zufrieden, sondern nur immer trauriger, und da der Alte so fürsorglich für ihn war, wie ein Vater, und ihm Gutes zu thun suchte, wo er nur konnte, so faßte er sich endlich ein Herz und gestand ihm, daß er gern entfliehen möchte.

Da bekam der Alte einen furchtbaren Schreck und antwortete:

„Denke doch nur nicht an so etwas; du hast hier doch ein ganz gutes Leben, und du weißt, wie schrecklich es denen ergeht, die auf der Flucht erwischt werden."

Der Hans entgegnete aber: „Ich weiß wohl, in welch schreckliche Gefahr ich käme, aber dennoch will ich gern mein Leben wagen, wenn ich nur hoffen darf, daß ich meine liebe Frau noch einmal wiedersehe."

Der Alte versuchte nun wohl ihm die Gedanken auszu-

Digitized by Google

reden; als er aber endlich sah, daß das nicht möglich war, sprach er eines Tages:

„Du weißt, in welche schreckliche Gefahr du dich begiebst, und auch mir möchte es wohl übel ergehen, wenn es herauskäme, daß ich dir behülflich gewesen wäre; dennoch will ich dir zur Flucht verhelfen, denn ich habe dich lieb bekommen, als wenn du mein Sohn wärest. Wir müssen aber auf das äußerste vorsichtig sein, denn sonst werden wir nur Unheil erleben; so höre denn: Von heute ab werde ich anfangen dich bei dem Herrn weniger zu loben, und mit der Zeit werde ich dich mehr und mehr verlästern, so daß der Herr meinen muß, ich hätte einen Haß auf dich. Nur wenn ich ganz sicher bin, daß Niemand uns sehen kann, werde ich hin und wieder ein paar Worte mit dir sprechen und dir das Nöthige mittheilen. Kommt dann eine günstige Gelegenheit zur Flucht, so werde ich dir mit Rath und That helfen."

Für den Hans kam jetzt eine schlimme Zeit und er bekam Scheltworte zu hören und Schläge zu fühlen, und der Alte wußte sich so gut zu verstellen, daß er oft glaubte, er sei ihm wirklich feind geworden.

Wie er nun so in der schwersten Sklaverei dahinlebte und gar nicht mehr daran dachte, daß auch noch einmal wieder eine gute Zeit für ihn kommen könne, da kam eines Abends der Alte zu ihm und sprach:

„Noch diese Nacht verreist der Herr auf lange Zeit, und mich läßt er hier als Aufseher über das ganze Schloß und alles Gesinde. Sobald er fort ist, werde ich dich abholen und dir genau die Richtung und die Wege zeigen, die du ziehen sollst. Dann werde ich dir morgen überallhin nachsetzen lassen, nur nicht nach der Richtung hin, in der du geflohen bist."

Dann ging er gleich wieder fort; aber in der Nacht holte er ihn richtig ab und brachte ihn auf den Weg und gab ihm noch eine große Summe Geldes mit.

Als es nun am andern Morgen ruchbar wurde, daß der Hans nirgends zu finden sei, stellte sich der Alte ganz wie rasend und bot alle Mannschaften auf und ließ ihm überall nachsetzen, nur nicht nach der richtigen Seite hin. So gewann der Hans einen guten Vorsprung und zog Nacht und Tag durch Wälder und Wüsteneien fort, so rasch er nur konnte, bis er in eine Gegend kam, die der Alte ihm beschrieben hatte,

Digitized by Google

und in welcher der Herr, bei dem er in Sklaverei gewesen war, keine Macht mehr hatte.

Alsbald gelangte er in eine Stadt, und da stand über dem Thor geschrieben, daß dort ein sehr weiser Mann wohne, der in die Zukunft sehen und Jedem Rath geben könne. „Ei," sprach der Hans zu sich, „da will ich doch gleich einmal nachfragen, ob meine Frau noch lebt, und ob ich die Reise zu ihr glücklich vollenden werde."

Als der Rathsager ihn genau betrachtet und eine Weile mit ihm gesprochen hatte, sagte er:

„Ob deine Frau noch lebt, kann ich dir nicht sagen; aber deine Reise wirst du glücklich vollenden, wenn du drei Sprüche immer vor Augen behältst, die ich dir sagen will:

1. Was dich nicht angeht, da laß deinen Fürwitz. Was dir auch wunderbares oder schreckliches begegnen mag, so sollst du es nicht achten, wenn es dich nicht angeht.

2. Gehe nie von der großen Straße ab auf einen Richtweg.

3. Gib deinem jähen Zorn nicht nach.

Ach, dachte der Hans als er fortging, ist das dumm; hätte ich doch mein Geld wieder. Daß ich nicht fürwitzig sein soll, hat meine Großmutter schon gesagt, und daß ich von der Landstraße nicht abgehe, wo ich Weg und Steg nicht genau kenne, versteht sich doch von selbst, und daß ich dem jähen Zorn nicht nachgeben sollte, wußte ich auch schon, als ich noch ein Kind war; ach, hätte ich doch mein Geld wieder.

Er überlegte sich nun, daß er wohl am besten durchkäme, wenn er sich recht unscheinbar machte.

Von dem langen Umherstreifen in den Wäldern und der schlechten Nahrung sah er schon zerlumpt und verhungert genug aus, jetzt machte er sich auch noch eine Krücke, so daß ihn Jedermann für einen armen, verkrüppelten Bettler hielt. So lungerte er denn an den Straßen herum und bettelte die Leute an und zog nur langsam vorwärts; nur wenn es unbemerkt geschehen konnte, wanderte er rüstig voran.

Als er etliche Monate gereist war, kam er in ein Land, in welchem die Leute so redeten wie in seiner Heimath, oder wenigstens ähnlich so. Dort bettelte er eines Tages an einem Schloß immer noch in seinen alten Lumpen, aus denen der rechte Arm nackt heraushing. Da kam eine Dame heran, um ihm einen Almosen zu geben, und die blickte zuerst fest und

Digitized by Google

starr auf seinen Arm, auf welchem ein Muttermal zu sehen war, und dann in sein Gesicht, und auf einmal rief sie seinen Namen. Da erschrak er sehr, und als er sie genau anschaute, sah er, daß es seine Schwester war.

Sie nahm ihn nun an die Hand und führte ihn in ihr Zimmer, und dort fragte er sogleich, ob seine Frau noch am Leben und gesund sei.

„Soviel ich weiß," erwiderte die Schwester, „lebt sie und ist gesund, es müßte ihr denn ganz kürzlich etwas zugestoßen sein."

Da wurde dem Hans sehr leicht ums Herz, und er erzählte jetzt rasch, was er alles erlebt hatte. Dabei fiel es ihm auf, daß seine Schwester so bleich und bekümmert aussah, und er fragte sie nun, wie es ihr ergangen und wie sie hierher gekommen sei.

„Ach," erwiderte die Schwester, „mir ist es viele Jahre sehr gut gegangen, aber jetzt geht es mir schlecht. Kurze Zeit nachdem sie dich fortgeschleppt hatten, kam durch die Kriegsereignisse ein Herr in unsere Stadt, der hier in der Nähe sein Schloß und seine Güter hatte; der verliebte sich in mich und ich mich in ihn, und so wurden wir denn bald ein sehr glückliches Paar und zogen in dieses Land und in sein Schloß."

„Nun ist aber vor einem Jahr mein lieber Mann gestorben, und bald darauf war die Frau des Herrn hier im Schloß spurlos verschwunden — wenigstens sagten die Leute so. Da nun mein Mann ein Vetter des Herrn hier im Schloß war, so ließ er mich bitten, ich möchte doch kommen und seinem Haushalt vorstehen. Leider ließ ich mich dazu bereit finden, und nun bin ich hier und kann ohne Lebensgefahr nicht wieder fort, wenn ich ihn nicht überrede, daß er mich gutwillig ziehen läßt, was mir schwerlich gelingen wird, denn der Mann ist wie ein Wahnsinniger."

Als sie noch so sprach, klopfte es an der Thür, und gleich darauf trat der Herr herein.

Der Hans bekam einen Schreck, so bleich und finster sah er aus; und die Augen rollten ihm im Kopf, daß einen ein Grauen ankommen konnte.

„Ei, Frau Base," sprach er dann, „was macht Ihr denn mit dem Bettler da in eurem Zimmer?"

„Entschuldiget," erwiderte der Hans rasch, „ich bin ihr Bruder und bin durch Unglücksfälle in Noth gekommen, die nun aber, so Gott will, bald ein Ende haben soll."

Digitized by Google

Da wollte der Herr freundlich und lustig thun, aber es stand ihm schlecht an, doch sprach er:

„Wie sehr freut es mich, daß ich Gelegenheit habe, Euch nützlich zu sein; jetzt kommt nur sogleich, daß ich Euch herrichten lasse, wie es sich geziemt für einen Herrn wie Ihr seid."

Damit nahm er ihn am Arm und führte ihn hinaus. Und nun mußten ihm die Diener ein Bad rüsten und ihm schöne Kleider bringen, daß er wieder aussah wie ein vornehmer Herr.

Wie er mit allem fertig war, war es Essenszeit, und da sagte der Herr zu ihm, daß sie in den Speisesaal gehen wollten.

Als sie an der Thür des Saales ankamen, zog er einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf; als sie dann eingetreten waren, schloß er sogleich von innen wieder zu und steckte den Schlüssel in die Tasche. — Das kam dem Hans schon recht merkwürdig vor.

Im Saal stand ein langer Tisch, und am oberen Ende war für sie beide gedeckt, so daß sie einander gegenüber sitzen mußten; am unteren Ende aber stand eine große verdeckte Schüssel, und daneben lag ein Federkiel.

Als sie sich gesetzt hatten, zog der Herr einen Spieß unter dem Tisch hervor und lehnte ihn neben sich an den Stuhl; dann zog er auch noch einen Dolch und legte ihn neben seinen Teller.

Jetzt wurde dem Hans noch unheimlicher, und er wollte schon fragen. Da fiel ihm aber auf einmal der erste Spruch des weisen Mannes ein, und er dachte:

Ei ei, der ist am Ende doch nicht dumm gewesen und hat in die Zukunft sehen können, und hat es vorausgesehen, daß ich in dieses Schloß kommen und hier wunderbares und schreckliches erleben würde. Nun will ich mich aber gewiß in acht nehmen und immer thun, als ob es mich nichts angeht, was auch geschehen mag.

Jetzt wurde durch ein Loch in der Wand, dicht neben dem Herrn, eine Platte hereingeschoben, und sie fingen an zu essen; ebenso wurden auch die anderen Platten hereingeschoben.

Der Hans ließ es sich gut schmecken und aß und trank reichlich, denn er war sehr ausgehungert, und es war seit langer Zeit das erste Mal, daß ihm eine reichliche und wohl zubereitete Mahlzeit vorgesetzt wurde. Der Herr sprach über dem Essen kein Wort, und so schwieg auch der Hans.

Digitized by Google

Als sie eine Weile getafelt hatten, drückte der Herr auf einen Knopf, wodurch eine kleine Thür in der Wand aufging; und nun wollten dem Hans denn doch die Haare zu Berge steigen, denn aus der Thür kam eine Frauensperson heraus, die viel mehr wie eine Leiche denn wie ein lebendes Wesen aussah. Das Gesicht war grünlich, und die Haut lag fest auf den Knochen auf, und die Augen lagen tief in den Höhlen, gerade wie bei einer Leiche; auch glaubte er nicht anders, als daß es ein Gespenst sei.

Sie schritt langsam und schwankend auf das untere Ende des Tisches zu und nahm den Deckel von der Schüssel. Der Hans sah, daß diese noch etwa zu einem Viertel mit einer Pastete gefüllt war. Dann nahm sie den Federkiel, der neben der Schüssel lag, füllte ihn mit der Pastete und aß den Inhalt auf. Dann schwankte sie sogleich zurück, und die Thür fiel hinter ihr in das Schloß.

Der Hans hatte sich im Augenblick von seinem Schrecken erholt und ruhig zugeschaut, und als die Frau fort war, fing er sogleich wieder tüchtig an zu essen und zu trinken, wie wenn nichts vorgefallen wäre.

Nun wurde der Herr munterer und fing an ihm zuzutrinken und ihn nach seinen Erlebnissen zu fragen.

Der Hans erzählte nun ein Langes und Breites, und während der ganzen Zeit zechten sie tüchtig weiter.

Als er endlich fertig war, sprach der Herr:

„Ihr gefallt mir, so einen Herrn wie Ihr habe ich noch nicht gesehen. Hättet Ihr mich aber viel gefragt oder mir gar Vorwürfe gemacht, sehet, so hätte ich Euch mit diesem Spieß vor den Augen jener Frau niedergestochen, wie schon etliche vor Euch. Da Ihr nun aber gar nicht fürwitzig gewesen seid und es nicht geachtet habet, was Ihr auch wunderbares und schreckliches gesehen habt, so will ich Euch jetzt aus freien Stücken sagen, wie alles zusammenhängt.

Die Ihr da vorhin gesehen habt, war meine Frau. Vor etwa einem Jahr habe ich sie mit ihrem Liebhaber erwischt und habe ihn vor ihren Augen niedergestochen. Dann habe ich ihm das Fleisch herunterschneiden und eine Pastete daraus machen lassen, und sie hat zusehen müssen, wie alles gemacht wurde. Von der Pastete wurde die Schüssel, die Ihr dort unten sehet, ganz voll. Als sie fertig war, habe ich die Frau hier nebenan in ein kleines Zimmer eingesperrt, und zu jeder Mahlzeit

Digitized by Google

kommt sie heraus und muß einen Federkiel voll von der Pastete essen, wie Ihr soeben gesehen habt; andere Nahrung bekommt sie nicht. Die Pastete soll sie ganz aufessen; stirbt sie darüber, so ist es gut, überlebt sie es, nun so will ich sie wieder als meine Frau annehmen, denn sie hat alsdann genug gebüßt, und der Appetit nach einem Liebhaber wird ihr wohl vergangen sein."

„Das glaube ich auch," sagte der Hans, und dann sprachen sie wieder von etwas anderem. Und der Herr ließ noch mehr von dem allerbesten Wein durch das Loch in der Wand herein schieben und wollte nur immer mehr trinken und verlangte von dem Hans, daß er einige Tage bliebe.

Der dachte aber nur immer, wie er aus dem unheimlichen Schlosse fortkommen könnte, und sprach:

„Wo könnte ich es wohl besser haben wie hier bei Euch, wo ich so gut aufgenommen worden bin und so prächtig bewirthet werde; aber bedenkt, daß es bald zwanzig Jahre sind, daß ich von meiner Frau getrennt bin, und daß ich die allergrößte Eile habe heimzukommen."

Das ließ der Herr denn gelten und ging mit ihm zum Speisesaale hinaus.

Als die Schwester ihren Bruder unversehrt wiedersah, freute sie sich sehr, denn sie war in großer Angst um ihn gewesen; der Herr aber ließ sogleich satteln, und ein Diener mußte den Hans in die nächste Stadt geleiten.

Von dort wanderte er dann wieder eine Zeit lang ruhig weiter, bis er eines Tages mit drei jungen Burschen zusammentraf, die mit ihm derselben Stadt zugingen. Als sie eine Weile gewandert waren, sprach der eine: „Ich bin hier in der Gegend gut bekannt; wir kommen jetzt alsbald an einen Fußpfad, der durch den Wald führt, wenn wir den einschlagen, kommen wir eine Stunde früher an wie auf der heißen, sandigen Straße."

Als sie nun an den Fußpfad herangekommen waren, bogen sie alle in denselben ein. Als aber der Hans einige Schritte gemacht hatte, fiel ihm auf einmal der zweite Spruch des Rathsagers ein: „Gehe nie von der großen Straße ab auf einen Richtweg." Deßhalb blieb er stehen und sagte zu seinen Gefährten: „Ich will lieber auf die Straße zurückgehen, wenn sie auch heiß und sandig ist, und möchte Euch rathen, dasselbe zu thun, denn auf Richtwegen kann man leicht irregehn, oder

Digitized by Google

von Räubern angefallen werden, die im Walde versteckt sind; auch bin ich ausdrücklich gewarnt worden."

Sie aber lachten ihn aus und wollten ihn überreden, daß er bei ihnen bliebe. Da er aber standhaft blieb und umkehrte, spotteten sie ihm noch nach: „Laßt es Euch nur recht wohl sein auf der heißen Straße. Wir werden das Essen für Euch beim Wirth bestellen, denn wenn Ihr ankommt, werden wir wohl schon satt sein und Ihr hungrig und durstig genug."

So ging er denn allein auf der sandigen Straße weiter, und bis er in die Stadt kam, wurde es viel später, als er geglaubt hatte. Als er aber beim Wirth ankam, hatte dort doch noch Niemand etwas von den jungen Burschen gehört. So setzte er sich denn allein zum Essen und dachte: die sind gewiß irregegangen.

Als er schon mit dem Essen fertig war, entstand auf der Straße ein großer Auflauf, und als er durch das Fenster schaute, sah er die drei Burschen todt auf einem Wagen liegen, und die Leute sagten ihm, daß sie im Walde von Räubern erschlagen und ausgeplündert worden wären. Ach, dachte er da, wie nützlich war doch das Geld bei dem Rathsager angelegt; zweimal hätte ich jetzt schon das Leben verlieren können, wenn ich seine Sprüche nicht vor Augen behalten hätte.

Er wanderte jetzt wieder eine lange Strecke weiter, bis er eines Abends, als es schon dunkel war, in seiner Heimathsstadt ankam. Er ging sogleich auf sein Haus zu und fand, daß es in ganz gutem Zustande war, wenigstens so viel man von außen sehen konnte. Weil er sich aber zunächst etwas erkundigen wollte, so ging er in ein Wirthshaus, das grade gegenüber lag, und blieb dort die Nacht.

Als er am anderen Morgen aufgestanden war, sah er eine Dame in das Hofthor seines Hauses treten und erkannte sie sogleich als seine Frau. Neben ihr trat ein sehr schönes Mädchen heraus, und er konnte sich wohl denken, daß das seine Tochter war. Da ward ihm so froh und lustig ums Herz, daß er am liebsten sogleich zu ihnen geeilt und ihnen um den Hals gefallen wäre, doch dachte er wieder, daß die große Ueberraschung vielleicht schaden könne.

Wie er noch so in seinen Gedanken stand, kam ein Wagen herangefahren und hielt vor seinem Hause an. Daraus sprangen zwei junge Männer hervor; und der eine sprang auf seine Frau zu und umarmte und küßte sie, der andere aber faßte

Digitized by Google

die Tochter bei der Hand, gab ihr ebenfalls einen Kuß und zog sie hinter die Thür.

Da ward es dem Hans ganz schwarz vor Augen, so wallte der Zorn in ihm auf: Was! dachte er, ich habe mich Jahre und Jahre nach ihr gesehnt und um sie geweint und habe die schrecklichste Noth und Gefahr nicht gescheut, um wieder zu ihr zu kommen, und nun muß ich das da mit meinen eigenen Augen sehen. Ach, wäre ich doch nur bei meinem Herrn geblieben, wo ich es so gut hatte.

Wie ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, ergrimmte er so sehr, daß er nach seinem Messer griff und hinüberlaufen und sie niederstechen wollte. Da fiel ihm aber der dritte Spruch ein: „Gib deinem jähen Zorn nicht nach.“ Denn er hatte ihn in den letzten Wochen immer vor Augen gehabt und darüber nachgedacht, wozu ihm der wohl werde nützen können. So suchte er sich denn so gut es gehen wollte zu beruhigen und ging hinunter in das Gastzimmer, um sich näher nach den Seinigen zu erkundigen. Da er den Wirth gerade antraf, sprach er zu ihm: „Dort drüben scheinen ja ein paar lockere Dämchen zu wohnen. Die alte hat einen Schatz und die junge auch.“

„Oh,“ erwiderte der Wirth, „sagt nur denen nichts böses nach. Das ist eine gar gute, aber unglückliche Frau, die ihre beiden Kinder mit der größten Sorgsamkeit zu allem Guten erzogen hat.“

„Wie kommt es denn aber, daß sie sich von jungen Herren küssen lassen,“ meinte der Hans.

„Das habe ich eben auch gesehen,“ entgegnete der Wirth; „der eine, der die Frau küßte, ist ihr Sohn, und der hat heute Neumeß gehalten, und der andere ist der Bräutigam der Tochter, ein reicher junger Herr hier aus der Stadt.“

Da ward es dem Hans wieder sehr wohl ums Herz, und er dachte wieder an den Rathsager, und wie gut der doch alles vorausgesehen hatte. Dann sprach er zum Wirth: „Wie kommt es denn, daß die Frau so unglücklich ist?“

„Vor vielen Jahren,“ entgegnete der Wirth, „hat fremdes Volk ihren Mann fortgeschleppt, und nun kann sie den Kummer um ihn nicht los werden, und fragt immer nach ihm bei jedem Fremden, der in die Stadt kommt, und meint immer, er müsse noch einmal zurückkommen.“

„Wie hat denn der Mann geheißen?“ fragte der Hans.

„Hans Villingen,“ entgegnete der Wirth.

Digitized by Google

„Oh," sagte der Hans, „von dem bringe ich gute Nachricht, er lebt und ist gesund."

„Ei, ei!" erwiderte der Wirth, „das ist ja eine große Freude. Da will ich nur sogleich hinübergehen und der Frau Nachricht geben."

„Das thut nur," sagte der Hans, „und ich werde mit Euch gehen."

Da sagte der Wirth es der Frau an, daß ein Herr angekommen wäre, der Nachricht von ihrem Manne hätte, und darauf trat der Hans bei ihr ein.

Sie erkannte ihn nicht sogleich; aber als er anfing zu sprechen, erkannte sie ihn; nun war die Freude groß, und sie lebten von da an noch lange in großem Glück.

Digitized by Google

# Der Weihnachtsbub.

In alten Zeiten lebte in einer Stadt eine arme Frau mit ihrem Knäblein Heinrich. Sie lebten in der bittersten Noth, und niemand stand ihnen bei, denn die Leute waren der Mutter feind wegen eines Fehltritts, dessen sie sich schuldig gemacht hatte.

Als nun wieder einmal die böse Winterzeit herankam, da starb die Mutter vor Hunger und Kälte, und grade am Tage vor Weihnacht wurde sie begraben.

Da stand nun das arme Knäblein allein und von aller Welt verlassen in der elenden Hütte und hungerte und fror und weinte um seine arme Mutter.

Wie gegen Abend die Dämmerung herankam, konnte er es nicht mehr aushalten in der einsamen Hütte; zu andern Leuten wagte er aber nicht zu gehen, denn er war schon oft mit bösen Worten heimgeschickt worden; so ging er denn hinaus aus der Stadt und in den Wald hinein, ohne es viel zu achten, wohin er ging. Regen und Schnee fielen dicht herab, so daß seine dünnen Lumpen bald völlig durchnäßt waren, und bald war es auch ganz finster im Walde und er wußte nicht mehr, wo er war. So schlich er in Nässe und Kälte im finsteren Wald umher und dachte nicht anders, als daß er noch in dieser Nacht seiner lieben Mutter nachfolgen und in Hunger und Kälte umkommen werde.

Da gewahrte er aber einen Lichtschein und ging darauf zu. Alsbald kam er an eine Hütte mitten im Walde, von deren Fenster der Lichtschein ausging. Nun hatte er wohl große Furcht vor den Menschen, weil ihm nur böses widerfahren war, so lange er denken konnte; aber in seiner großen Noth faßte er sich doch zuletzt ein Herz und klopfte an; da wurde sogleich geöffnet und er trat hinein.

Es war wohl auch eine ärmliche Behausung, aber doch kam es ihm vor, als sei er aus dem finsteren, kalten Walde

Digitized by Google

in den Himmel gekommen. Im Kamin brannten große Scheite Holz, so daß es hell und warm war; auf einem Tischchen stand ein Weihnachtsbaum mit Nüssen und Aepfeln daran und davor zwei kleine Buben, ungefähr in seinem Alter, mit rothen Köpfen vor lauter Freude; in einer Ecke stand eine Wiege mit einem ganz kleinen Mädchen darin, und die Eltern schauten vergnügt darein und fragten ihn freundlich nach seinem Begehren.

Er konnte aber keine zusammenhängenden Worte herausbringen, so schwach war er vor Hunger und Kälte und so sehr zitterte er, und dabei lief das blanke Wasser aus seinen Kleidern auf die Dielen.

Da erbarmte sich die Frau, und obwohl sie an nichts Ueberfluß hatten, fand sie doch trockene Kleider genug und hieß ihn, sie anziehen und sich ans Feuer setzen und gab ihm zu essen und zu trinken; und als es Schlafenszeit war, machte sie ihm ein Lager dicht am Feuer. Der arme Heinrich schlief so glücklich ein wie noch nie in seinem Leben, nur quälte ihn im Schlafen und im Wachen hin und wieder der Gedanke, daß er bald wieder ohne Obdach und Nahrung in den kalten Winter werde hinaus müssen.

Erst am anderen Morgen, als er sein Frühstück verzehrt hatte, fragten sie ihn, woher und wohin und wie er von seinen Eltern fortgekommen wäre.

Da erzählte er, daß er von einem Vater nichts wisse, und wie er mit seiner Mutter immer in der größten Noth gelebt habe, und daß die jetzt gestorben sei, und wie böse die Leute in der Stadt immer gegen seine Mutter und gegen ihn gewesen wären, und daß er jetzt nicht wisse wohin und wohl im Elend werde sterben müssen.

Dazu weinte er bitterlich, und die beiden kleinen Buben — Leopold und Rudolph hießen sie — hatten großes Mitleid mit ihm und baten ihn immer, daß er doch nur munter sein und bei ihnen bleiben und mit ihnen spielen möchte. Und die Eltern beredeten sich mit einander, und dann trat die Mutter an ihn heran und sprach:

„Wir sind wohl nur arme Köhlersleute und haben an nichts Ueberfluß, aber wo drei Kinder satt werden, findet auch wohl noch ein viertes seine Nahrung; wenn es dir recht ist und du nichts besseres weißt, so magst du bei uns bleiben und hier im Walde mit unseren Kindern aufwachsen."

Da ward der Heinrich sehr glücklich, und die beiden klei-

Digitized by Google

nen Buben jubelten vor Freude, daß er bei ihnen bleiben sollte, und führten ihn gleich hinaus zum spielen in Stall und Scheuer und gaben ihm den Namen „Weihnachtsbub", weil er grade zur Weihnacht ins Haus gekommen war.

Er wuchs nun im Walde heran und wurde ein sehr munterer und sehr kluger Knabe, denn er hatte schon von seiner Mutter, die auch eine kluge Frau gewesen war, vieles gelernt und benutzte jede Gelegenheit, wo er nur etwas erfahren konnte, besonders auch wenn er einmal in die Stadt kam; und das behielt er dann lange im Kopf und machte sich seine eigenen Gedanken darüber. Er vergaß aber auch nicht, daß seine Pflegeeltern ihn rein aus gutem Herzen aufgenommen hatten, und bewahrte ihnen die größte Anhänglichkeit und Dankbarkeit, weil sie ihn ganz so hielten, als wäre er ihr eigenes Kind.

Körperlich blieb er nur schwach, wohl weil er in der frühesten Kindheit zu viel Noth gelitten hatte. Deßhalb behielt ihn die Mutter viel im Hause, wenn der Vater und die Brüder draußen im Walde waren; und damit er sich nützlich machen konnte, lernte er kochen, stricken und nähen.

Auch das kleine Mädchen mußte er oftmals bewachen und pflegen und gewann es sehr lieb.

Als die beiden Brüder das nöthige Alter hatten, gingen sie in die Nachbarschaft, um ein Handwerk zu lernen; der älteste, Leopold, wurde Schlosser und der Rudolph Schmied, doch blieben sie bei den Eltern wohnen. Der Weihnachtsbub wäre wohl für immer zu Hause geblieben, wenn es nach dem Willen seiner Pflegeeltern gegangen wäre, denn die hielten ihn für zu schwach, als daß er ein Handwerk hätte betreiben können.

Der Weihnachtsbub war aber viel zu klug und zu eifrig, als daß er am Müßiggang Gefallen gefunden hätte. Auch hatte er Tag und Nacht den Kopf voll Grübeleien, wie er wohl zu Ansehen und Vermögen gelangen könnte; weniger um seiner selbst willen, als weil er aus Dankbarkeit den Pflegeeltern und besonders auch dem kleinen Mädchen gute Tage verschaffen wollte, und so sprach er denn eines Tages zum Vater:

„Es kann nicht immer so fortgehen, daß ich Euch hier zur Last liege, ohne etwas ordentliches zu schaffen; ich will in eine Stadt gehen und das Schneiderhandwerk erlernen, dazu bin ich stark genug."



Digitized by Google

„Ach nein," erwiderte der Vater, „das geht nicht, da würdest du wohl bald eine kranke Brust bekommen und frühzeitig sterben."

„Oh, glaube nur das nicht," entgegnete der Weihnachtsbub; „wenn ich auch schwach an Gliedern bin, so bin ich doch von Herzen ganz gesund, und übrigens will ich lieber frühzeitig sterben, als all mein Lebtag müßig gehen."

Die Eltern wollten ihn nun wohl nicht fortlassen, denn sie hatten ihn fast lieber als ihre eigenen Kinder, er ließ aber nicht nach, und so bekam er schließlich doch seinen Willen und ging zu einem großen Schneidermeister in die Lehre.

Dem gefiel er von Anfang an sehr gut, weil er so klug und anstellig war und sich sogleich nützlich machen konnte, da er zu Hause schon gut nähen gelernt hatte. Mit der Zeit aber wurde er ein sehr berühmter Schneider, und der Meister behielt ihn als seinen Gesellen bei sich und bezahlte ihn hoch, denn all die vornehmsten Leute aus der Stadt wollten von ihm ihre Kleider gemacht haben.

Dort hätte er nun wohl bleiben und mit der Zeit zu Wohlstand gelangen können, wenn er nur an sich gedacht hätte; aber er dachte zu viel an seine Pflegeeltern und besonders an das hübsche kleine Mädchen, und so wanderte er denn eines Tages heim zu dem Häuschen im Walde.

Er war ein hübscher Bursch geworden und sah aus wie ein feiner Stadtherr, nur schwächlich war er geblieben. Und als er ankam, war das kleine Mädchen fast herangewachsen und hübscher wie je, so daß er sie noch mehr lieb bekam und sehnlichst wünschte, daß sie dereinst seine Frau werden möchte; vorher aber wollte er Geld und Gut erwerben, daß er sie auch gut halten könnte, sie und ihre Eltern.

Die Brüder waren zu Hause und halfen den Eltern im Feld und Wald, sonst aber schafften und verdienten sie wenig, denn die ganze Umgegend war arm.

Das wollte dem Heinrich gar nicht gefallen, und eines Tages, als sie alle drei beisammen waren, sprach er:

„Es kann hier nicht so fortgehen, wir können hier nicht immer beisammen bleiben und unsere Jugendjahre verlieren und zuerst unseren Eltern zur Last fallen wie hernach sie uns. Wir müssen fort wandern in Gegenden, wo wir mehr verdienen können, und müssen tüchtig etwas erwerben, daß wir

Digitized by Google

besser zu leben haben und vor allem, daß wir es unseren Eltern besser geben können, wenn sie in das Alter kommen. Und da wir als Brüder aufgezogen sind, so können wir auch bei einander bleiben, damit wir uns beistehen in Noth und Gefahr."

„Ja," sagte Rudolph, der Schmied, der ein sehr großer, starker Bursch war, „wenn einer kommt und mich schlagen will, dann sollst du mir beistehen," und dazu lachte er recht herzlich. Und der Schlosser sprach: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich."

Die Eltern wollten auch vom Wandern nichts wissen und meinten, sie wollten nur alle beisammen bleiben, sie könnten ja ganz gut so leben.

„Ja," sagte der Heinrich, „jetzt möchte es noch zur Noth angehen, aber wenn nun einer von uns heirathen will."

Da lachte der Rudolph wieder und sprach:

„Der Weihnachtsbub hat doch die meiste Courage von uns er ist noch keine zwanzig Jahr alt und denkt schon ans Heirathen."

„Ja," entgegnete der, „daran denke ich ganz ernstlich, und wenn Ihr nicht mitgehen wollt, so gehe ich allein."

Das that er aber doch nicht, vielmehr ließ er ihnen allen keine Ruhe, den Brüdern und den Eltern nicht, und wußte ihnen alles so vorzustellen und auszumalen, daß sie zuletzt doch nachgaben und die Wanderung angetreten wurde.

Die Brüder wollten nicht weit wandern, denn sie hatten Scheu vor der Fremde, aber er ließ ihnen keine Ruhe, bis sie weiter zogen und zuletzt an eine sehr große Stadt kamen.

Dort verdienten sie dann sehr viel Geld und besonders verdiente der Heinrich so viel, daß die andern sich nicht genug wundern konnten und oft zu ihm sagten: „Weihnachtsbub, du kannst hexen." Nach einer Weile hatte er aber wieder keine Ruhe mehr und sagte: „sie müßten fort in eine andere Stadt, wo sie noch mehr verdienten." Die andern hatten durchaus keine Lust, aber er redete so lange auf sie ein, bis sie wieder mitzogen.

Nun wanderten sie wieder eine sehr lange Zeit und verzehrten fast alles, was sie erspart hatten. Und zuletzt kamen sie an einen ungeheuren Wald; durch den wanderten sie mehrere Tage, ohne daß sie einen Menschen oder eine menschliche Wohnung gewahrten; und als sie ans Ende kamen, sahen sie vor sich ein großes, schönes Schloß, das mitten in Feldern und Gärten ganz einsam dalag.

Digitized by Google

Als sie näher kamen und es genau betrachteten, sahen sie über der Thür die Worte angeschrieben:

„Wer in dieses Schloß einziehet und darin wohnen bleibt, dem fällt es zu Eigenthum an mit allen Besitzungen und Rechten, die dazu gehören.“

„So,“ sagte der Heinrich, „jetzt haben wir, was wir wollen; zu dem Schloß kann ein ganzes Königreich gehören, wir gehen jetzt hinein und wohnen darin, so sind wir mit einem Schlage vornehme Herrn und reiche Leute.“

„Bist du denn gescheit, Weihnachtsbub,“ entgegnete der Rudolph, „das ist doch ganz gewiß ein verwünschtes Zauberschloß, da bringen mich keine zehn Pferde hinein.“

„Nein, Weihnachtsbub,“ meinte der Leopold, „was dich nicht angeht, da laß deinen Fürwitz.“

„Mich geht es aber sehr viel an,“ erwiderte der. „Ich habe euch doch gesagt, daß ich reich werden will, damit ich mich den guten Eltern dankbar bezeigen und ein Mädchen heirathen und glücklich machen kann, das mir gefällt — später sage ich euch auch, welche es ist.“

„Sei doch verständig, Weihnachtsbub,“ entgegnete Rudolph, „das ist ein altes Schloß, und wenn es so leicht wäre, darin zu wohnen, so säße schon längst Einer darin. Wenn wir darin umkommen oder verzaubert werden, so machen wir uns nur unglücklich und die Eltern dazu, wenn wir nicht mehr heimkehren und sie im Alter ohne Hülfe allein lassen.“

„Ich fürchte mich vor keinem Zauber,“ sagte der Weihnachtsbub, „Spuck und Hexenwerk muß man ohne Furcht grade auf den Leib gehen, so kann es einem nichts anhaben. Wer nicht wagt, gewinnt nicht; wenn ihr euch zu sehr fürchtet, so gehe ich allein.“

Sie redeten nun noch viel auf ihn ein und wollten ihn zurückhalten, er erwiderte aber immer: „Laßt mich nur, wenn ihr euch zu sehr fürchtet, so gehe ich allein.“

Ihn allein gehen zu lassen, schämten sie sich aber doch wieder, und so folgten sie ihm denn, wie er die große Thür aufmachte, über der die Worte standen.

Durch die Thür kamen sie in eine sehr schöne, große Halle mit den prachtvollsten Waffen und anderem kostbaren Geräth, und alles funkelte, wie wenn es eben geputzt worden wäre; gegenüber an der Wand aber lag ein Leichnam und starrte mit den großen blinden Augen zu ihnen hinüber.

Da bekamen die Brüder große Angst und flüsterten: „Weihnachtsbub, jetzt ist es doch gewiß, daß wir in einem verwünschten Schloß sind, laß uns rasch umkehren, ehe es zu spät ist.“

Der Weihnachtsbub antwortete aber ganz laut: „Was geht mich der Leichnam da an; ich fürchte mich vor den Lebendigen, aber nicht vor den Todten, der Leichnam thut mir ganz gewiß nichts zu leide“; und damit ging er rasch auf eine Thür zur rechten Hand zu, daß seine Schritte durch die Halle dröhnten.

Leopold und Rudolph wären wohl gerne umgekehrt, aber doch schämten sie sich wieder und folgten ihm nach, wenn auch mit Zittern und Zagen.

Jetzt kamen sie in einen großen wunderschönen Saal mit dem prachtvollsten Geräth, und auf dem Fußboden lagen die kostbarsten Teppiche; aber wieder lag dort ein Leichnam.

So ging es fort durch viele Zimmer hindurch. Ueberall war die größte Pracht und alles war sauber und blitzte, wie wenn es eben auf das sorgfältigste geputzt worden wäre, aber überall lagen auch Leichname umher.

Als sie alle Zimmer besehen hatten, sagte der Weihnachtsbub: „So, jetzt wollen wir einmal sehen, ob es in diesem prächtigen Schloß auch etwas zu essen und zu trinken gibt, denn ich bin hungrig geworden.“

Die Brüder baten ihn wieder, daß er doch jetzt umkehren möchte, wo es noch Zeit sei, aber es half wieder nichts.

Sie mußten ihm jetzt folgen, wie er das ganze Schloß, Boden, Kammern, Küche und Keller durchstöberte, und da fanden sie die reichlichsten und besten Vorräthe: Schinken und Würste, wie eben frisch aus dem Rauch gekommen, Mehl, Butter, Käse, Eier, frisches Fleisch, kurz alles, was man sich nur wünschen konnte, und ebenso in den Kellern die besten Getränke.

„Jetzt wollen wir schmausen und fröhlich sein,“ sagte der Weihnachtsbub, als sie alles durchgesucht hatten, und fing an zu essen und zu trinken, daß es eine Lust war ihm zuzusehn. Den Brüdern hatte die Angst die Eßlust benommen, als sie ihn aber so ruhig bei der Arbeit sahen, als wären sie daheim in dem Häuschen im Walde und nicht in einem verwünschten Schloß voll Leichen, bekamen sie auch Appetit und fingen an zu essen und zu trinken. Als sie sich reichlich gesättigt hatten, sprach der Weihnachtsbub:

Digitized by Google

„In diesem Schlosse ist es prächtig wohnen, aber vorerst wird es wohl noch manches zu thun geben. Vor allen Dingen müssen wir die Leichen fortschaffen; sie sind zwar vertrocknet und haben keinen Verwesungsgeruch, aber es ist doch eine unangenehme Gesellschaft."

Die Brüder ließen jetzt von allem Widerspruch ab und folgten ihm, wie er hinten zum Schloß hinaus in einen Hof trat. Dort standen Ställe und Scheunen, wie sie schon von den Fenstern aus gesehen hatten; und als sie hinein traten, fanden sie Pferde und Kühe, Schafe, Schweine, Hühner und Gänse, und Futter und Frucht für Vieh und Menschen in reichlichster Fülle, dazu alle Geräthschaften für Feld- und Gartenbau.

„Das trifft sich gut," sagte der Weihnachtsbub, „jetzt wollen wir uns sogleich an die Arbeit machen und eine große Grube graben für die vielen Leichen."

Sie fingen nun fleißig an zu graben, aber bis sie die große Grube fertig gemacht und alle Leichen zum Schloß hinaus geschafft hatten, vergingen mehrere Wochen. Während der ganzen Zeit blieben immer alle drei dicht bei einander, denn die Brüder litten es nicht anders, weil sie sich immer noch fürchteten, und auch des Nachts schliefen sie hart bei einander.

Als nun aber die Leichen schon einige Zeit unter der Erde waren und noch immer alles ruhig blieb, verloren sie allmählig ihre Furcht, und da wurde es ihnen auch lästig, immerfort so nahe beisammen zu sein, und so sprach eines Tages der Rudolph:

„Wir könnten es viel bequemer haben, wenn wir nicht immer den ganzen Tag beisammen wären; Gefahr scheint ja keine vorhanden zu sein. Besonders ist es lästig, daß wir immer erst anfangen müssen zu kochen, wenn wir des Mittags heimkommen; es wäre viel angenehmer, wenn wir unser Essen gekocht vorfänden. Deßhalb schlage ich vor, daß abwechselnd die eine Woche der Eine, die andere Woche der Andere des Vormittags das Essen kocht und dann, wenn er fertig ist, mit der großen Glocke läutet, daß die beiden anderen heimkommen."

Es war nämlich auf einem der Thürme eine große Glocke, von der der Strang gerade in die Küche hing.

Sie waren mit Rudolphs Vorschlag einverstanden, und es wurde ausgemacht, daß die erste Woche Leopold, dann Rudolph, dann der Weihnachtsbub kochen sollte.

Digitized by Google

Als am anderen Mittag Leopold sein Essen fertig hatte und eben zum Glockenstrang gehen wollte, um zu läuten, humpelte auf einmal hinter seinem Rücken ein altes Weib vorüber, ohne daß er von ihrem Eintritt das geringste gemerkt hatte. Sie humpelte auf den Kamin zu und rieb sich die Hände, und sagte bei jedem Schritt: „Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt!“

Leopold war es schon sehr unheimlich geworden, wie sie so plötzlich hinter seinem Rücken erschienen war; als sie jetzt aber am Kamin angekommen war und sich umdrehte, so daß er ihr gerade in's Gesicht sehen konnte, wurde er ganz starr vor Schreck, so scheußlich sah sie aus. Sie hatte ein langes, spitzes Kinn und eine lange, spitze Nase und Zähne wie Schweinshauer und aus Mund und Nase troff Geifer heraus. Dazu hatte sie grüne Triefaugen mit rothen Rändern, aber sie funkelten ärger, wie bei einer bösen Katze. Das Haar hing ihr in Strähnen um den Kopf, und ihre Hände waren anzusehen wie Vogelkrallen.

Als er sich von seinem Schreck etwas erholt hatte, fragte er sie:

„Wo kommst du denn her und was willst du von mir?“

„Oh,“ antwortete sie, „ich bin eine arme Bettelfrau und wohne dort hinten in dem großen Walde. Hu! wie mich friert! Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt! Laß mich nur hier an dem Feuer wärmen und gib mir ein wenig von deinem Brei dort.“

Ihre Stimme klang sehr unheimlich beim Sprechen, und der Leopold folgte ihr mehr aus Furcht wie aus Mitleid, füllte einen Teller mit Brei, legte einen Löffel dazu und reichte ihn ihr.

Sobald sie den Teller in der Hand hatte, ließ sie den Löffel herunterfallen und sagte:

„Reiche mir doch den Löffel herauf, ich zittere so sehr. Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt!“

Wie sich nun der Leopold bückte, saß sie ihm mit einmal im Nacken und lachte gräßlich und quälte ihn furchtbar, daß ihm die Rippen krachten und er ganz taumelig wurde. Doch behielt er noch soviel Besinnung, daß er auf allen Vieren zum Glockenstrange kroch und anzog, um seine Brüder herbeizurufen. Und sobald die Glocke anschlug, war das alte Weib spurlos verschwunden, und nicht das geringste war im Zimmer

Digitized by Google

verrückt, auch kein Fleckchen war von ihrem Geifer und ihren schmutzigen Schuhen zu sehen, alles war genau, wie wenn niemand dagewesen wäre.

Wie die Brüder heimkamen, fanden sie den Leopold noch ganz bleich und zitternd im Zimmer stehen von dem Schreck und von den ausgestandenen Schmerzen. Sie fragten ihn nach sogleich, was ihm denn zugestoßen sei; er aber hatte nur die Vorstellung, daß er von einem alten Weib geschlagen worden sei, und schämte sich, das einzugestehen. Deßhalb sprach er:

„Ach, mir ist recht übel geworden, ich glaube, ich kann die Küchenluft noch nicht vertragen, morgen wird es schon besser gehen."

Am anderen Mittag gab er auf das genaueste Acht, damit er sähe, woher die alte Hexe käme, falls sie wieder erschiene; auf einmal aber humpelte sie wieder hinter ihm auf den Kamin zu, mit ihrem „Schuck schuck, was kalt!", ohne daß er das geringste gemerkt hatte.

Dann sagte sie auch wieder, daß er ihr zu essen geben sollte. Das hätte er wohl lieber nicht gethan, aber sie bannte ihn so mit ihrem Blick, daß er gehorchen mußte. Und sobald sie den Teller in der Hand hatte, ließ sie wieder den Löffel herunter fallen und sagte:

„Reiche mir doch den Löffel herauf, ich zittere so sehr. Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt!"

Auch darin mußte er ihr gehorchen, und sobald er sich gebückt hatte, geschah ihm grade so wie das erste Mal.

Als die Brüder hereinkamen, sah er noch bleicher und hinfälliger aus wie am Tage zuvor, und sprach zu ihnen:

„Das kann ich jetzt nicht aushalten, wenn ich noch weitere fünf Tage kochen sollte, so würde ich wohl das Leben lassen müssen. Der Rudolph muß mich jetzt ablösen, ich kann es ja vielleicht später einmal wieder gut machen."

„Darauf gehe ich gern ein," entgegnete der Rudolph, „es ist mir ganz recht, wenn ich mich ein wenig von der schweren Feldarbeit ausruhen kann."

Der Leopold aber dachte: Der Rudolph ist ein sehr starker Mann, vielleicht wird er mit dem alten Scheusal fertig.

Dem erging es jedoch am nächsten Mittag ganz ebenso wie es seinem Bruder ergangen war. Auch er mußte sich nach

Digitized by Google

dem Löffel bücken und wurde jämmerlich zugerichtet, so daß er auf allen Vieren zum Glockenstrange kriechen mußte.

Als Leopold die Glocke hörte, die so schwach klang, wie wenn ein Kind am Seile zöge, dachte er sich schon sein Theil und rannte mit dem Weihnachtsbub eiligst nach Hause, und da fanden sie denn den Rudolph auch in demselben Zustande, in dem Leopold an den beiden vorigen Tagen gewesen war. Aber auch er schämte sich und sagte, daß er auch die Küchenluft nicht vertragen könne, und am zweiten Tage sprach er zum Weihnachtsbub:

„Weihnachtsbub, du bist von Haus aus mehr an die Stuben- und Küchenluft gewöhnt wie wir beide, der Leopold und ich, du mußt es jetzt einmal versuchen."

„Ach," erwiderte der Weihnachtsbub, „macht mir doch nichts weis mit Eurer ‚Küchenluft'. Ihr habt wieder Angst bekommen, und irgend ein Leichnam oder eine Hexe oder sonst ein Teufelsspuk macht Euch zu grauen. Aber laßt mich nur machen, ich fürchte mich vor solchen Dingen nicht und bleibe ganz gern allein zu Hause." Da sahen sich die Brüder einander an, sagten aber nichts.

Als sie jedoch am anderen Morgen zusammen an die Arbeit gingen, sprach der Rudolph: „Ist dir nicht etwas unheimliches begegnet über dem Kochen?" „Ja," sagte der Leopold, und nun erzählten sie einander, was ihnen begegnet war. Dann bekamen sie Gewissensbisse, daß sie den armen, schwachen Weihnachtsbub allein zu Hause gelassen hatten, und meinten, der könne am Ende gar an den Mißhandlungen sterben, und nahmen sich vor, frühzeitig heimzukehren, damit ihm nichts widerfahre.

Der Weihnachtsbub kochte aber das Essen früher als die anderen, und wie er grade fertig war, war auch das alte Weib hinter ihm und ging mit ihrem „Schuck schuck, was kalt" auf den Kamin zu.

Der Weihnachtsbub aber betrachtete sie ohne Furcht und fuhr sie an: „Wo kommst du denn her, verdammte alte Hexe? Man klopft doch an, wenn man zu den Leuten ins Haus geht."

„Oh," antwortete sie, „ich bin eine arme Bettelfrau und wohne dort hinten in dem großen Walde. Hu! wie mich friert! Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt! Laß mich nur hier an dem Feuer wärmen und gib mir ein wenig von deinem Brei dort."

Digitized by Google

Da sprach der Weihnachtsbub: „Du bist wohl das widerlichste alte Scheusal, das mir jemals vorgekommen ist, aber hungrig will ich dich dennoch nicht fortschicken"; und damit reichte er ihr einen Teller mit Essen.

Sobald sie den Teller in der Hand hatte, ließ sie wieder den Löffel herunter fallen und sagte:

„Reiche mir doch den Löffel herauf, ich zittere so sehr, Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt!"

Da rief er: „Altes Scheusal, meinst du, ich hätte nicht gemerkt, wie du den Löffel mit Vorsatz herabgeschüttelt hast? Gleich nimmst du den Löffel auf, oder ich schlage dir die Knochen zu Brei." Und damit griff er nach dem Schüreisen.

Als er aber auf sie zutreten wollte, war sie verschwunden, und da ging er an den Glockenstrang und fing an zu läuten.

Die Brüder waren inzwischen schon auf das Schloß zugegangen, und wie sie grade eintreten wollten, hörten sie die Glocke gar lustig erklingen.

Da sprach der Rudolph: „Das klingt anders wie unser Geläut, ich glaube gar, der Weihnachtsbub ist mit der alten Hexe fertig geworden."

Als sie in die Küche traten, lachte der Weihnachtsbub ihnen hell entgegen und rief:

„Gelt, ich kann die Küchenluft gut vertragen?"

Da schämten sich die beiden andern so sehr, daß er es ihnen ansehen konnte; er sprach aber:

„Ihr braucht Euch nicht zu schämen, denn es ist nicht jedermanns Sache, mit Spuk und Teufelswerk fertig zu werden. Ich denke, das alte Scheusal wird wohl nicht wieder kommen, zur Sicherheit will ich aber doch noch für einige Zeit das Kochen übernehmen."

Am andern Mittag erschien jedoch richtig wieder das alte Weib hinter ihm in der Küche und ging auf den Kamin zu; er aber fuhr sie an:

„Verwünschte Satansbrut, wo kommst du schon wieder her; habe ich dir nicht gesagt, daß du anklopfen sollst, wenn du eintreten willst?"

„Oh," antwortete sie wieder, „ich bin eine arme Bettelfrau und wohne dort hinten in dem großen Walde. Hu! wie mich friert! Schuck schuck, was kalt! Schuck schuck, was kalt! Laß mich nur hier an dem Feuer wärmen und gib mir ein wenig von deinem Brei dort."

Digitized by Google

„Nichts sollst du bekommen," entgegnete der Weihnachtsbub, „du bist kein Bettelweib, sondern eine verwünschte Hexe, und du hast auch keinen Hunger, gestern hast du ja dein Essen auch nicht verzehrt; heute sollst du mir aber nicht wieder so entwischen."

Wie er so sprach, sprang er auf sie zu und packte sie mit der linken Hand an die Gurgel und mit der rechten zog er ein großes Messer hervor, das er zu sich gesteckt hatte. Dann sagte er:

„Du zeigst mir jetzt, wo du hergekommen bist und wo du hingehst, oder ich stoße dir dieses Messer in die Rippen."

Da antwortete sie: „Wenn ich dir zeigen soll, wo ich herkomme und wo ich hingehe, so sage es noch einmal; du darfst aber keine Furcht haben."

Er sprach: „Ich habe keine Furcht, weder vor dir noch vor sonst etwas; zeige mir jetzt, wo du herkommst und wo du hingehst."

Als er das gesagt hatte, standen sie auf einmal in einem tiefen Keller vor einer hohen Wand, und das alte Weib sagte einen Zauberspruch; da that die Wand sich auf und sie traten hindurch.

Dann gingen sie durch viele verschlungene Gänge und durch Ecken und Winkel Trepp auf Trepp ab, so daß der Weihnachtsbub nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, nur war es ihm, als ob sie immer tiefer in die Erde hinein kämen. Endlich stand das alte Weib vor einer großen Flügelthür still und klopfte daran. Da that die sich auf, und sie traten in einen prachtvollen hohen Saal; die Pfeiler waren von Gold, und von der gewölbten Decke herab strahlte Stern an Stern aus lauter Edelsteinen; überall standen die schönsten Sessel und Tische und das wundervollste Geräth aus purem Gold und Silber und mit Edelsteinen besetzt; mitten im Saal aber stand eine große gedeckte Tafel.

Nun kamen aus verschiedenen Thüren kleine, graue Männlein hervor, und alle verneigten sich höflich vor dem Weihnachtsbub und grüßten ihn sehr freundlich und hießen ihn herzlich willkommen. Einer aber trat zu ihm heran und sprach: „Ich will dein Führer sein hier unten, Weihnachtsbub, jetzt komm aber zuerst und setz dich mit uns zu Tisch, denn es ist Essenszeit."

Jetzt setzten sie sich alle und der Weihnachtsbub mit ihnen und tafelten von goldenem Geschirr, und die feinen Platten

Digitized by Google

und die kostbaren Weine wollten schier kein Ende nehmen; und alle waren sehr lustig und sangen und erzählten Schnurren, daß die Zeit herum ging, man wußte nicht wie.

Nach dem Essen führten sie ihn durch wundervolle Gärten und Wälder und dann trieben sie kurzweilige Spiele, bis der späte Abend herankam, und dann wurde nochmals lustig getafelt. So ging die Zeit dahin mit Schmausen und Spielen, Jagen und Fischen, bis eines Tages dem Weihnachtsbub seine Brüder einfielen, und da sagte er zu dem Führer: „Ich muß jetzt wieder hinauf, denn meine Brüder warten auf mich, daß ich zum Essen läute."

„Dann hätten sie lange warten müssen," antwortete das Männlein und lachte dazu, „wie lange glaubst du wohl, daß du hier unten bei uns bist?"

„Nun, es mag wohl eine halbe Stunde sein," meinte der Weihnachtsbub.

„Eine halbe Stunde!" wiederholte das Männchen, und lachte dazu, daß er sich den Bauch halten mußte, „heute grade in dieser Stunde vor zwölf Jahren bist du mit einem alten Weibe bei uns angekommen."

Da bekam der Weihnachtsbub einen furchtbaren Schreck und rief:

„O weh! o weh! was mag nun aus meinen armen Pflegeeltern geworden sein und vor allem aus der Meta, meiner lieben Pflegeschwester, die ich so gern heirathen wollte. O weh! o weh! vielleicht sind sie alle schon gestorben oder die Meta ist gar verheirathet."

„Beruhige dich nur," sagte das graue Männlein, „sie sind alle wohlauf, die Eltern und die Brüder; und die Meta ist eine sehr schöne Jungfrau geworden, hat aber noch auf keinen Mann ein Auge geworfen."

Da ward der Weihnachtsbub wieder froh und sprach: „Du mußt mich jetzt sogleich hinauf führen, daß ich die Brüder wiedersehe und die Pflegeeltern glücklich machen und vor allem die Meta heirathen kann."

„Möchtest du denn nicht bei uns bleiben," sprach das Männlein, „du hast es doch hier so gut, wie du es oben in der Welt nicht haben kannst."

„Nein, nein," erwiderte der Weihnachtsbub, „ich muß zur Meta und den Pflegeeltern, führe mich nur sogleich hinauf."

„Ja, das geht nicht so," sagte das Männlein, „ich kann

Digitized by Google

dich nicht von hier fortführen, die dich hergebracht hat, muß dich auch wieder hinaufbringen."

„Das alte Weib," fragte der Weihnachtsbub, „wo ist sie denn?"

„Sie sitzt oben in einer Dachkammer und spinnt," antwortete das Männlein.

„So führe mich doch gleich zu ihr," bat der Weihnachtsbub.

Da führte ihn das Männlein viele hohe Treppen hinauf, bis sie an die Dachkammer kamen, in der das alte Weib saß.

Die sah noch ebenso scheußlich aus wie vor zwölf Jahren, nur noch widerlicher, denn der Geifer klebte ihr an allen Kleidern, daß sie ganz steif waren.

Der Weihnachtsbub bat sie nun, daß sie ihn wieder hinaufführen möchte; sie sprach aber:

„Du hast mich gezwungen, dich hierher zu führen, aber mich zwingen, dich wieder hinaufzuführen, das kannst du nicht."

Der Weihnachtsbub mochte nun bitten und Vorstellungen machen, so viel er wollte, immer bekam er dieselbe Antwort, eine ganze Stunde lang: „Du hast mich gezwungen, dich hierher zu führen, aber mich zwingen, dich wieder hinaufzuführen, das kannst du nicht."

Da ward er sehr traurig und weinte Tag und Nacht und sprach von nichts anderem, wie von der Meta und den Pflegeeltern, bis sich zuletzt das graue Männlein erbarmte und zu ihm sprach:

„Weihnachtsbub, da du nun doch einmal nicht bei uns bleiben magst, so will ich dir behülflich sein, daß du wieder hinaufkommst; zuerst aber will ich dir erzählen, wie alles zusammenhängt.

„Vor hundert Jahren war das alte Weib, das dich hierher gebracht hat, eine wunderschöne, junge Prinzessin, und sie hatte einem schönen, jungen Prinzen versprochen, daß sie ihn heirathen wollte; nun kam aber ein reicherer und mächtigerer Prinz und hielt um sie an, und da brach sie ihr Versprechen und verlobte sich mit dem. Darüber wurde der junge Prinz sehr zornig und ging zu einem mächtigen Zauberer und bat ihn um seine Hülfe. Und der Zauberer verwünschte die Prinzessin und das Schloß und alles was dazu gehörte; und die Prinzessin ward eine scheußliche, alte Hexe, wie du sie gesehen hast; und an das Schloß wurde angeschrieben, daß es dem

Digitized by Google

gehören sollte, der es bewohne, denn Keiner konnte es darin aushalten und die Meisten kamen um, die es betraten. Das kam aber so: Die Prinzessin war nicht bloß äußerlich zu einer Hexe verwandelt, sondern auch innerlich, von Herzen, so daß sie Macht hatte wie eine Hexe und nur Lust an Unheil. Die fiel nun über Jeden her, der das Schloß betrat, und saugte ihm das Leben aus; daher die vielen Leichen, die im Schlosse lagen, als ihr ankamt. Deine Brüder können von Glück sagen, daß der Glockenstrang in die Küche hing, denn vor dem Glockenschall mußte sie weichen, sonst hätte sie ihnen auch das Leben ausgesogen. Ueber dich aber hatte sie keine Gewalt, weil du keine Furcht hast. Wir grauen Männlein haben nun die ganzen hundert Jahre hindurch das Schloß unterhalten und das Vieh gefüttert und aufgezogen und alles so erhalten, wie ihr es vorgefunden habt. Wir alle sind auch verzauberte Prinzen; wir können aber nicht mehr erlöst werden, weil unsere Zeit vorübergegangen ist, ohne daß ein Erlöser gekommen wäre. Wir müssen in alle Ewigkeit hier unten bleiben und haben es wohl ganz gut, aber nicht so gut wie in der Seligkeit im Himmel. Die Prinzessin aber kann noch erlöst werden; du brauchst ihr nur einen Kuß auf den Mund zu geben, so wird sie wieder wie sie früher war, muß dann aber deine Frau werden und dich wieder auf die Erde zurückführen."

„Brrrr!" machte der Weihnachtsbub, „wie kann man die küssen." Dann besann er sich aber wieder und sagte: „Küssen wollte ich sie wohl, wenn ich sie nur hernach nicht heirathen müßte, dann kann ja die Meta nicht mehr meine Frau werden."

Da redete ihm das Männlein aber eifrig zu und sprach: „Wenn du hier unten bleibst, so kannst du deinen Pflegeeltern und der Meta ganz gewiß nichts nützen, wenn du aber auf die Erde zurückkehrst und die Prinzessin heirathest, so kannst du ihnen viel Gutes erweisen, und, wer weiß, vielleicht findet sich auch noch ein Mittel, daß du die Meta heirathen kannst."

Da ließ er sich bereden, und das Männlein führte ihn wieder hinauf in die Dachkammer. Als er aber das schreckliche alte Weib sah, und dachte, daß er sie küssen sollte, da wollten sich ihm schier die Eingeweide umkehren, doch machte er die Augen zu und drückte ihr rasch einen Kuß auf die Lippen.

Als er die Augen wieder aufmachte, stand eine wunderschöne, junge Prinzessin vor ihm in den prachtvollsten Kleidern

Digitized by Google

ınd mit dem glänzendsten Schmuck; und sie fiel ihm um den Hals und weinte vor Freude.

Da ward dem Weihnachtsbub recht wunderlich zu Muth, die er so die schöne Prinzessin in den Armen hielt; aber doch achte er gleich wieder an die Meta und wie er wohl um die Heirath mit der Prinzessin herumkommen könnte.

Das Männlein führte sie jetzt wieder hinunter in den schönen Saal und sprach dort zum Weihnachtsbub:

„Du hast dir hier unten Freunde erworben, wenn du in irgend einer Verlegenheit bist, so komme nur wieder zu uns, wir werden dir gewiß rathen und helfen, so gut wir können. Ihr werdet jetzt in einem Korb, in welchem ein Strick liegt, hinauffahren, du und die Prinzessin, deine Braut. Und hier hast du ein Stäbchen, mit dem mußt du unten am Glockenthurm auf den Boden schlagen, wenn du wieder zu uns willst, gerade vor der kleinen Eingangsthür. Alsdann wird sich der Boden aufthun, und deine Brüder müssen dich in dem Korbe am Strick herablassen und den Strick oben festmachen. Der Strick wird zwar lange nicht reichen, aber der Korb macht sich los und trägt dich zu uns herunter und wieder hinauf bis zum Strick, und dann müssen deine Brüder dich wieder emporziehen."

Als er das gesagt hatte, ließ er den Korb herbeibringen, und der Weihnachtsbub stieg mit der Prinzessin hinein. Dann kamen all die anderen grauen Männlein heran und verabschiedeten sich herzlich und schenkten ihnen Gold und Edelsteine, so viel sie nur tragen konnten; und zu dem Weihnachtsbub sagten sie, er solle nur kommen und mehr holen, so oft er wolle. Zuletzt gab das graue Männlein, das den Führer gemacht hatte, ein Zeichen, und da fuhren sie blitzschnell in die Höhe und standen auf einmal vor der kleinen Thür am Glockenthurm, ohne daß sie recht wußten, wie sie dahingekommen waren.

„Jetzt wollen wir schnell unsere Schätze verwahren," sagte der Weihnachtsbub zu der Prinzessin und ging mit ihr in den Glockenthurm.

Als sie wieder hinaustraten, schauten sie sich um und gewahrten, wie sich alles verändert hatte. Rings um das Schloß herum waren schöne, wohlgepflegte Gärten mit den herrlichsten Blumen, und das Schloß selbst sah aus wie neu gebaut, und sie sahen und hörten, daß viel Gesinde und Dienerschaft da war.

Sie gingen nun nach der großen Thür, über der früher die Worte gestanden hatten, und traten in die Halle. Dort kam

Digitized by Google

ihnen eine alte Dienerin entgegen; und wie sie die schöne Prinzessin sah, in ihrem prachtvollen Geschmeide, grüßte sie sehr ehrfürchtig und sprach:

„O wie schade, daß die Herrschaften nicht zu Hause sind. Der Aelteste, der Herr Leopold, macht heute grade Hochzeit mit der Tochter des Königs, und deßwegen sind die Herren beide zur Stadt gefahren."

„Ei," antwortete der Weihnachtsbub, „das trifft sich ja gut. Ich bin der Heinrich, der Pflegebruder der Herren, den sie immer den Weihnachtsbub nannten; und diese schöne Prinzessin hier bringe ich mit, die ist vor hundert Jahren die Herrin im Schloß gewesen und ist verzaubert worden, und ich habe den Zauberbann von ihr genommen; jetzt erzähle du uns, wie sich hier alles zugetragen hat."

Da traten sie in ein Zimmer, und die Dienerin erzählte:

„Vor zwölf Jahren kamen die Herren in dieses Schloß mit einem Dritten, ihrem Pflegebruder. Der blieb eines Tages allein zu Hause und sollte mit der Schloßglocke läuten, wenn es Zeit wäre zum Mittagessen. Da aber die Mittagszeit herumging, ohne daß sie die Glocke hörten, eilten sie heim, um zu sehen, ob ihm nicht ein Unglück zugestoßen wäre. Als sie aber im Schloß ankamen, war von dem Bruder nichts zu sehen; er war spurlos verschwunden, wie von der Erde verschluckt, und soviel sie auch suchten, fanden sie nicht das geringste Zeichen, ob er fortgegangen, oder wo er sonst geblieben war.

Gerade am nächsten Tage kam ein Bote des Königs vor das Schloß geritten und fragte, ob jemand darin wohnte, denn Köhler hatten in der Ferne das Glockengeläut gehört und hatten davon erzählt.

Da riefen die Brüder zum Fenster hinaus, daß sie schon etliche Wochen im Schloß wohnten, und dann sagte der Bote sie sollten noch ein halbes Jahr darin bleiben, dann werde der König selber kommen und sie besuchen.

Und nach einem halben Jahr kam der König, und dann wurde den Herren und dem Pflegebruder, falls er wiederkommen sollte, das Schloß zugesprochen mit all dem großen Besitz, der dazugehörte. Auch ehrte der König sie sehr, weil sie den Zauberbann gebrochen hatten, der die ganze Umgegend so lange gedrückt hatte. Und weil sie die reichsten und mächtigsten Herren im ganzen Lande waren, verlobte er dem ältesten

Digitized by Google

seine Tochter, als sie herangewachsen war, und heute ist die Hochzeit."

„So wollen wir die Hochzeit feiern helfen," sagte der Weihnachtsbub, und fuhr sogleich mit der Prinzessin nach der Stadt.

Da war nun das Staunen und die Freude groß, wie auf einmal der Weihnachtsbub an der Hochzeitstafel erschien und die schöne Prinzessin mitbrachte, die hundert Jahr verzaubert gewesen war.

Als aber die Hochzeit zu Ende war, kehrten sie alle in das Schloß zurück, und nach ein paar Tagen fragte der Weihnachtsbub die Brüder, wie es denn mit den Eltern und Meta stände.

„Ach," antworteten sie, „um die haben wir uns noch nicht bekümmern können, bis zu denen ist es ja viel zu weit."

„Oh," sagte der Weihnachtsbub, „habt ihr die so vergessen in Eurem Glück; habt ihr denn auch nicht zu ihnen geschickt, daß sie wenigstens nicht Noth leiden?"

„Ach," antworteten sie wieder, „bis zu denen ist es ja viel zu weit."

„Nun," sagte der Weihnachtsbub, mir ist es nicht zu weit bis zu ihnen; ich habe die große Wanderung und all die Gefahren bloß auf mich genommen, damit ich meinen Pflegeeltern mich dankbar bezeigen kann; und eure Schwester Meta will ich heirathen, daß ihr es wißt."

„Das geht ja nicht," entgegnete der Rudolph, „du mußt ja die Prinzessin heirathen, von der du den Zauberbann genommen hast."

„Das ist doch noch nicht ganz gewiß," sagte der Weihnachtsbub, „vielleicht läßt sich noch ein Ausweg finden; ich will noch einmal in die Unterwelt hinab zu den grauen Männlein; die sind sehr klug und vermögen sehr viel, vielleicht können sie mir helfen." Und dann sagte er ihnen, daß sie ihn hinablassen sollten und wie sie es machen müßten.

„Weihnachtsbub," entgegneten da die Brüder, „hast du denn noch nicht genug Wunderbares und Schreckliches erlebt? Bleibe doch in unserem schönen Schloß und sei zufrieden, wie wir es auch sind."

„Ich bin nicht eher zufrieden," sprach der Weihnachtsbub, „als bis ich die Eltern hierher gebracht und die Meta geheirathet habe; also thut, wie ich euch gesagt habe."



Digitized by Google

Da ließen sie ihn hinab, und unten traf er sogleich das graue Männlein, das sein Führer gewesen war, und sprach zu ihm:

„Ich habe die Meta zu lieb und möchte die Prinzessin nicht heirathen; sie ist auch viel zu groß und schön für mich und paßt viel besser zum Rudolph, der ein schöner, starker Mann ist. Auch möchte ich so gern die Pflegeeltern im Schloß haben, daß sie an unserem Glück theilnehmen; aber die große Reise können sie nicht wohl machen ohne viele Noth und Gefahr; gibt es denn gar kein Mittel, daß alles geschieht, wie ich es möchte und wie es doch auch wohl recht ist?"

„Das kommt auf Glück an," antwortete das Männlein; „wenn du jetzt wieder oben bist, so sage zum Rudolph, daß er der Prinzessin ohne weiteres um den Hals fallen und ihr sagen soll, daß er sie heirathen möchte; der wird sich wohl nicht lange besinnen. Sagt sie dann ja, so darf er sie heirathen. Dann laß sogleich die Hochzeit ausrüsten, und wenn die vorüber ist, so komme wieder an den Glockenthurm früh Morgens und klopfe mit dem Stäbchen, so werde ich hinauf kommen, und dann wollen wir sehen, daß wir deine Pflegeeltern herbekommen."

Sobald nun die Brüder den Weihnachtsbub wieder heraufgezogen hatten, sagte er zum Rudolph, daß er die Prinzessin fragen sollte. Der war sehr damit zufrieden, denn ihm gefiel die schöne Prinzessin ausnehmend; und wie er sie fragte, da sagte sie richtig ja.

Nun wurde die Hochzeit im Schloß gefeiert; und als das Fest vorüber war, ging der Weihnachtsbub an einem Morgen an den Glockenthurm und klopfte.

Da stand plötzlich das graue Männlein neben ihm; es sah aber so possirlich aus, daß er laut auflachen mußte. Er stack bis an den Leib in großen Stiefeln, und die waren so weit, daß es aussah, als stände er mit jedem Bein in einem Faß; und in jeder Hand hielt er noch einen solchen Stiefel.

Wie er den Weihnachtsbub lachen sah, wurde er auch lustig und sprang kerzengrad in die Höhe, so hoch wie der Glockenthurm, und strampelte dazu mit den kleinen Beinchen in der Luft herum, daß der Weihnachtsbub sich schier ausschütten wollte vor Lachen.

Bald aber ward er wieder ernst und hieß ihn die Stiefel, die er in der Hand trug, anziehen und sprach:

Digitized by Google

„Die Stiefel, die du jetzt anhast, wie die meinigen, sind Stundenstiefel; wenn wir jetzt von hier fortgehen, sind wir in einer Stunde bei dem Häuschen im Walde.“ Dann faßte er ihn bei der Hand, und sie sausten davon, daß dem Weihnachtsbub Hören und Sehen verging, und in einer Stunde waren sie richtig bei dem Häuschen.

Sie fanden die Pflegeeltern frisch und gesund, und Meta war noch eine sehr schöne Jungfrau.

Es sollte nun wohl an ein langes Fragen und Erzählen gehen, aber das Männlein drängte und sagte, es hätte keine Zeit; und zum Mann sagte er, er sollte sich auf seine rechte Schulter setzen und die Frau auf seine linke, daß er sie forttrüge.

Und da die ihn nun auslachten, weil sie glaubten, daß er Spaß machte, wurde er sehr zornig und stampfte mit dem Fuß auf, das das ganze Haus zitterte. Der Weihnachtsbub aber sprach zu den Eltern:

„Oh, verzürnt nur den nicht, das ist unser bester Freund, und thut beileibe alles, was er euch sagt.“

Da setzten sie sich auf seine Schultern, und der Weihnachtsbub nahm die Meta huckepack, und dann sausten sie davon und waren in einer Stunde wieder beim Schloß; dort verschwand das Männlein mit den Stiefeln.

Der Weihnachtsbub behielt jetzt die Pflegeeltern bei sich und heirathete die Meta, und dann lebten sie alle in Freude und Glückseligkeit noch lange Zeit.

Digitized by Google

# Inhalt.


Seite

Der Drache . . . . . 3
Das Gelübde . . . . . 6
Der Soldat und das Kind . . . . . 14
Drei Sprüche . . . . . 20
Der Weihnachtsbub . . . . . 31


Digitized by Google

Im Verlage von **J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)** in Straßburg sind erschienen:

## Elsässische Volksschriften.

Heft I.: **Wie Schloß Lichtenberg zur Ruine wurde.** Kriegserlebnisse von Ed. Spach, mit einer Ansicht von Lichtenberg 2. Anflage. ℳ —.60

Heft II.: **Berg auf und Berg ab,** von Maria Rebe. . . . . ℳ. —.50

Heft III.: **Zwei Stephanstage,** eine Dorfgeschichte von A. Sch. . . . . ℳ —.80

Heft IV.: **Aus den Papieren einer alten Jungfer,** von L. Schaller-Fischer . ℳ 1.—

Heft V.: **Wer der Sünde den Sonntag giebt, dem nimmt sie die Woche,** von Maria Rebe. . . . . ℳ —.50

Heft VI.: **Bilder aus dem Leben,** von Ed. Spach. . . . . ℳ —.50

Heft VII.: **Märchen aus Lothringen.** Dem Volke nacherzählt von Fr. Peters. . . ℳ —.50

Heft VIII.: **Um Freiheit und Recht.** Erzählung von Joh. Westenhoeffer . . . ℳ —.70

Heft IX.: **Am fremden Herd.** Eine Erzählung von L. Schaller-Fischer . . . ℳ —.60

Heft X.: **Wem der liebe Gott nicht bei der Erziehung hilft, dem hilft ein Anderer,** von Maria Rebe. . . . . ℳ —.50

Digitized by Google

Elsässische Volksschriften.

8.

# Um Freiheit und Recht.

Erzählung

von

Joh. Westenhoeffer.

Straßburg 1888.
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Digitized by Google

# Um Freiheit und Recht.

Novelle

von

Joh. Westenhöffer.

Straßburg,
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).
1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

Dem Andenken

**Johannes Rößelmann**

des Kämpfers für bürgerliche Freiheit im Elsaß

Gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Erstes Kapitel.

In einem der hochgiebeligen Häuser Colmars mit weitvorspringendem Erker, der des Merkwürdigen in der Arbeit gar vieles zeigte, saß auf seiner Amtsstube der Schultheiß Johannes Rösselmann. Die Decke des Gemaches, mit allerlei schnörkelhaften Verzierungen, war aus braunem Eichenholz, ebenso der Tisch, mit den verzierten Bockfüßen, den ein grüner Teppich mit schweren Quasten bedeckte. In den Fächern des hohen Regals lagen Pergamentrollen. In dem hochlehnigen, gepolsterten Armsessel, mit grünem Leder überzogen, saß, über eine Pergamentrolle gebeugt, deren Siegel das Wappen Straßburgs trug, der Schultheiß. Sein Haar war schon ergraut: viele Jahre hatte er in unermüdlicher Treue im Dienste der Stadt verlebt.

Als Jüngling verließ er das Haus seines Vaters, eines Gerbers in Türkheim, und kam nach Colmar, wo er in die Dienste des damaligen Schultheißen Stammenheim eintrat. Er verblieb auch unter dessen beiden Nachfolgern, und die Bürger wußten seine Treue zu ehren und zu lohnen: sie wählten ihn zum Schultheißen und vertrauten seinen Händen ihr Wohl und das der Stadt Colmar an.

In den langen Jahren seiner Amtszeit hatte er mehr als irgend jemand wiederholt Gelegenheit zu empfinden, wie drückend der Bischöfe rücksichtslose Willkür auf den Städten lastete, alle Freiheiten des Volkes unterdrückend oder vernichtend. Oft sah er sich genötigt gegen dieselbe anzukämpfen, und sein einziger Wunsch, dessen Erfüllung er als die höchste Belohnung, die ihm werden konnte, betrachtete, war, die Städte ihre vollen bürgerlichen Freiheiten genießen zu sehen.

Digitized by Google

Auch heute, als er über die Pergamentrolle gebeugt da saß, stellte sich ihm dieses Ziel klarer und wünschenswerter vor seine Seele. Das Schriftstück meldete ihm den Tod Heinrichs von Stahleck und die Wahl Walthers von Geroldseck zum Bischof von Straßburg. Was aber im höchsten Grade seine Aufmerksamkeit fesselte, war die Nachricht des Straßburger Rates, daß er es gewagt habe ohne des neuen Bischofs Zuthun und Ermächtigung neue Ratsherrn zu wählen.

Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, faltete die Hände und schaute gedankenvoll vor sich hin. „Ja," sprach er zu sich selbst, „wenn unsere Colmarer Ritter so treu auf Seiten der Stadt stünden, wie einige der edeln Häuser Straßburgs, wenn unsere angesehenen Bürger dieselbe Thatkraft beweisen wollten, so würde es um die Zukunft unserer Freiheiten auch besser stehen. Doch keiner wagt offen für das einzutreten, was er in seinem Herzen so sehnlichst wünscht. Ha! wenn es mir, dem Gerbersohne, vergönnt wäre einen der mächtigen Herrn dieses Landes für uns zu gewinnen, dann wollte ich gern all' die Mühseligkeiten und Sorgen meines arbeitvollen Lebens vergessen, des einzigen Augenblicks wegen, der uns die Freiheit brächte!"

In diesem Selbstgespräche unterbrach ihn seine Tochter Elsa. Sie war eine hübsche schlanke Jungfrau von neunzehn Jahren. Zwei dichte Zöpfe ruhten, um den Kopf gewunden, ihr wie ein goldenes Diadem auf der Stirn. An der Seite eines Täschchens hing ein starker Schlüsselbund und zeigte, daß sie wohl vertraut war mit den Pflichten einer Hausfrau. Mit züchtigem Schritte nahte sie sich ihrem Vater und, ihm ehrerbietig die Hand küssend, sprach sie: „Liebster Herr Vater, nicht mutwillig störe ich Euch in der Arbeit, doch seltsame Kunde ist soeben in unser Haus gedrungen, und Eure Elsa will die erste sein Euer Ohr mit froher Botschaft zu erfreuen." Ueberrascht hielt Rösselmann ihre Hand in der seinen und fragend ruhte sein Blick auf ihrem Munde. Ein Strahl des Glückes traf ihren Vater, als sie jetzt fortfuhr: „Unser gnädiger Landgraf Rudolf von Habsburg naht sich unserer Stadt; ein Zug Reisiger zog eben in die Herberge ein; an ihrer Spitze ritt der Graf Conrad von Freiburg, der bald vor Euch, liebster Herr Vater, erscheinen wird. Ich darf ihn doch zu Euch führen lassen?"

Eine gewaltige Erregung hatte sich bei dieser Nachricht Rösselmanns bemächtigt. Tausenderlei Gedanken jagten sich in

wildem Durcheinander durch sein Gehirn. „Sollte der Himmel," sprach er, „meinen Wunsch so schnell wollen in Erfüllung gehen lassen!" Ueberrascht lauschte Elsa diesen Worten, und die Hände zusammenschlagend rief sie: „Aber, bester Herr Vater, Ihr wußtet um die Ankunft des hohen Gastes und vergaßet mir davon zu melden, daß wir auch würdig ihn empfangen konnten!" — „Mein liebes Kind," antwortete lächelnd Rösselmann, „nicht erwartet habe ich den Grafen von Freiburg, mich nicht der Ehre für würdig gehalten, die Landgraf Rudolf meinem Hause und unserer guten Stadt Colmar zu erweisen gedenkt. Doch mein innigster Wunsch wird in Erfüllung gehen, und Schultheiß Rösselmann findet vielleicht in Rudolf von Habsburg den mächtigen Herrn, den er heute als Stütze vom Himmel erflehte. Aber, Elsa, ich spreche hier von Dingen, die dem weiblichen Gemüt fern liegen sollen, und meine Tochter ist wohl nur gekommen um dem Vater die frohe Botschaft mitzuteilen und um seine Befehle zur Bewirtung der Gäste entgegenzunehmen?" — „Nicht doch, liebster Herr Vater," antwortete tief errötend die Jungfrau; „Eure Elsa weiß, was mit Gram Euer Herz erfüllt, und längst ist mein Wunsch Euer Streben in Erfüllung gehen zu sehen. Des Schultheißen Rösselmann Tochter hat gelernt mit ihrem Vater für das Wohl der Stadt zu fühlen!" und ihre Arme über der Brust kreuzend, mit hochgeröteten Wangen, fuhr sie begeistert fort: „Auch mein Wunsch, liebster Herr Vater, soll in Erfüllung gehen, den edelsten und herrlichsten Ritter unseres Landes von Angesicht kennen zu lernen, den Volksmund preist als den Hort und Schutz des Rechtes. Glücklich will ich sein, darf diese meine Hand dem so hochverehrten Landgrafen Rudolf von Habsburg den Becher mit dem Ehrentrunk darbieten!" Still vergnügt nickte der alte Schultheiß den Worten seiner Tochter Beifall zu. Er ergriff ihre beiden Hände und sagte: „Elsa, möge dein Wunsch in Erfüllung gehen, wie deine Worte die Wahrheit gesprochen! O, lebte deine Mutter noch, um das Glück zu sehen, das unserem Hause zu Teil zu werden verspricht. Doch nun zügle deine Begeisterung, gehe hin, meine Tochter, und was Keller und Schränke unseres Hauses zu geben vermögen, das halte zum würdigen Empfang bereit; auch ich will mich auf die Ankunft der hohen Herren vorbereiten."

Hochbeglückt entfernte sich Elsa. Rösselmann ging, legte sein Amtskleid an und hing sich die ihm von Friedrich II. ver-

Digitized by Google

liehene Ehrenkette um. Kaum war er wieder in der hohen Amtsstube angekommen, als schwer der eiserne Hammer mit dumpfen Schlägen den Bewohnern des Hauses die Ankunft eines Gastes meldete. Gleich darauf stand der Graf Conrad von Freiburg dem Schultheißen gegenüber.

„Euer Liebden," sprach der Graf, sobald er eingetreten war, „Glück und Gruß von dem gnädigen Landgrafen des Oberen Elsaß, Rudolf von Habsburg!" Tief verbeugte sich, eine Thräne unterdrückend, der biedere Schultheiß; dann, dem Grafen beide Hände entgegenstreckend, sprach er: „Glück und Heil unserer guten Stadt Colmar bedeute dieser Gruß! . . . Und was vermochte den gnädigen Landgrafen, mich, seinen unwürdigen Diener, so zu ehren?" — „Landgraf Rudolf," sprach Conrad von Freiburg, „zieht den Rhein hinab gen Straßburg mit seinem Vetter Hartmann von Kiburg. Eine wichtige Angelegenheit führt letzteren zu dem Bischof Walther von Geroldseck, und Rudolf begleitet ihn bis Schlettstadt, wo er seiner Rückkehr harren wird. Nicht will er an Colmar vorüberziehen, ohne dem getreuen Schultheißen Rösselmann seinen Gruß vermeldet und ihn von Angesicht gesehen zu haben."

Zwei dicke Thränen füllten die Augen des alten Rösselmann, und mit gen Himmel gehobenen Augen sprach er: „Reich lohnt der edle Landgraf meine Treue! Möge der Himmel geben, daß, wenn die Stunde der Gefahr für unsern Landgrafen kommt, Rösselmann ihm diese Treue beweisen kann. Doch, edler Graf, Ihr werdet, von der Reise ermüdet, der Stärkung bedürfen; darf ich der Wirt des Grafen Conrad von Freiburg sein?" — „Wen Rudolf von Habsburg seiner Freundschaft beehrt," sprach, ihm die Hand reichend, Conrad, „an dessen Seite zu sitzen, darf sich kein Ritter schämen!"

Hoch erfreut führte Rösselmann den edlen Ritter in das anstoßende Gemach. An der Wand stand, kunstvoll verziert, ein hoher Schrank, dessen geöffnete Thüren reiche Gefäße erblicken ließen. Von der reich bemalten Decke hing ein schwerer, in Erz gegossener Armleuchter über einem Tische, der mit blendend weißem Linnen bedeckt war. Silberne Kannen voll des duftenden Weines standen darauf neben silbernen Bechern und schweren zinnernen Tellern. Die beiden Eintretenden wollten eben auf den hochlehnigen, eichenen Stühlen Platz nehmen, als die Thür geöffnet wurde und Elsa in dem Gemache erschien.

Digitized by Google

Züchtig die Augen niederschlagend, harrte sie der Befehle ihres Vaters. Ueberrascht blickte Conrad von Freiburg auf die liebliche Erscheinung. „Meine Tochter Elsa," sprach mit sichtlichem Stolze Rösselmann, auf sie deutend; „komm her, mein Kind, und küsse dem Grafen Conrad von Freiburg die Hand!" Schüchtern trat Elsa näher, doch, ehe sie es hindern konnte, hatte Conrad ihren Kopf zwischen seine beiden Hände genommen und ihr die Stirn geküßt. Errötend und beschämt stand die Jungfrau da. „Wahrhaftig," rief der Graf begeistert aus, „ein solcher Stern kann nur Glück dem Hause bringen, in dem er aufgegangen ist, und Glück zu Eurer Tochter wünsche ich Euch, Schultheiß Rösselmann!"

In trautem Geplauder vergingen den Männern rasch einige Stunden. Endlich erinnerte Graf Conrad an den Zweck seiner Reise: „Die Sonne steht schon tief," sprach er, „höchstens in einer Stunde wird Landgraf Rudolf hier sein. Drum, vielgeliebter Schultheiß, fordere ich Euch auf, Euer Pferd zu besteigen und mit mir dem hohen Herrn entgegenzureiten!" Dabei nahte er sich dem Fenster und, die Straße hinabweisend, sprach er: „Da kommen mit ihren Getreuen die Herren von Horburg, denen ich des Landgrafen Ankunft vermelden ließ; drum, umgürtet Euer Schwert um und folgt mir!"

Bald darauf zog ein Zug stolzer Reiter zu den Thoren Colmars hinaus. An ihrer Spitze ritt der Graf Conrad von Freiburg, und an seiner Seite der Schultheiß Rösselmann, indes die Herren von Horburg gar mutwillig ihre kräftigen Pferde um den Zug herum tummelten. Mit überglücklichem Stolze schaute Elsa ihnen nach, bis sie ihren Blicken entschwunden waren, dann drückte sie beide Hände an ihr hochklopfendes Herz, und ihre Augen gen Himmel erhebend, sagte sie mit seligem Aufjauchzen: „Der Edle kommt, mein Auge darf ihn schauen!"

Nicht lange währte es, so sahen die Herren die hohe Gestalt Rudolfs inmitten seiner Getreuen daherreiten. Hoch pochte dem Schultheißen das Herz; am liebsten wäre er vom Pferde gesprungen und zu Fuß dem Hochverehrten mit offenen Armen entgegengeeilt. Doch er mußte seine Gefühle zähmen, der Strahl des Glückes aber, der aus seinen Augen den Landgrafen traf, sprach beredter, als sein Mund es hätte thun können. Rudolf streckte dem Schultheißen beide Hände entgegen und tummelte sofort, nachdem er die Horburger begrüßt

Digitized by Google

hatte, sein Roß an die Seite Rösselmanns. So ritt der Schultheiß Johannes Rösselmann im Jahre 1261 unter dem Geläute aller Glocken, an der Seite des Landgrafen Rudolf von Habsburg in Colmar ein.

Vor dem Rösselmann'schen Hause stand von sämtlichen Ratsherren umgeben Elsa, des Schultheißen Tochter. Ein schweres mit Gold durchwirktes Kleid, das unter dem Busen ein breiter Gürtel zusammenhielt, bedeckte die schlanken Glieder. Wie liebkosend spielte der Luftzug mit den goldenen Wellen ihres aufgelösten Haares, das wie ein glänzender Schleier ihre Schultern bedeckte. In der Hand hielt sie einen goldenen Pokal: ihr Herz schlug hoch auf, als sie jetzt den stolzen Zug herannahen sah; mit Liebe und Verehrung hingen ihre Augen auf der edlen Gestalt des so sehnlichst Erwarteten.

Rudolf von Habsburg war vom Pferde gestiegen und nahte sich der Jungfrau. Ihre Hand zitterte, eine Thräne schimmerte in ihren Augen, als sie, ihm den Pokal reichend, sprach: „Wohledler Herr Landgraf, seid willkommen in unserer Stadt und in unserm Hause, das der Ehre eines so hohen Besuches unwürdig ist!" Dabei ruhten ihre Blicke mit himmlischem Glanze auf dem wettergebräunten Gesichte Rudolfs. Wohlwollend betrachtete er die Jungfrau und, den Becher aus ihrer Hand nehmend, leerte er ihn auf einen Zug. Als er ihr denselben zurückgab, hielt er ihre Hand in der seinen und sprach zu der tief errötenden Maid: „Möge deine Erscheinung, holde Jungfrau, nur Gutes bedeuten auf dem Wege, den zu machen Wir im Begriffe sind!" Dabei küßte der Landgraf ihr väterlich den Mund und, sie bei der Hand führend, schritt er von seinen Treuen und dem Rate gefolgt in das Rösselmann'sche Haus.

Glänzend verlief die Bewirtung der hohen Gäste; unaussprechlich glücklich war Elsa, und sie gab sich rückhaltlos dem Zauber hin, den die Gegenwart Rudolfs um ihr Leben legte. „Wessen Herz," sprach sie begeistert, „braucht in banger Furcht zu erbeben, der sich unter dem Schutze eines solchen Armes weiß!" Rasch vergingen die Stunden und Mitternacht war vorüber, als die Gäste sich zurückzogen. Nur Rudolf von Habsburg, Graf Hartmann von Kiburg und Conrad von Freiburg saßen noch bis gegen Morgen in ernstem Gespräche bei dem Schultheißen. Offen sprach da bei der trauten Tafelrunde Landgraf Rudolf seine Liebe für die Städte aus, und

Digitized by Google

nicht verhehlte er seine Neigung, denselben seine Hülfe angedeihen zu lassen in ihrem Streben, sich vom Drucke der bischöflichen Gewalt zu befreien. Doch er erklärte auch, daß er vorerst sich damit begnügen müsse, seinen guten Willen zu bekunden, da wichtige Familienangelegenheiten, die er mit dem Bischof von Straßburg auf freundschaftlichem Wege zu Ende führen wollte, ihn zwängen noch schonend und vorsichtig zu handeln. Doch bedürften die unterdrückten Bürger des bewaffneten Schutzes, so sei er auch Landgraf um des Landes Wohl zu erstreiten.

Wie glücklich hob sich des Schultheißen Herz bei diesen Worten eines der tapfersten Ritter! Tief durfte er an diesem Abend in der Brust Rudolfs lesen, und nur Wohlwollen und Liebe für das Volk fand er darin. Auch sein Innerstes hatte er dem Landgrafen geöffnet, und so schieden die beiden am andern Tage als treue Freunde, mit dem Bewußtsein der eine an dem andern eine feste Stütze gefunden zu haben, sollte die Stunde des Kampfes um des Volkes Freiheiten gekommen sein.

## Zweites Kapitel.

Walther von Geroldseck, Fürst und Bischof zu Straßburg, ging aufgeregten Schrittes in dem hellen, gewölbten Bücherzimmer auf und ab. Die Adern auf der hohen Stirn waren angeschwollen, und seine Rechte spielte krampfhaft mit dem goldfunkelnden Knauf eines Schwertes, das die Linke hielt. Plötzlich blieb er vor einem Schriftstück stehen, das auf dem eichenen Tische geöffnet lag. Sein Auge überflog noch einmal dessen Inhalt, dann stieß er mit dem Schwert auf den Fußboden, daß gellend der Schall von dem Gewölbe widerhallte. Er verzog das Gesicht zu einem grimmen Lachen und rief: „Ja, solches wagt man dem Bischof von Straßburg zu bieten. Ha! sie vergessen nur, daß nicht mehr Heinrich von Stahleck regiert, sondern Walther von Geroldseck! und solange meine Hand dieses Schwert noch führen kann, so lange die Mannen derer von Geroldseck mein Banner auf den beiden Rheinufern aufpflanzen, so lang soll es sich rot färben von dem Blute derer, die nur handbreit der Kirche Rechte zu berühren wagen!“

In seiner Aufregung hatte er nicht gehört, daß die Thüre sich öffnete und der Sänger des Stiftes, Heinrich von Geroldseck am Wasgau, eintrat. Mit überraschtem Auge betrachtete dieser

Digitized by Google

den aufgeregten Prälaten, und Neugierde und Staunen drückten sich auf seiner ganzen Haltung aus. Der Bischof hatte ihn erblickt, und sofort suchte er sich zu fassen, seinen Groll zu bemeistern; mit kaltem Tone sprach er: „Heinrich von Geroldseck!! Was soll Euer Besuch zu dieser Stunde? Ihr wißt doch, daß ich in der Bücherei nicht gestört sein will!“ — „Fürstliche Gnaden,“ antwortete sich tief verbeugend Heinrich, „nur Dringendes vermochte mich hierher zu führen: Hartmann von Kiburg, der Jüngere, harrt nun schon zwei Tage einer Antwort. Es dränge ihn, sagt er, die Reise rheinaufwärts wieder zu machen, und er bittet Eure fürstliche Gnade um huldvollen Bescheid und Entlassung.“

Während Heinrich von Geroldseck also sprach, stieg die Röte des Zornes dem Bischof wieder auf die Stirn, und mit funkelndem Auge preßte er diese Worte hervor: „So gehe er in des Teufels Namen!“ Erschreckt bekreuzte sich des Stiftes Sänger, indes der Bischof wieder im Bücherzimmer umhertobte. Mit einem Blick des Bedauerns und des Mitleids schaute Heinrich auf dieses Benehmen des Kirchenfürsten; doch er blieb festen Fußes stehen und wartete geduldig ab, bis die Zornes-welle zerrann. Plötzlich blieb der Bischof vor ihm stehen, faßte mit bebender Hand den Sänger an seinem schwarzen Talar und sprach: „Nicht wahr, Heinrich von Geroldseck, Bischof Heinrich von Stahleck war ein guter, nachsichtiger Kirchenfürst?!“

Erstaunt und erschreckt ob dieser plötzlichen Wendung, trat der Sänger einen Schritt zurück, doch den Bischof scharf ansehend sprach er mit festem Tone: „Heinrich war ein friedliebender Kirchenfürst, dem die Ruhe und das Glück seiner Straßburger Kirche am Herzen lag; nachsichtig war er gegen die menschliche Schwäche, denn er hob lieber die Hand zum Segen, als . . .“ dabei hefteten sich des Sängers Augen auf das funkelnde Schwert in des Bischofs Hand. „Nun!“ schrie heftig der Prälat, „nun, heraus mit der Sprache . . . als zum blutigen Streit! . . . Ich danke Euch, Heinrich von Geroldseck, für diese Offenheit; doch solltet Ihr es noch nicht bemerkt haben, so könnt Ihr heute hier sehen, daß Bischof Walthers Hand den kirchlichen Segen und das Schwert zu handhaben versteht. Und nun saget dem Jüngeren von Kiburg, daß ich ihn hier erwarte. . . . Noch Eins,“ rief er dem Sänger zu, „es soll Kapitular Beger sofort nach Verabschiedung des Kiburgers mich aufsuchen!“

Digitized by Google

Walther von Geroldseck hatte in einem gepolsterten Armsessel vor dem eichenen Tische Platz genommen. Das Schwert hatte er an die hohe Lehne des Sessels gehängt und, vor Ungeduld mit der Rechten auf dem Schriftstücke trommelnd, erwartete er den Grafen Hartmann, den Jüngeren, von Kiburg.

Da drehte sich schwer in ihren Angeln die mit gothischen Verzierungen reich beschlagene, eichene Thür, und auf der Schwelle erschien der Kiburger.

Der stolze Recke mochte schon Ende der vierziger Jahre stehen. Sein gebräuntes Gesicht zeigte offenbar, daß er mehr Tage seines Lebens unter Gottes freiem Himmel zubrachte, als in den engen Räumen bequemer Wohnungen. Er blieb in ehrerbietiger Entfernung vom Bischof stehen, das Haupt hoch erhoben und stolz den Blick auf den Prälaten richtend. Mit Bewunderung ließ der Bischof seine Augen auf der herrlichen Männergestalt ruhen und lud nun mit herablassender Handbewegung den Grafen ein, ihm gegenüber Platz zu nehmen.

Graf Hartmann that einige Schritte vorwärts, schien aber die Einladung des Bischofs übersehen zu haben, denn hochaufgerichtet blieb er ihm gegenüber stehen und sprach mit ruhiger, aber fester Stimme: „Eure Fürstliche Gnaden wollen geruhen, Ihrem unterthänigen Diener Bescheid zu sagen, damit ich meinem Oheim, dem Grafen Hartmann von Kiburg, frohe Botschaft überbringen kann!“

Der Bischof versuchte ebenfalls in ruhigem Tone zu antworten, doch seine innere Erregung zitterte durch die Stimme, als er jetzo sprach: „Wohledler Graf, hoch schätze ich Euren Oheim und seine Treue der heiligen Kirche gegenüber; doch sein jetziges Verlangen ist ein unbilliges. Was er im Beisein der Straßburger, Churer und Berner Domherren geschworen, was er unter den Augen des schweizerischen Adels und der hohen bischöflichen straßburgischen Beamten zu Herbolzheim verbrieft und versiegelt hat meinem Vorgänger, dem Bischof Heinrich von Stahleck, ist unwiderruflich, und keine Macht der Welt wird mich zwingen, das Geschehene ungeschehen zu machen. Das, Hartmann von Kiburg, soll Euer Bescheid sein!“

Erregt hörte der Kiburger die Worte des Bischofs an; krampfhaft ballten sich seine Fäuste und stolzer Mannesmut leuchtete ihm aus den Augen, als er antwortete: „Hartmann von Kiburg, mein Oheim, ist ein treuer Anhänger unserer heiligen Kirche, wie Euer Bischöfliche Gnaden es hervorzuheben

Digitized by Google

geruhten. Wir sind beide kinderlos, und haben vor fünfzehn Jahren geglaubt, daß unsere ausgedehnten Besitzungen in keine besseren Hände übergehen könnten, als in die der Kirche, denn der Vorteile viele gewährt sie für solche Gaben in dieser nnd in der andern Welt. Wir wurden damals schwer von unserem Blutsverwandten, dem Habsburger, gekränkt; doch was jugendlicher Uebermut begangen, hat der gereifte Mann längst wieder gesühnt, und Rudolf, der Landgraf des Oberen Elsaß, der Streiter für Recht und Reich, ist nicht mehr der unbekannte, länderlose Graf, der, durch unglückliche Vermögensverhältnisse erbittert, durch falsche Berater beirrt, seines Hauses Größe auf meine und meines Oheims Kosten erreichen wollte. Nun hat er sich längst ausgesöhnt mit meinem Oheim, und unbillig würde es sein, wollten wir ihn jetzt noch der Besitzungen seiner und unserer Ahnen für verlustig erklären."

Graf Hartmann schwieg. Auf der Stirn des Bischofs war wieder die Zornesader angeschwollen, und die Hand, die auf dem Tische ruhte, zitterte, als er antwortete: „Das Alter, Graf Hartmann, hat Euren Oheim zum weichherzigen Kinde gemacht, oder hat er vielleicht vergessen, daß der heutige Landgraf Rudolf von Habsburg derselbe ist, der mordend und verheerend der Kiburger Besitzungen verwüstete, ihre Festen niederbrannte und Euren Oheim zwang, in den Armen der Kirche Zuflucht zu suchen? Hat er vergessen, daß es derselbe Rudolf ist, von dem er wiederholt mit ungeheueren Summen einen kurzen Frieden sich erkaufen mußte? Hat er vergessen, daß es derselbe Habsburger ist, der mit kräftiger Hand an der Seite des verfluchten Friedrichs II. stritt, und seine Völker spotten ließ über den Bann, womit unser Heiliger Vater den Kaiser und das Reich belegte!"

Erschöpft schritt nach diesen Worten der Bischof im Zimmer umher; als er endlich dem Kiburger gegenüber sich wieder niedergelassen hatte, antwortete dieser, seinen Groll bemeisternd, in ruhigem Tone: „Hartmann von Kiburg, mein Oheim, erinnert sich nur, Eure Bischöfliche Gnaden, daß Rudolf von Habsburg, seiner geliebten Schwester Kind, reuig ob seiner jugendlichen Verirrungen, zu ihm zurückgekehrt ist; mein Oheim erinnert sich nur, daß derselbe Rudolf, den Eure Hochwürden als Mißachter der Befehle der Kirche hinzustellen geruhen, auch der ist, der sein edles Schlachtroß einem Diener der Kirche, der das Allerheiligste einem Kranken bringen wollte, gab, und

Digitized by Google

barhäuptig und ehrerbietig dem Priester das Roß am Zügel führte!"

Des Bischofs Brust hob sich gewaltig vor innerer Erregung, und mühsam preßten seine Lippen die Worte hervor: „Ist er Eures Oheims Schwester Sohn, so hätte er in ihm auch das Blut seiner Ahnen ehren sollen und nicht aus toller Raufluft der Väter Gebiet verwüsten. Der Priester unserer Kirche braucht, um zu den Kranken zu gelangen, keines Grafen Roß, denn diese Heldenthat Eures Vetters schmeichelte mehr seinem Ehrgeize, als daß sie der Ausfluß seiner inneren Ueberzeugung war. Kurz, Graf Hartmann, ich gebe dem Ansinnen Eures Oheims nicht nach. War er vor fünfzehn Jahren zu voreilig, so mag er jetzt seine That bereuen, aber ändern kann er sie nicht mehr. Dies mein letztes Wort."

Doch nun war es auch mit der Ruhe des Kiburger zu Ende. Er schlug an sein Ritterschwert, und mit gehobener Stimme sprach er: „Doch unser letztes Wort soll es nicht sein, Fürstliche Gnaden! Noch lebt Hartmann von Kiburg und zu ihm stehen treu seine Mannen. Was mich anbelangt, so wünsche ich, es möge Euer Hochwürden dies Ihr letztes Wort nicht gereuen, wenn dieses Ritterschwert eines Tages aus den Reihen Eurer Feinde im blutigen Kampf Tod und Verderben Euch bringt!"

Außer sich vor Wut war der Bischof aufgesprungen. Er riß mit vor Aufregung zitternder Hand das Schwert von der Lehne des Sessels, und es heftig schüttelnd und auf den Kiburger zugehend, rief er: „Es sei darum, Hartmann von Kiburg; doch so lange ich Bischof von Straßburg heiße, so lange werden die Besitzungen derer von Kiburg der Straßburger Kirche verbleiben!" Stolz drehte er nach diesen Worten dem Kiburger den Rücken und verschwand hinter einer Thür.

Höchst erregt stand Hartmann noch da, als plötzlich eine Hand seine Schulter berührte. Er griff unwillkürlich an das Schwert und drehte sich rasch um. Vor ihm stand der Sänger des Stiftes, Heinrich von Geroldseck am Wasgau, und ließ den milden Blick teilnahmvoll auf dem Ritter ruhen. Der Kiburger sprach mit einem Tone, in welchem seine Erregung noch durchzitterte: „Welche Worte mußte ich von Eurem bischöflichen Herrn, dem Friedensfürsten vernehmen! War das die Hand, die segenspendend über den Völkern ruhen soll? War das die Sprache, die himmlischen Frieden den blutigen Fehden zu verkündigen berufen ist!"

Digitized by Google

Lächelnd erwiderte des Stiftes Sänger: „Ha, wohledler Herr Graf, noch nicht kennt Ihr den Bischof Walther. Nebst der Größe seines Hauses und der Ehre seines Namens, nebst der Würde der ihm anvertrauten Kirche ist ihm nichts heilig: „Er ist ein unruhiger Kopf, der zum großen Schaden des Landes alles in Verwirrung und Not bringen wird."

Betrübt antwortete Hartmann von Kiburg: „Wie gern sähe ich doch diesen Streit freundschaftlich enden! In meinem Unmut ließ ich mich zu Worten hinreißen, die meinem Innern widerstreben. Rudolf von Habsburg soll es noch einmal versuchen den starren Sinn Eures Bischofs zu beugen; vielleicht wird ihm gelingen, was mir zu erlangen nicht vergönnt war!"

„Die Gelegenheit," antwortete der Sänger, „wird, fürchte ich, bald eine günstige sein: in den Städten gährt es; seit dem Tode Heinrichs von Stahleck hat sich Straßburg täglich mehr Freiheiten erlaubt auf Kosten des Bistums; nicht lange mehr werden die Schwerter müßig ruhen, dann werden Stadt und Bischof um tüchtige Streiter buhlen, dann versuche es auch der Habsburger; er komme mit seinen Mannen in das bischöfliche Heer und er wird geneigtes Ohr finden beim Bischof, oder...."

Der Sänger schwieg, als wäre er im Begriff zu viel sagen zu wollen. Hartmann von Kiburg schaute ihm verständnisvoll in die Augen und sprach: „oder mit Hülfe der Städte sein Recht erfechten? Wohl steht letzteres dem Manne und dem Ritter besser an, und wie ich heute Bischof Walther kennen lernte, so wird es wohl das einzige für uns zu thun bleiben!" Ruhig hörte der Sänger den Ritter an, dann sprach er: „Ihr habt meine Gedanken erraten. Für alle Fälle, Graf Hartmann, bleibe ich Rudolfs Freund;" dann fuhr er wie mit sich selbst redend fort: „Vor vielen Jahren da waren wir zwei gute Freunde: Freundschaft in den Jugendjahren, soll auch die Probe bestehen im späteren Leben!.... Durchzog Rudolf raufluſtig das Land, da stand gar oft Heinrich von Geroldseck an seiner Seite, der schwärmerische Jüngling an der Seite des thatkräftigen Freundes, und ich beneidete ihn um seinen jugendfrischen, zügellosen Geist!" Einen Augenblick nur stand er wie versunken in die Anschauung jener Zeiten, dann hob er den Kopf und sprach: „Doch, nun müssen wir scheiden; ich höre schon den Tritt des Kapitulars Beger, des geheimein Beraters und des Vollziehers der Pläne unseres Bischofs. Lebt wohl,

Graf Hartmann, vermeldet meinen Gruß Eurem Vetter Rudolf und sagt ihm, daß Heinrichs von Geroldseck Augen über seine Angelegenheiten wachen werden. Möge kommen, was da wolle, mein Platz ist in Straßburg, und da werdet Ihr mich immer finden!"

Gerührt bot Hartmann dem Sänger die Hand und verließ die Bücherei in dem Augenblick, wo der Kapitular Beger eintrat und einen lauernden Blick auf beide warf.

## Drittes Kapitel.

Heinrich von Geroldseck war im Begriff sich nach einer stummen Verbeugung ebenfalls zu entfernen; doch Kapitular Beger legte seine Hand auf dessen Arm, und ihn scharf anblickend, sprach er: „Mein Bruder in Christo scheint freundlicheren Abschied von Hartmann von Kiburg genommen zu haben als unsere Hochwürden bischöfliche Gnaden?" Die Röte des Unwillens stieg bei diesen Worten dem Sänger auf die Stirn. Er verbarg seinen geheimen Groll gegen den Kapitular und sprach: „Graf Hartmann, der Jüngere, von Kiburg, ist der Vetter meines Jugendfreundes, und was alte Erinnerungen Angenehmes in mir erweckten, ist nicht für die Ohren des Kapitulars Beger bestimmt!" Mit diesen Worten verließ er die Bücherei, den Berater des Bischofs in verbissener Wut zurücklassend.

„Zieh nur hin," murmelte dieser ihm nach, „ich kenne dich und deine Gesinnungen; doch meine Augen werden über das Wohl unserer Kirche wachen, die in den Händen Walthers von Geroldseck sicherer ruht, als in den deinen. Noch kennt Beger die Mittel, dich und deine Partei in schuldiger Achtung und Gehorsam zu halten!"

Der Bischof war eingetreten. Mit über der Brust gekreuzten Armen kniete Beger vor ihm nieder und murmelte den Spruch, die Bitte um den bischöflichen Segen. Mit leichter Handbewegung vollzog der Prälat diese Formel, um sofort zu seiner Unterredung überzugehen.

Beger hatte dem Bischof gegenüber Platz genommen und erwartete geduldig, bis derselbe ihn anzureden geruhen würde. Der Prälat schob dem Kapitular das Schreiben des älteren Kiburger zu und sagte: „Das wäre nun meinerseits abgemacht,



Digitized by Google

und neugierig bin ich, was die edle Sippschaft unternehmen wird." — „Eure Hochwürden", antwortete Beger, „besitzt die Macht, und weder Kiburger noch Habsburger werden sich dagegen aufzulehnen wagen." Befriedigt nickte ihm der Bischof Beifall zu und sprach: „Das sind die Folgen der aufrührerischen Regierungszeit eines Friedrich II.; das haben wir nun von der unverzeihlichen Milde unseres Vorgängers. Doch zu rechter Zeit habe ich den Bischofsstuhl bestiegen, um unserer Kirche Besitzungen zu erhalten, die zu den schönsten und reichsten gehören!"

Während Beger noch einmal aufmerksam das Schriftstück durchlas, fuhr der Bischof, wie mit sich selbst redend, fort: „Verloren ist schon so manches Recht unserer bischöflichen Gewalt, und vergebens haben die Könige Wilhelm und Richard versucht, das wieder gut zu machen, was der verfluchte Friedrich an der Kirche versündigt hat. Dem Drachen sind die Köpfe gewachsen, nun, mein Schwert wird sie ihm abhauen, und der Blitzstrahl des Bannes soll mit höllischem Feuer das fernere Wachstum verhindern!" und sich an den Kapitular Beger wendend, sprach er: Was hat der Rat unserer bischöflichen Stadt auf meine Beschwerden geantwortet?" „Eure Hochwürden," antwortete Beger, „nur Schlimmes kann ich berichten: Die Bürgerschaft Straßburgs will sich gänzlich der Gewalt des bischöflichen Stuhles entziehen und hat schon damit begonnen. Ohne unser Wissen und Zuthun werden neue Ratsherren gewählt; neue Abgaben werden auf das Mahlen des Getreides gelegt; auf unserer Almende weiden der Bürger Viehherden; den von uns aus der Stadt Verbannten werden die Thore wieder geöffnet, und stolz schreiten sie einher, Eurer Hochwürden Hohn sprechend und deren Gewalt Trotz bietend."

Alles Blut war bei diesem Berichte aus den Wangen des Bischofs gewichen; mit funkelndem Auge schaute er eine Zeit lang den Kapitular an, dann sprang er wütend auf und beide Fäuste ballend, rief er: „Hah, die Schurken! nun, sie sollen erfahren, was Walther von Geroldseck vermag! Hölle und Teufel über sie! Verflucht soll dieses Gesindel sein; keinen Stein sollen meine Krieger auf dem andern lassen an ihren Besitzungen; keinem Kranken soll mehr Trost, keinem Sterbenden Hülfe in der letzten Stunde werden, keine Glocke soll mehr in der sündigen Stadt ertönen, leer und geschlossen sollen die Gotteshäuser bleiben, bis diese Rotte Korahs zu Kreuze kriechen

Digitized by Google

und die Hand küssen wird, die sie zu züchtigen weiß!" Eine unheimliche Freude leuchtete aus den Augen des Kapitulars bei diesem Zornesausbruch des Kirchenfürsten, und in heuchlerischem Tone fuhr er fort: „Gott, der Allmächtige, bewahre unsere gute Stadt Straßburg vor dieser Strafe! Doch, Ew. Hochwürden, nicht nur hier gährt es, sondern in allen Städten, absonderlich in Colmar." Unruhig ging der Bischof in der Bücherei auf und ab, dann wandte er sich wieder an Beger und sprach: „Unsere Ahnung hat uns nicht getäuscht, nicht unvorbereitet sollen uns die Empörer finden. Wie weit ist der Bau der Schlösser Birkenfels und Kagenfels vorgeschritten, welche Euer edler Herr Bruder Burkhard und unser getreuer Albrecht Kagen zu unserem Wohl und Schutz erbauen? — Mächtig überragen die Mauern der beiden Burgen schon das davorliegende Kloster St. Odilia, und unter die frommen Klänge, welche die Nonnen alltäglich zum Himmel senden, mischt sich der dumpfe Schlag des Zimmermanns und der laute Ruf des Werkführers. Schloß Birkenfels bietet Ew. Hochwürden Mannen schon eine sichere Zufluchtsstätte."

Befriedigt hatte Bischof Walther diesen Bericht angehört. Beger aber fuhr fort: „Mein Bruder Burkhard steht in regem Verkehr mit den vornehmsten Häusern Colmars; gut stünde es da um unsere Sache, wenn nicht Rösselmanns Thätigkeit die Bürger veranlaßte, dem Beispiele der Straßburger zu folgen." Lauernd waren des Kapitulars Blicke auf den Bischof gerichtet. Dieser hatte überrascht aufgeschaut und sprach: „Rösselmann, der Schultheiß? Ist nicht sein Sohn Walther einer der Schüler meiner neuerrichteten Schule bei den Barfüßern? Nun, was könnt Ihr mir über den Jüngling berichten; zeigt sich in seinem Benehmen etwas, das auf das Treiben seines Vaters schließen ließe?" — „Walther Rösselmann," antwortete Beger, „ist ein begabter Jüngling, erst 18 Jahre alt, aber mit einem Verstande, der weit seinem Alter vorausgeeilt ist. Nur ungern scheint er sich der Ordnung anbequemen zu können, die in Ew. Hochwürden Schule herrscht. Absichtlich hält er sich von den jungen Söhnen Eures Adels fern; am liebsten sucht er den Umgang mit Heinrich von Geroldseck auf. Oft wandelt er in eifrigem Gespräche mit demselben unter dem Schatten der Bäume des Klostergartens." „Und wißt Ihr, Beger, was Wichtiges die Unterhaltung der Beiden bildet?" fragte der Bischof. — Demütig antwortete der Kapitular: „Ew. Hoch-

Digitized by Google

würden wissen, daß ich Ihr treuer Diener bin, aber noch nicht ist es mir gelungen, die Beiden zu belauschen." Unwillig versetzte der Bischof: „Wozu mir dann Dinge berichten, worüber man keinen Aufschluß geben kann!" — „Ich werde nicht mehr von den Beiden reden," antwortete errötend der Kapitular. „Ich will aber," versetzte scharf der Bischof, „daß Ihr mir wieder darüber berichtet, und zwar, daß jeder Verkehr zwischen Beiden aufhört, das Andere ist Eure Sache, Beger!" Lächelnd nickte der Kapitular vor sich hin und fuhr nun fort: „Ich traf vorhin Heinrich von Geroldseck im vertrauten Gespräch mit dem Kiburger." Ueberrascht schaute der Bischof zu ihm auf, während Beger weiter sprach: „Ich habe mir schon einmal erlaubt, Ew. Hochwürden zu warnen. Ich weiß nun bestimmt, daß Heinrich von Geroldseck, obgleich mit Euch verwandt, den Städten und ihren Neuerungen hold ist." Der Bischof war aufgestanden und mit aufgeregtem Schritte durchmaß er das Gemach; dann blieb er plötzlich vor dem Kapitular stehen und sprach: „Ich glaube Euch, Beger; drum haltet die Augen offen über das Thun des Sängers. Wir besitzen die Mittel, ihn unschädlich zu machen, und in einem der Kerker meiner Burgen mag er dann erkennen, was es heißt, sich gegen seinen Bischof aufzulehnen. Was den jungen Rösselmann anbelangt, so werdet Ihr, falls sein Vater mit seiner Bürgerschaft sich empört, ihn unter sicherem Geleite auf das Schloß Birkenfels bringen lassen und der Obhut Eures Bruders anvertrauen; er soll uns als Geisel stehen für die Treue seines Vaters und der Stadt Colmar. Und nun setzt meine letzte Aufforderung an die Stadt Straßburg auf!"

Der Bischof ließ ein Pergament anfüllen, das er mit seinem Siegel versah und sprach dann: „Nun geht, Beger, und sagt dem Abt von Neuburg und dem Probst von Trutenhausen, daß ich sie hier erwarte. Ha, Beger, sie sollen staunen, zeigt sich Walther von Geroldseck erst in seiner ganzen Macht!" Begeistert rief Beger sich entfernend: „Es lebe Ew. fürstliche Gnaden, und all' die Getreuen, die zu ihr stehen werden!"

Stolz schritt der Bischof durch das Gemach; glühende Kampfeslust strahlte aus seinen Augen und mit Behagen ruhte sein Blick auf dem goldfunkelnden Ritterschwert.

Plötzlich wurden seine Züge ernster, er hatte den Schritt des Abtes und des Probstes gehört. Mit dem ganzen Stolze, der ihm eigen war, blickte er den Eintretenden entgegen.

Digitized by Google

Demütig beugten sie ihre Kniee vor dem Bischof, der über ihren Häuptern mit sichtlicher Genugthuung die Hand zum Segen hielt. Als sie sich wieder aufgerichtet hatten, sprach er: „Ich habe Euch entbieten lassen, daß Ihr meinen Willen dem Rate unserer bischöflichen Stadt Straßburg kund und zu wissen thut. Ich klage den Rat an, der eigenmächtigen Wahl seiner Ratsherren; der unerlaubten Steuerauflage auf das Mahlen des Getreides; der frechen Aufnahme bischöflich Verbannter; der unerhörten Besteuerung der unter meiner Botmäßigkeit allein stehenden Juden, und der unrechtmäßigen Besitznahme der dem Bistum gehörigen, demselben von den Kaisern zugesprochenen Almende. Sollte er von heute bis in acht Tagen, also bis Samstag vor Pfingsten, nicht Genugthuung verschafft haben, mir und dem hohen Kapitel meines Bistums, so werde ich die Stadt mit dem Banne belegen und die Bürger mit Krieg überziehen. Dies mein unwiderruflicher Entschluß. Heute noch werdet Ihr diesen meinen Willen dem Rate vortragen, indem Ihr ihm zugleich dieses Pergament hier übergebet, und mein Segen begleite Euch auf Eurem Wege!“

Bei diesen Worten hatte Walther von Geroldseck die Rechte erhoben, und demütig beugte Abt und Probst das Haupt. Als sie es wieder erhoben, war der Bischof verschwunden, und betroffen schauten sich die beiden einander an.

„Welch ein Mann!“ brach endlich der Probst von Trutenhausen die Stille; „ja, unsere Hochwürden ist mächtig genug solches der Stadt bieten zu können! Warum er wohl uns mit in die Händel hineinzieht?“ — „Unser Gehorsam lehrt uns zu gehen und nicht nach dem Warum zu fragen,“ versetzte der Abt; „wenn nun aber Straßburg ihm mit Hohn antwortet?“ — Mit einem tiefen Seufzer antwortete der Probst: „Dann wird es für uns wohl heißen: vale cucullum et breviarium! und das Schwert wird in unserer Hand dann das Kreuz ersetzen müssen. O, der süßen Zeit des Friedens!“ Betrübt ließ der Probst bei diesem Gedanken den Kopf hängen, indes der Abt feurig antwortete: „Stolz dürfen wir sein auf einen solchen Bischof! Wo fänden wir sicheren Hort in diesen wild aufgeregten Zeiten, bei dieser herrschenden Anarchie? Das Ansehen des Reichsoberhauptes ist vernichtet; alle Banden, die das Reich zusammenhalten sollen, sind gelöst; all die Rechte und Privilegien, welche die letzten Könige unserm Bistume verliehen, drohen in den Anmaßungen der Städte unterzugehen!

Digitized by Google

Groß aber ist die weltliche Macht Walthers von Geroldseck, mächtig sein Einfluß als Bischof! Er ist der Mann, der in diesen sturmbewegten Zeiten die Kirche Straßburgs trotz Sturm und Klippen vor dem Verderben retten kann! O, mich drängt es wieder einmal auf lustigem Rosse das Schwert zu schwingen, statt das alltägliche Psalmodieren der Mönche mitanzuhören!" — „O, der süßen Zeit des Friedens und der Ruhe!" wiederholte mit klagender Stimme der Probst. „Was soll aus meinen fetten Triften und grünenden Reben werden, wenn der Sturm des Krieges darüber hinfegt! Doch ich muß gehorchen. Schwer wird mir der Gang zum Rate werden, aber er muß gemacht werden; doch hoffe ich, daß Ihr, mein lieber Bruder, das Wort führen werdet, wenn wir jetzo unseres Auftrages uns entledigen!"

Geschäftig nahm der Abt von Neuburg die Pergamentrolle und barg sie unter seinen Mantel. Dann entfernten sich beide schweigend, im Herzen verschiedene Gefühle tragend. Doch beide waren sich der Folgen ihres Auftrages wohl bewußt: von ihrem Gang hing Friede oder Krieg für das Bistum ab.

Mit gemessenem Schritte und ernstem Blicke zogen die Ratsherren der Stadt Straßburg zur Versammlung. Man konnte es ihrer Haltung ansehen, daß nichts Freudiges sie erwartete, und leise flüsternd standen einzelne Gruppen von Bürgern vor dem Ratsgebäude. Man erzählte sich von neuen Forderungen des Bischofs, von gewaltigen Drohungen, die er ausgestoßen. Doch wer nur näher hinhören wollte, der konnte auch vernehmen, daß alle bereit waren auf Seiten ihrer Behörde zu stehen, und nicht zu weichen.

Im stillen Kreise saßen die Ratsherren umher, als die Thür sich öffnete und der Abt mit dem Probste erschien. In ruhigem, aber doch verlegenem Tone brachte der Abt des Bischofs Anklagen vor, während der Probst mit über der Brust gekreuzten Armen hinter ihm stand. Darauf erhob sich der Vogt Straßburgs, Heinrich von Lichtenberg, und sprach: „Wohledler Rat unserer guten Stadt Straßburg! Schweres Leid und bange Sorgen um das Wohl unserer Bürgerschaft haben wir schon erlitten, doch, was wir soeben gehört und was hier auf diesem Pergamente noch mehr steht, soll unsere Standhaftigkeit auf die härteste Probe stellen. Wir sollen auf unsere Rechte verzichten, die wir, als der Bürger würdig, von Kaiser Friedrich II. zugesprochen erhalten haben!"

Ein Murren des Unwillens durchzog den Saal bei diesen Worten. Doch Heinrich von Lichtenberg fuhr fort:

„Nicht gering ist die Strafe, womit Walther von Geroldseck uns droht. Bis Samstag vor Pfingsten gibt er uns Frist, uns ganz seiner Botmäßigkeit zu unterwerfen; thun wir es nicht, so wird uns sein Bannstrahl treffen, er wird uns aus der Gemeinschaft der Kirche stoßen, er will uns mit Krieg überziehen, und uns und unsere Kinder aus dem Buch der Lebenden tilgen! Und nun, welches soll unsere Antwort auf eine solche Sprache sein?"

Ein schrecklicher Lärm folgte diesen Worten. Die Schwerter der Ratsherren flogen aus ihren Scheiden, wildes Fluchen und lautes Toben erfüllte den Raum. Der Probst von Trutenhausen, in tötlicher Angst, hatte sofort den Abt am Arm gefaßt und suchte ihn fortzuziehen. Nur mit Widerstreben folgte dieser, war aber doch ruhiger geworden, als er sich mit dem Probst außer dem Ratszimmer befand. Endlich nahm Heinrich von Lichtenberg wieder das Wort und sprach: „Ich fordere noch einmal den Rat auf, mir die Antwort auf des Bischofs Forderungen zu geben!" — „Krieg und Tod!" erschallte es aus aller Mund. Mit vor Freude strahlendem Auge überschaute der Lichtenberger die Versammlung. Jetzt hob er hoch das Schwert und rief: „So sei es darum! Mächtig ist Walther von Geroldseck," doch nicht minder unbesiegbar ein Volk, das für sein Heiligstes kämpft, für Herd und Familie, und wir werden kämpfen mit tapferem Mute und ohne Furcht, allein für die Ehre der Stadt und unsere Freiheit, damit sie fortbestehe und auf Kinder und Enkel sich forterben könne!" — „Wir schwören es!" riefen wie aus einem Munde die Ratsherren.

Die Pfingstwoche war herangekommen, aber nicht die erwünschte Genugthuung für den Bischof. Da ertönten plötzlich alle Glocken der Stadt, und sturmheulend zog der Klang durch die Straßen. Aus allen Häusern strömten bewaffnete Bürger hervor, alle von einem Geiste beseelt, zu siegen oder zu sterben für die Ehre und die Freiheit der Stadt Straßburg. „Auf nach Schloß Haldenburg! Zerstört ihm seine Feste! Kein Schlupfwinkel soll ihm verbleiben!" war das Losungswort der Bürger.

Die blutige Fehde zwischen Stadt und Bistum war ausgebrochen.

Digitized by Google

## Viertes Kapitel.

Auf der hohen Feste Habsburg saß, bei Sonnenuntergang, auf der steinernen Bank unter der alten Eiche des Burghofes die Gräfin Anna, Rudolfs vielgeliebte Gemahlin. Ihr jüngster Sohn Albert stand an der Umfassungsmauer und übte sich, unter der Leitung eines graubärtigen Kriegers, im Bogenschießen, während ihre Töchter Mechtildis, Agnes und Gutta auf der Bank neben der Mutter saßen. Am hochgewölbten Fenster des Rittersaales stand Hartmann, der Aeltere, von Kiburg und blickte mit stiller Freude auf das friedliche Bild. Zu den Füßen der Frauen saß der Menestrel Bitterpfiel und sang der hohen Frau von Gottes Minne und tapferen Recken in heiliger Fehde. Gar anmutig schlugen die Töne der Laute an der Lauschenden Ohr, und ergreifend rührte die Frauenherzen der Minnengesang:

Königin des Himmels,
Pforte des Paradieses,
Du erwähltes Gotteshaus
Sacrarium sancti spiritus, [1]
Du, weise uns alle Wege,
Zu letzt an's Ende
Sancta Maria.

Dann plötzlich erglühten seine Augen; mächtiger griff er in die Saiten, und er sang von Helden, die im heiligen Kampfe gegen die Ungläubigen fielen!

Da sie sollten streiten,
Da standen zu beiden Seiten
Die Heere, wie es gelobt was [2]
Die Herrn zuckten die Sahs [3]
Zusammen sie da sprangen.
Weh! wie die Schwerter klangen,
An der Fürsten Händen,
Da sich die Wigenden [4]
Hieben, wie die wilden Schweine.
Da war Kampfgier unter ihnen,
Groß war der Stahlschall,
Das Feuer blitzte überall,
Da sie der Schilder Ränder
Zerhieben mit ihren Händen.

Sinnend, den Kopf in die Hand gestützt, lauschte die Gräfin Anna den Worten des Liedes, indes ihr Auge, in das Thal hinab schweifend, dem schlängelnden Lauf der Aar folgte.

[1] Heiligtum des heiligen Geistes. [2] war. [3] Schwerter. [4] Helden.

Digitized by Google

Plötzlich horchte sie hoch auf. Auch des Menestrels Gesang verstummte; der alte Krieger legte seine Hand beschattend über die Augen und blickte ins Thal hinab, aus welchem soeben der Ton eines Hornes heraufgeklungen war. In demselben Augenblicke erschallte auch des Türmers Horn, und widerhallte vom gegenüberliegenden Felsen zurück. — Ein Festruf ist's, und das Echo stimmte laut mit ein.

„Der Vater kommt!" rief den Bogen wegwerfend Albert, und stürzte dem Schloßthor zu. Gräfin Anna war mit ihren Töchtern an die Brüstung der Mauer getreten, und in ihren Händen winkten weiße Tücher den Willkommgruß dem Gemahl und Vater entgegen. Gleich darauf rasselte die schwere Zugbrücke nieder, und auf keuchend und dampfendem Rosse ritt mit verklärtem Blicke Landgraf Rudolf in seine Stammburg ein, gefolgt von Hartmann, dem Jüngeren, von Kiburg und Grafen Conrad von Freiburg.

Ein fröhliches Leben herrschte nun in den ersten Stunden des Wiedersehens im hohen Rittersaal und auf dem mit Reisigen angefüllten Burghof, bis endlich Ermüdung dem Treiben ein Ende setzte, und nächtliche Stille, nur von dem schweren Gang des wachthabenden Kriegers unterbrochen, sich auf die Burg niedersenkte.

Im Rittersaal beim feurigen Weine saßen des andern Tages Rudolf, die zwei Kiburger und Conrad von Freiburg. Graf Conrad hatte begeistert den tiefen Eindruck geoffenbart, den des Schultheißen Rösselmanns liebliche Tochter auf ihn gemacht, und seiner Minne zujubelnd, hatten seine Freunde auf die holde Elsa ihre vollen Pokale geleert; Graf Hartmann, der Jüngere, hatte darauf soeben das Ergebnis seiner Reise erzählt, als der Burgvogt eintrat und einen Geistlichen anmeldete. Er komme aus dem Elsaß, berichtete er, und verlange vor Eure Wohledlen, Graf Hartmann, geführt zu werden. Ueberrascht schauten sich die Ritter an, indes der Vogt den Saal verließ. Gleich darauf trat der Stiftsherr von St.-Stephan aus Straßburg, Berthold von Tiersdorf, ein.

Berthold von Tiersdorf war dem Landgrafen wohlbekannt. Und so erhob dieser sich sofort, schritt auf ihn zu und, ihm beide Hände reichend, sprach er: „Was vermochte Euer Ehrwürden zu bewegen, als Gast auf meiner Burg zu erscheinen!" — „Der Gehorsam," antwortete der Stiftsherr, „den ich meinem Bischof schuldig bin. Schwer sind die Zeiten für unsere

Digitized by Google

heilige Kirche; in Straßburg hat sich die Bürgerschaft gegen ihren Bischof empört, sicher muß unsere fürstliche Gnade seiner Getreuen sein in den Tagen des Kampfes, und so hat er mich, seinen Diener, mit wichtiger Botschaft, an Eure Wohledlen, Graf Hartmann, den Aelteren, von Kiburg geschickt."

Bei diesen Worten verbeugte sich der Stiftsherr vor dem Kiburger und übergab ihm eine Pergamentrolle, an welcher das bischöfliche Siegel hing.

Während Graf Hartmann sie öffnete und las, hatte Berthold von Tiersdorf im Kreise Platz genommen, und den Becher aus der Hand Rudolfs nehmend, leerte er ihn auf einen Zug aus das Glück und Gedeihen des gräflichen Hauses. Graf Hartmann hatte zu Ende gelesen und überreichte stumm die Schrift dem Landgrafen. Die Augen Rudolfs funkelten, als er den Inhalt las, und eine jähe Röte war ihm auf die Stirn gestiegen. Doch er zwang seinen Unmut nieder und antwortete ruhig: „Eure Ehrwürden sind gekommen, um im Namen des Bistums, als Lehnsherrn der Kiburger Besitzungen, Euch huldigen zu lassen. Wohledler Oheim, wohl eilig hat es Walther von Geroldseck mit der Huldigung, doch er ist in seinem Recht, und so wäre meine Meinung, Ihr leget dieselbe in die Hände des Stiftsherrn Bertholds von Tiersdorf."

Ueberrascht hatte der jüngere Kiburger diese Worte mit angehört, und schon öffnete sich sein Mund zu kräftigem Einspruch; doch ein Blick Rudolfs ließ ihn schweigen. „Und," fuhr der Landgraf, sich an den Stiftsherrn wendend, fort, „Eure Ehrwürden bitte ich meinen gehorsamsten Gruß seiner fürstlichen Gnade vermelden zu wollen, und Landgraf Rudolf wird binnen kurzem mit seinen Mannen zu seiner Hochwürden Heer stoßen!"

Mißtrauisch blickte der Stiftsherr den Landgrafen an, doch vermochte er nicht in seinen Augen zu lesen, was dahinter noch verborgen lag. Er verließ noch an demselben Tage die Habsburg, wohl mit der Huldigung des ältern Kiburger, doch auch mit der Gewißheit, daß Landgraf Rudolf auf eigene Faust sein Recht zu erlangen streben werde.

Unruhig ging Rudolf in seinem Gemache umher; selbst das freundliche Erzählen seines Sohnes Albert, von allem, was er schon gelernt, konnte ihn nicht aufheitern. Da trat die Gräfin Anna vor ihn und sprach: „Schwerer Kummer drückt das Gemüt meines Gemahls. Berthold von Tiersdorf hat

keine gute Botschaft gebracht, doch wolltest du, mein lieber Gemahl, verzagen?" Stumm schloß er das geliebte Weib in seine Arme, und ihr in die Augen blickend, sprach er: „Nicht jetzt, mein edles Weib, ist mehr Zeit zu zagen, sondern durch die That zu beweisen, daß wir nicht des Ritterschwertes unwürdig sind. Stolz und rücksichtslos behandelt uns Walther von Geroldseck; nichts fürchtet er, weil er sich in diesen Zeiten über alles erhaben dünkt; kein Oberhaupt im Reiche ist da, zu dem wir hülfesuchend gehen könnten; Richard, der König, weiß nicht was deutschem Herzen frommt, was deutschem Volke Not thut: die Kirche ist ihm der einzige Rettungsanker und in deren weitbäuchigen Schiffsraum versenkt dieser Fürst alle weltlichen Freiheiten, alle weltliche Macht. Doch, mein teurer Gemahl, ich werde thun, was meine Pflicht von mir verlangt. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit muß enden, wenn nicht alle Rechte unrettbar verloren in die Hände der Bischöfe kommen sollen. Meinen letzten Blutstropfen werde ich vergießen, um meine Kinder nicht bei den Großen der Kirche Knechtesdienste ausüben zu lassen. Nicht länderlos sollen sie nach ihres Vaters Tod dastehen, und, bleibt mein Ritterschwert mir treu, so sollen goldene Kronen die Nachkommen des Habsburgers schmücken!"

Stolz blickte Anna auf ihren Mann, und ihre Augen gen Himmel hebend, sprach sie: „O Rudolf, mein lieber Gemahl! Der Himmel wird mit dir sein, wie er bis heute mit dir gewesen. Doch nur ungern sehe ich dich in Fehde mit unserer heiligen Kirche. O, zieh hin nach Straßburg, beuge dein Haupt vor dem Gewaltigen, und er wird dir das Erbe deiner Ahnen geben ohne Kampf, in dir nur deine Treue ehrend!"

Der Landgraf schlang seinen Arm um seine Gemahlin und lächelnd erwiderte er: „Deiner Bitte will ich nicht widerstehen. Der länderlose Graf Rudolf von Habsburg will sich vor dem mächtigen Walther von Geroldseck beugen, und erniedrigen will ich mich vor ihm um mein Recht zu erbetteln. Doch, teures Weib, sollen meine Worte keine Erhörung finden," dabei faßte er krampfhaft sein Schwert, „so schwöre ich dir, daß dieses Schwert nicht eher ruhen soll, als bis es mir von dem stolzen Prälaten mein Recht erfochten hat!" — „Gottes Schutz sei mit dir, Rudolf," sprach mit thränenfeuchtem Blick die Gräfin. „Unser Gebet wird dich begleiten, und der Gedanke an deine Kinder soll in der blutigen Schlacht deinen

Digitized by Google

Mut erhöhen, und dir stets das Ziel zeigen, nach dem du strebest!“

Mit wohlgefülltem Beutel zogen die Werber des Habsburgers in die vier Waldstätte, nach Zürich und Glarus. Ueberall wurde sein Banner aufgepflanzt, um welches sich bald eine kampflustige Schar sammelte, und in einzelnen Haufen an die Ufer der Aar zog. Acht Tage später rasselte die Zugbrücke der Habsburg nieder. Drei stolze Ritter schwangen lustig ihre Schwerter, des Türmers Horn verkündete weitaus ins Thal das Anrücken des Bannerherrn; weiße Tücher wehten den Dahingeschiedenen nach; „hie Habsburg!“ schallte es laut aus dem Thale herauf ihnen entgegen: Rudolf von Habsburg war zu seinen Kriegern gestoßen, und voller Hoffnung zog die Schar aus dem stillen Thal ins Elsaß, alle bereit für ihren Bannerherrn und die Ehre seines Hauses zu fechten und zu sterben.

Auf der großen Ebene vor Colmar hatte Landgraf Rudolf sein Heer ein Lager aufschlagen lassen. Es war ein herrlicher Sommerabend; mild warf der Mond seinen Glanz auf die Gegend, aus welcher wie schwarze Riesen die Gipfel des Wasgaus emporstiegen. In seiner vollen Sternenpracht wölbte sich darüber der Himmel, und spiegelte sich in der sanft dahinfließenden Fläche der Ill. In den Zelten der Schweizer Mannen ging es lustig her, denn schwer beladene Wagen haben aus Colmar dem Lager den feurigen Wein gebracht. Auch in dem großen, luftigen Zelt des Landgrafen war man vergnügt, und fröhliche Reden wechselten mit lustigem Gesang, womit der Menestrel Bitterpfiel die hohen Herren ergötzte. Um einen Tisch saßen Landgraf Rudolf, Hartmann von Kiburg der Jüngere, Conrad von Freiburg und der Schultheiß Rösselmann. Alle hatte der auf Türkheims wohlbekannten Hügel gewachsene Wein schon in die beste Laune versetzt, als plötzlich das Zelt geöffnet wurde und Elsa, des Schultheißen Tochter, eintrat.

Ein Ruf des Erstaunens kam aus aller Mund. Rösselmanns Auge ruhte fragend auf seiner Tochter, indes die Grafen mit neuer Bewunderung in das heute auffällig blasse Gesicht der Jungfrau schauten. Der Schultheiß brach zuerst das Schweigen: „Wie kommt meine Elsa zur nächtlichen Stunde in das Lager? Kennt sie nicht die Gefahren, die auf solch einem Wege der Unschuld drohen?“ Sanft errötend sprach das

Mädchen: „Zürnt mir nicht, vielgeliebter Herr Vater; wen der Himmel sendet, der braucht vor den Menschen nicht zu bangen. Wichtige Kunde ist uns geworden, und hier," sprach sie auf den Landgrafen weisend, „finde ich den Edlen, der allein uns zu helfen vermag!" Erschrocken schauten sie auf die Jungfrau, doch Elsa fuhr fort: „Es kam vorhin ein Bote aus Straßburg. Durch denselben läßt Euch, liebster Herr Vater, Heinrich von Geroldseck melden, daß der Bischof mit der ganzen Geistlichkeit und der Klosterschule Straßburg verlassen habe, und daß er meinen Bruder Walther gezwungen habe ihm zu folgen, um ihn als Geisel für die Treue meines Vaters auf eines seiner Schlösser zu bringen!" Bleich war Rösselmann auf einen Sessel gesunken: „Mein Sohn Walther!" war alles was er hervorbringen konnte.

Mit verhaltener Wut hatten die Ritter den Bericht angehört, doch nun sprang Conrad von Freiburg auf, und auf Elsa zugehend, faßte er ihre Hand und sprach: „Beruhigt Euch, teures Kind, mein Arm soll über Euren Bruder wachen, kein Haar soll ihm gekrümmt werden, so lange meine Hand dies Schwert führen kann!" Ein dankbarer Blick traf den Grafen für diese Bereitwilligkeit. Auch dem Schultheißen hatte der Kiburger Mut zugesprochen und ihn seiner Hülfe versichert. Rudolf nahte sich nun der Jungfrau, und sie bei der Hand nehmend, verließ er mit ihr das Zelt.

Wie erbebte Elsa bis in ihr tiefstes Innere, als sie den Druck dieser ritterlichen Rechten fühlte. Wie ein Kind folgte sie ihm willig und schaute nun beglückt zu ihm auf. Rudolf ließ sich noch einmal den Bericht wiederholen. Elsa that es, indes Thränen ihren Augen entflossen; dann legte sie ihre beiden Hände auf seine Rechte, und ihren bittenden Blick auf ihn richtend, sprach sie: „O, Ihr werdet mir helfen, mein Herz sagt es mir! Ich will Eurer Mägde eine sein, wenn Ihr mir den Bruder wieder gebet. Oder, hoher Herr, nehmt mich mit; ich will vor dem Gewaltigen niederknieen, und ihn bitten, meinem alten Vater den einzigen Trost zu lassen; ich will alle Gefahren überwinden, und den Bruder aufsuchen und ihn befreien!" Rudolf blickte erstaunt auf die mutige Jungfrau. Entzückt schloß er sie in seine Arme, und einen Kuß auf ihre Stirn drückend, sprach er: „Dein Platz, edles Kind, ist an der Seite und im Hause deines Vaters. Nicht soll die Unschuld vor Walther von Geroldseck knieen, um von ihm verhöhnt zu

Digitized by Google

werden. Ich werde den Bruder dir zurückführen!“ — „O, nehmt mich mit,“ wiederholte die Jungfrau, „meine Bitten werden den Bischof erweichen, ich muß selbst hin, denn leicht könnte bei gewaltthätiger Befreiung, ein feindliches Geschoß den Bruder treffen. Walther von Geroldseck ist nicht unerbittlich!“

Das Zelt öffnete sich, und Rösselmann unterbrach das Gespräch. „Hoher Herr,“ sprach er, „verzeiht, daß wir so Euch den fröhlichen Genuß zerstört; ich gehe beruhigt zurück, weiß ich doch nun, daß wackere Arme über meinen Sohn wachen werden!“ Rudolf hatte Elsa die Hand gereicht und sprach: Zieh hin, Elsa, mit deinem Vater, und überlasse dem Landgrafen Rudolf dein Geschick und das deines Bruders!“ — „Nicht werde ich von meinem Vorhaben zurückkommen,“ antwortete sie leise, „empfanget mich dann, wie Ihr heute mich empfangen habt!“

Von einigen Mannen Rudolfs begleitet, schritt der Schultheiß am Arm seiner Tochter der Stadt zu. Noch in derselben Stunde, ließ Rudolf das Lager abbrechen, und zog in Eilmärschen Straßburg zu.

## Fünftes Kapitel.

Walther von Geroldseck hatte seinen Drohungen die That folgen lassen: schwerer Bannfluch ruhte auf der Stadt Straßburg. Aengstlich und betroffen hatte die Bürgerschaft diese Kunde vernommen; in stiller Ergebung zitterten die Weiber und Greise, indes die Männer ruhiger die Sache entgegennahmen und voll Mutes auf ihre Ratsherren blickten. Diese waren entschlossen das Aeußerste zu wagen, und nur geringen Eindruck machte auf sie der düstere lange Zug von Geistlichen und Klosterschülern, die schweigend und gebeugten Hauptes, Gebete vor sich hinmurmelnd, die Stadt verließen. Die meisten der Ritter Straßburgs, als Dienstleute der Kirche, begleiteten in stummer Ohnmacht den Zug, alle gingen nur ungern von Haus und Hof, alles zurücklassend, fort.

Nur einer war zurückgeblieben. Weder weltliche noch geistliche Macht oder Drohung vermochte den Entschluß Heinrichs von Geroldseck zu ändern. „Mein Platz,“ sagte er, „ist im

Digitized by Google

Stifte, am heiligen Altare, und nicht im weltlichen Getümmel des Lagerlebens; mein Beruf ist es, Gottes Frieden zu predigen und die Brüder zur Eintracht zu führen, und nicht die blutige Saat unter sie zu streuen!" Froh auf jauchzten die Bürger als Heinrich von Geroldseck vor den geschlossenen Thüren des Münsters erschien und dieselben mit Gewalt öffnen ließ. Durch sein Ansehen ermutigt, wagten es drei außerhalb Straßburgs wohnende Priester in die Stadt zu kommen und die Seelsorge zu übernehmen. Vergebens aber waren seine Bemühungen den jungen Rösselmann zu retten; das Thor der Klosterschule blieb ihm verschlossen, auf bischöflichen Befehl, wie der Prior der Barfüßer ihm erklärte. Doch hatte er, wie wir schon gesehen, einen sicheren Boten, den Bürger Peregrin, nach Colmar gesandt, dem Schultheißen Meldung von dem Geschehenen zu überbringen. Peregrin war außerdem Träger eines Packets mit Pergamentrollen, durch welche der hohe Rat die Freundschaft und ein Bündnis mit Colmar anzubahnen strebte, dessen Vollzieher Rösselmann sein sollte.

In der höchsten Aufregung hatte Rösselmann den Weg vom Lager in die Stadt zurückgelegt. Kaum hatte er den Landgrafen Rudolf verlassen, als er die Hörner im Lager ertönen hörte, und deren Bedeutung wohl ahnend, sprach er: „Teures Kind, Du hörst der Schweizer Hörnerruf, noch in dieser Stunde bricht Rudolf von Habsburg sein Lager ab, um nach Straßburg zu ziehen!" Elsas Hände zitterten auf dem Arm ihres Vaters, doch sie schwieg, und rückwärts blickend, sah sie die Wachtfeuer des Lagers in der Ebene; hochauf loderten zu gleicher Zeit die Flammen auf dem Schloß Hohlandsberg, dessen Türmer den Abschiedsgruß ins Lager sandte, indes in der Ferne, wie ein Stern am nächtlichen Himmel, das Wachtfeuer auf dem Turme „Weckmund" bei Egisheim leuchtete. Einen Augenblick nur blieb Elsa in diese Pracht versunken stehen, dann seufzte sie tief auf und schritt an der Seite ihres Vaters weiter.

Zu Hause angekommen, schloß sich Rösselmann sofort mit dem Boten, der sich indes gestärkt hatte, auf seiner Amtsstube ein. Vergebens suchte Elsa noch einmal mit dem wackeren Straßburger zu sprechen; sie mußte ihrer Ungeduld gebieten, um mit ruhigerem Denken zum Entwurfe ihres Planes zu schreiten. Sie zog sich aufgeregt in ihr Gemach zurück. Der Duft zahlreicher Blumen erfüllte den Raum, und immer neue

Digitized by Google

balsamische Luft strömte zu den weit geöffneten Fenstern herein. In wirrem Denken versunken, schritt die Jungfrau auf und ab. Plötzlich blieb sie vor einem hohen Schranke stehen, schloß ihn auf und entnahm demselben einen schwarzsamtenen Anzug. Errötend betrachtete sie die einzelnen Teile desselben; es war der Anzug ihres Bruders. Sie schloß die Fenster und bekleidete sich damit, dann besah sie sich mit einem gewissen Stolz und sprach: „O, warum bin ich nicht als Mann geboren! Mit welcher Lust folgte ich ihm, dem hochverehrten Landgrafen, als sein treuer Schildknappe!“

Eine jähe Röte überflog ihr Gesicht bei diesen Worten. Sie preßte beide Hände aufs Herz und schauernd fuhr sie fort: „Was quält mein Inneres seit dem Tage, wo ich ihn zum ersten Male gesehen! . . . Nein, nein! das wäre eine große Schuld, nicht mit irdischer Liebe hängt mein Herz an ihm, es ehrt und liebt in ihm den Edlen, dessen Arm, o, ich fühle es, uns die Freiheit erkämpfen wird. Nicht darf mein Herz für Eitles schlagen, schlagen soll es mit dem meines Vaters für die Verwirklichung des schönsten Traumes, der guten Stadt Freiheit. Ihn, den herrlichen Landgrafen, will ich lieben, wie ein Unterthan seinen Herrscher lieben soll und darf. Und zum Herrschen bist du, Rudolf von Habsburg, geboren . . . doch, wie wird mir? . . . meine Schläfe hämmern, meine Stirn glüht! . . . ha! was sehe ich! Rudolf, hoch zu Roß, die Kaiserkrone auf dem Haupte, vor ihm her ziehen die Großen des Reiches; *hoch* wallet sein Banner! nein, es kann ja nicht sein! die Hand hält statt des Scepters das Zeichen unserer Erlösung . . . ha! du Herrlicher, ich verstehe . . . erlösen sollst du uns, erlösen von dem Drucke, der auf uns lastet . . . erlösen das arme Volk aus der Knechtschaft solcher, die sich Diener Gottes nennen! . . . ich will es dir verkünden, Rudolf, ich komme und werde dir den Bügel deines Rosses halten, wenn du es als Kaiser *be*steigen wirst! . . .

Erschöpft war Elsa angekleidet auf ihr Lager gesunken; eine tiefe Ohnmacht hielt ihre Sinne gefangen, bis endlich sich ihr Busen regelmäßig hob und senkte, und wohlthuend der Schlaf sie dem Morgen zuführte.

Lange hatte Rösselmann noch mit dem Boten gesprochen und ihm dann ein bequemes Lager in seinem Hause anweisen lassen. Dann saß er in Gedanken versunken und mit seinem Schmerze kämpfend im Lehnsessel, die Augen auf das Schreiben

Digitized by Google

des Straßburger Rates gerichtet, bis endlich sie vor Müdigkeit sich schlossen und er in einen tiefen Schlaf versank.

Am andern Tage versammelte der Schultheiß Rösselmann eine Bürgerschaft und, nachdem er derselben die Lage der Dinge in Straßburg mitgeteilt hatte, sprach er: „Und nun, Bürger Colmars, was werden wir thun? Werden wir müssig stehen, wenn unsere Straßburger Freunde den Kampf um ihre Freiheiten kämpfen werden! Sind nicht auch wir noch Knechte des Bischofs, und wollt Ihr, daß Eure Kinder es ferner bleiben sollen, oder als freie Männer in ihrer Stadt gebieten!" Mit blitzendem Auge überschaute Rösselmann die Versammlung; eine gewaltige Erregung hatte sich der Bürger bemächtigt, doch keiner wagte, seinen Entschluß kund zu geben. Da fuhr Rösselmann fort: „Einen harten Kampf wird es kosten, doch, Ihr wackere Mannen, fürchtet Ihr euch, das Schwert zu erheben, wenn es Eure Ehre und die Eurer Nachkommen gilt? Nein, Ihr werdet mir folgen, wie Ihr mir bis heute Euch anvertraut habt; ich will Euer Führer zur Freiheit sein, und sie Euch zu erringen helfen oder sterben!" — „Hie Rösselmann! hie Colmar!" riefen begeistert die Bürger aus. „Nun," sprach Rösselmann, „so will ich Euch verkünden, daß ich in diesem Kampfe auf Seite unserer geliebten und besonders guten Freunde, der Straßburger, sein werde!" — „Hie Straßburg, hie Colmar!" ertönte es bei diesen Worten aus aller Mund. Vergebens suchten die bischöflich Gesinnten das Bündnis zu hintertreiben, vergebens drohten die von Rathsamhausen und die Horburger mit den schrecklichen Strafen, vier Tage später war das Bündnis beschlossen, und noch an demselben Abend versah Rösselmann die Rolle mit dem Stadtsiegel Colmars.

Als Elsa aus ihrem Schlafe erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Erschreckt schaute sie um sich, preßte beide Hände an ihre Stirn und sprach: „War es nur ein Traum? Nein, diese Kleider sagen mir, was ich zu thun gestern beschlossen habe." Rasch kleidete sie sich um und ging ihren Vater aufzusuchen. Ihre alte Amme erzählte ihr aber, daß der gestrenge Herr bereits zur Ratsversammlung sei, daß aber der Straßburger Bote im Zimmer, beim Morgenimbiß säße. Elsa faßte rasch ihren Entschluß; sie trat bei dem Boten ein, der nicht wenig erschrack ob des plötzlichen Erscheinens der Jungfrau, und den Löffel weglegend, erhob er sich verlegen und sprach: „Wohledles Fräulein, nicht zürnt mir, daß ich



Digitized by Google

hier an dem Familientische Platz genommen, doch so wollte es Euer Herr Vater. . . ." Elsa war auf ihn zugetreten, und die Hand auf seinen Arm legend, nötigte sie ihn wieder Platz zu nehmen. „Wann gedenkt Ihr," sprach sie vor dem Manne stehen bleibend, „nach Straßburg zurückzukehren?" — „Das hängt von Euerm Herrn Vater ab," antwortete Peregrin. „Morgen, übermorgen, vielleicht auch heute noch." Aufgeregt ging Elsa im Zimmer auf und ab, dann sprach sie rasch auf ihn zutretend und ihre Hand auf seine Schulter legend: „Ihr wißt, wie es in Straßburg um meinen Bruder steht; soll der edle Jüngling der Freiheit der Bürger zum Opfer fallen?" Aengstlich schaute der Straßburger auf die hochgeröteten Wangen der Jungfrau, doch diese fuhr fort: „Mein Bruder muß gerettet werden, durch mich gerettet werden. Ich werde mit Euch nach Straßburg ziehen, ich werde vor Euren Bischof treten und die Freilassung meines Bruders verlangen!" Bestürzt war Peregrin aufgestanden und mit bebender Stimme sprach er: „Wohledles Fräulein, ich achte und ehre einen solchen Entschluß, doch nur was der Schultheiß Rösselmann mir für die Reise anvertrauen will, darf mich begleiten." Eine Thräne trat in Elsas Auge, als sie jetzt bittend ihre beiden Hände auf den Arm des Straßburgers legte und sprach: „Ich habe Euch anvertraut, was ich zu thun beschlossen habe; o, seid der Beschützer einer Jungfrau, die alles wagen will, um dem Vater seinen Stolz und Trost im Alter zu erhalten. Nehmt Ihr mich nicht unter Euren Schutz, so muß ich, auf den Schutz des Himmels hoffend, allein den Gefahren der Reise trotzen!"

Traurig ließ Elsa das Haupt auf die Brust sinken. Sichtlich kämpfte der wackere Straßburger mit sich selbst; plötzlich erhob er den Blick und sprach: „Nicht soll mein Haupt die Schuld treffen, wenn des Schultheißen Rösselmann Tochter auf einsamen Wegen einer Gefahr unterliegen würde, die mein Arm hätte abwenden können. Schwer wird meine Verantwortung sein, ein Mitschuldiger werde ich. . . ." Elsa ließ ihn nicht ausreden, erfreut ob seiner Bereitwilligkeit unterbrach sie ihn: „Keine Schuld soll Euch treffen, nur Dank soll Euch werden, bringt Ihr mich ans sichere Ziel. Hier nehmt," dabei drückte sie ihm einen Beutel in die Hand, „und sorgt mir für ein Pferd, alles andere überlaßt mir!" Peregrin wollte antworten, als die alte Amme Margarete erschien, und verwundert auf die kaum berührten Speisen blickte. Elsa warf dem Straß-

)urger einen Blick zu, der ihm sagen sollte, verschwiegen zu ein, und verließ das Gemach. Dieser hatte rasch den Beutel n sein Gewand verborgen, und ließ sich nun, durch Margarete aufgefordert, bewegen, seinen Imbiß einzunehmen.

„Ihr habt eine beschwerliche Reise gemacht," unterbrach endlich die alte Margarete das Schweigen, „und bringt gewiß meinem gestrengen Herrn gute Kunde von unserm jungen Herrn Sohn?" Der wackere Straßburger zwinkerte mit dem rechten Auge, und sich in dem Gemach umschauend ob sie auch allein seien, sprach er mit halblauter Stimme: „Gerade nichts Angenehmes, ehrbare Jungfer; in Straßburg ist nicht alles wie es sein sollte." — „Jesus, Maria!" rief erschrocken Margarete, die Hände zusammenschlagend; „was ist denn geschehen, lieber Mann, daß Ihr eigens hierher kommen mußtet!" — „Seht, liebwerte Jungfer, das sind so Sachen; der Bischof von Straßburg, der will halt, daß wir Bürger nichts beginnen, nichts vollführen, nichts denken und nichts reden ohne ihn vorher gefragt zu haben! Nun aber hat unser wohlweiser und hoher Rat das Ding anders beschlossen; er sagt nämlich, wir bezahlen dem Bischof, was ihm gehört, und mit dem andern machen wir was wir wollen und lassen uns nichts mehr dreinreden!" — „Aber, lieber Mann," versetzte Margarete, „da wird aber Euer Bischof recht böse werden, und sein heiliger Segen wird nimmer auf Euch ruhen." — „Seht Ihr, Jungfer, das ist es eben," entgegnete Peregrin, „den Straßburgern liegt wenig an dem Segen, den eine Hand spendet, die immer erst das Schwert beiseite legen muß, will sie sich segnend erheben. Ja, verehrte Jungfer, wir haben schon vieles leiden müssen unter den hohen Herren, wir haben auch vieles gern getragen, denn, du lieber Gott, wir sind nun einmal die Hamster, die großen Herren lassen uns ernten und dann schlagen sie uns tot um unsere Vorräte zu haben; aber Bischof Walther treibt es doch zu arg!" — „Jesus, Maria!" rief Margarete, „es ist aber doch ein gar hoher, heiliger Herr, bedenket das nur, lieber Mann!" — „Ei was, ehrbare Jungfer, damit ist es nicht so gefährlich; wir sind ehrenwerte Christen, wir gehen in die Kirche und thun nichts Böses, aber der behandelt uns, wie man Türken und Juden nicht schlechter behandeln könnte. Letztere liebt er mehr, als uns, warum? Er läßt ihnen mehr Freiheiten, als uns, weil sie ihm alle Jahre so an tausend Mark Silber bezahlen!" — „Ach, du mein großer Gott," seufzte Margarete,

Digitized by Google

„ist das möglich! Ja, und was wollt ihr denn thun?“ — „Im Vertrauen, ehrbare Jungfer,“ sprach noch leiser Peregrin, „wir wollen mit den Waffen in der Hand den Bischof zwingen, uns unsere Freiheiten wieder zu geben, wie der selige Kaiser Friedrich, o das war ein guter Herr, der sie uns verbrieft *hat!*“ — „Ach, unter Friedrichs Zeiten,“ versetzte betrübt Margarete, „da war ich noch eine glückliche Frau!“ — „So, Ihr waret verheiratet,“ sprach verwundert Peregrin, „ja, da muß ich aber schon bitten, ehrbare Jungfer, nein, ehrbare Frau, daß ich immer Jungfer gesagt habe. Aber wie ist denn das gekommen, das Ihr nicht mehr so glücklich seid?“ — Die alte Margarete wischte sich eine Thräne ab und sprach: „Mein Mann und ich wir lebten in einer kleinen Hütte im Gregorithal, und bauten den Boden, der uns genügend gab zum Leben. Da, es sind jetzt 19 Jahre her, wir hatten nur wenig Korn auf unserm Stückchen Land, jagte der Graf von Egisheim in der Nähe der Hohenack; ein ganzes Rudel Hirsche kam vom Walde herab gerade auf unser Land zu; in unserer Todesangst stellten wir uns vor dem Acker auf und verscheuchten die Hirsche, welche nun in den Wald zurückflohen. Der Egisheimer kam zu Pferd aus dem Wald, sah was vorgefallen, ritt wütend auf uns zu, und seinen Spieß erhebend, rief er: „Du Hund von einem Bauern, wie kannst du dir erlauben mir das Wild zu verscheuchen!“ und ehe ich es hindern konnte, hatte er meinen armen Mann niedergestoßen. Ich floh halb wahnsinnig, kam vor Colmar an, wo ich vor dem Thore einem Knäblein das Leben gab. Der Schultheiß Rösselmann ging gleich darauf vorüber, ließ mich in sein Haus bringen und pflegen. Mein Kind starb, doch dafür durfte ich den seinem, seiner Tochter Elsa, als Mutter dienen. Ich habe das Kind mit meiner Milch genährt und seitdem nie mehr dies Haus verlassen!“ Gerührt hatte Peregrin der alten Margarete zugehört, und antwortete nach einer kurzen Stille: „Ei, da habt Ihr vieles schon gelitten, ehrbare Frau Amme; aber wartet nur, wenn die Bürger einmal die Kraft fühlen werden, die ihnen innewohnt, dann werden die Herren uns nicht mehr wie Hunde anspießen, verlaßt Euch darauf, und ich, ich will auch mithelfen, und die Colmarer sollen auch mithelfen, denn deswegen bin ich hier!“ — „Jesus, Maria und Joseph!“ rief bestürzt Margarete, „aber mein gestrenger Herr doch nicht; um Gottes Willen zieht den alten Herren nicht mit in die Händel, er kann das nicht mehr ertragen!“

Digitized by Google

— „Ei, verehrte Frau Amme," sprach lächelnd Peregrin, „der strenge Herr Schultheiß fühlt noch wärmer für's Volk, als all Eure jungen Herren, das hat er an Euch bewiesen; und Mut hat er .... ich sag Euch, der hilft den Colmarern zur Freiheit oder keiner!" — „Ach, du lieber Gott," seufzte Margarete, „wenn ich noch so etwas erleben muß!" Weiter kam sie nicht, denn eben hörte man einen schweren Männertritt auf der Treppe. „Mein gestrenger Herr kommt!" rief Margarete erstürzt, und packte Schüssel und Teller auf und entfernte sich. Ihr auf dem Fuße folgte Peregrin, setzte sich in der Küche aber wieder an den Eichentisch, und ließ sich nun erst recht den Krug frischen Weines munden, den Margarete ihm vorgestellt hatte.

## Sechstes Kapitel.

Ein grauer Streif am Horizont verkündete den nahen Tag, und das Schwalbenpaar über Elsas Fenster zwitscherte ganz leise einander zu, als fürchtete es den Schlaf der Jungfrau zu stören. Doch Elsa schlief nicht. Die Stunde zur Ausführung ihres Entschlusses war gekommen. Rasch bekleidete sie sich mit dem Anzuge ihres Bruders, nahm ihr Geschmeide an sich und schlug einen weiten Mantel um ihre Gestalt. Schwer war es ihr geworden die Scheere an ihr reiches Haar zu legen; doch es mußte auch dieses Opfer gebracht werden, und gar keck saß das samtene Barett auf den goldenen Locken, das herrlichste Bild eines Menestrels. Noch einmal betrachtete sie jeden Gegenstand in dem trauten Gemach. Eine Thräne fiel schwer auf ihre Hand, doch sie ermutigte sich und sprach: Leb' wohl, du stilles Heim meiner Kindheit, ich ziehe, wohin der Himmel mich ruft! Leb' wohl du Elternhaus, bald kehrt Elsa wieder, und ihre Hand soll die erste das Banner der Freiheit auf deinen Giebel pflanzen!

Entschlossen trat sie auf den Flur hinaus. Alles war still; mit leisen Schritten näherte sie sich der Kammer ihrer Amme; sie drückte die Thür auf und stand in dem von der Dämmerung schwach beleuchteten Raum. Margarete hatte das leise Oeffnen der Thüre gehört und hob erschreckt den Kopf aus den Kissen. Rasch ging Elsa auf das Bett zu und, ihre Hand der Alten auf den Mund legend, flüsterte sie: „Still, teure Amme, und

Digitized by Google

höre, was ich dir sage. Du weißt, daß Walther in Gefahr ist; eine innere Stimme sagt mir, daß ich ihn retten muß; ich gehe zum Bischof; Landgraf Rudolf steht bei seinem Heer und wird mich schützen. Ich ziehe nach Straßburg mit dem Boten Peregrin; bitte meinen Vater, mir zu verzeihen, bald kehre ich wieder in seine Arme!" Bevor Margarete reden konnte, drückte ihr Elsa einen Kuß auf den Mund und verschwand. Eine halbe Stunde später ritt sie an der Seite des wackeren Straßburgers auf dem Wege dahin, einer ungewissen, gefahrvollen Zukunft entgegen.

Lange ritten die beiden schweigend neben einander her. Beider Gedanken weilten rückwärts mit verschiedenen Gefühlen im Rösselmann'schen Hause. Da brach Peregrin endlich das Schweigen und sprach: „Wohledles Fräulein" — Elsa ließ ihn nicht weiter sprechen; sie legte rasch ihre Hand auf seinen Arm und sprach: „Nicht also dürft Ihr mich mehr nennen, will ich ohne Gefahr den begonnenen Weg zurücklegen. Ich bin von nun an Menestrel Walther, und als solchen sollt Ihr mich überall benennen. Ich fordere von Euch Verschwiegenheit, und mein Vater hat der Güter genug, um Euch dereinst dafür zu belohnen!"

Kopfschüttelnd schaute der Straßburger vor sich hin, dann antwortete er: „Ein schweres Amt ist mir geworden, wohledles . . . will sagen, wohledler Herr Sänger; schwere Verantwortung ruht auf mir. Doch edel ist der Beweggrund, der Euch zu dieser Reise treibt; mit Stolz darf mich das Vertrauen eines so mutigen Fräul . . . will sagen, Jünglings erfüllen: Peregrin wird sich dessen würdig zeigen, und mein Arm wird Euch die Wege zu des Bischofs Stuhl bahnen, wird Euch die Rückkehr ins Vaterhaus erleichtern!"

Stolzer hob er nach diesen Worten das Haupt; fester griff er in die Zügel, und schwerer legte sich die Hand auf den stählernen Knauf eines langen Schwertes. Bald tauchten die Türme Schlettstadts aus der Ebene auf; noch einige Stunden des angestrengten Rittes, und sie durften in guter Herberge neue Kräfte sammeln zur weiteren Ausführung ihrer Reise.

In zufriedener Stimmung saß Rösselmann vor seinem Morgenimbiß: der erste Schritt zur Freiheit war gethan, und der Bote, der den guten Straßburgern der Colmarer Gruß bringen sollte, mußte schon ein gutes Stück seiner Reise gemacht haben. Da erschien Margarete im Zimmer, und verlegen zupfte

ie an ihrer Schürze. Rösselmann sah ihr an, daß sie etwas u sagen habe, und sprach deshalb: „Wo bleibt heute früh neine Elsa?“ Mit bebender Stimme antwortete die Alte: „Gestrenger Herr, nicht zürnt der treuen Dienerin, wenn sie raurige Kunde Euch berichten muß!“

Ueberrascht schaute der Schultheiß auf, und gewahrte nun die Todesblässe auf dem Gesichte Margaretens. Eine bange Ahnung ergriff ihn, er legte den Löffel beiseite und rief: „Elsa, was ist mit ihr geschehen?“ Die alte Amme berichtete nun, was geschehen, und schloß ihre Rede mit den Worten: „Ich war noch ganz schlaftrunken; bevor ich mich von meiner Bestürzung erholen konnte, war Elsa verschwunden. Die Angst lähmte meine Glieder, und die Furcht, vor Euer Gestrengen zu erscheinen, hielt mich zurück!“

Rösselmann war in seinen Sessel gesunken. Ein schwerer Seufzer enthob sich seiner Brust, und sich oft unterbrechend, sprach er: „Schweres Leid hat Elsa über mein Haupt gebracht! Walther, Elsa! beide verloren! . . . Nein, der Himmel wird Euch mir zurückführen!“ Er entließ die alte Margarete, und den Morgenimbiß stehen lassend, zog er sich auf seine Amtsstube zurück. Gedankenvoll schritt er im Gemach auf und ab. Stolz war er in seinem Innern auf seine heldenmütige Tochter, doch das Herz wollte ihm schier zerspringen, dachte er an all die Gefahren, denen sie sich aussetzte. „Vielleicht ist es der Wille des Himmels,“ sprach er vor sich hin. „Ja, ein zweites Leben, ein übernatürliches Leben hat stets in dem Busen Elsas gewaltet. Zart und weiblich war nur an ihr die Hülle; in ihr wohnte ein fester Wille, ein männliches Herz, ein Herz, dessen sich kein Rösselmann zu schämen braucht. Ja, wem der Himmel solche Gaben geschenkt, den lehrt er eigene Wege zu gehen in den Stürmen des Lebens. Und doch soll ich die Unbesonnene hinziehen lassen! Soll ich freiwillig dem Prälaten mein zweites Kind in die Hände geben! . . . Ach, ich muß sie ziehen lassen, schon zu weit würden sie einem Boten voraus sein, und nicht mit Worten ließe sich Elsa zurückführen! Doch Landgraf Rudolf ist beim Heere, er wird sie schützen, und so ziehe sie hin, ihr Leben ist in eines Höheren Hand! . . . Walther, Elsa! Ihr teure Vermächtnisse Eurer seligen Mutter, mein Innerstes bangt um Euch, mein Vaterherz wird brechen, doch bleibet treu, und muß unsere Freiheit so teuer erkauft werden, daß Ihr der Preis sein sollt, Euer Vater wird ihn bezahlen, die Morgen-

Digitized by Google

röte der Freiheit seinem Lande aufgehen sehen und dann ... sterben."

Ein lärmendes Gewimmel herrschte im Lager der bischöflichen Truppen vor Straßburg. Immer neue Scharen zogen heran, von dem lauten Zurufen der Bischöflichen begrüßt.

Hier lagerten auf einer kleinen Anhöhe die Ritter und Adeligen Straßburgs, und blickten mit Sehnsucht hinüber nach der Stadt, in welcher sie alles zurücklassen mußten; dort wehte von hohem und langem Zelte das Banner des Erzbischofs von Trier; um dasselbe lagerten siebzehnhundert Bewaffnete. Der Abt von Murbach, der von St-Gallen mit ihren Dienstleuten; all die Grafen und Ritter aus dem Wasgau waren herbeigeeilt, vergrößerten das Heer des Bischofs, und schworen den Städten und ihrem Gesindel auf immer die Lust benehmen zu wollen nach Freiheit zu streben. „Aushungern und ausräuchern wollen wir die hohen Ratsherren; auf Räder geflochten, wollen wir die Bürger im Lande umherführen, allen zum warnenden Beispiel!" Das waren die Bemerkungen, die man im Lager hören konnte, indes die wackeren Straßburger ruhig die Häuser und Höfe der Ritter und der Geistlichen erbrachen und auf lange Zeit daselbst der Vorräte an Wein, Mehl und Früchte genug fanden.

Da eines Tages, die Sonne neigte sich schon den Gipfeln des Wasgaus zu, kam eine mächtige Bewegung ins Lager. Aus der Ferne tönte kriegerischer Hörnerschall dem Lager zu. Alle sahen voll Erwartung den Anrückenden entgegen. Hoch wehte im Abendwinde, inmitten einer großen Schar von Kriegern, ein goldgesticktes Banner.

Auf einer kleinen Anhöhe stand Walther von Geroldseck und an seiner Seite der Kapitular Beger. Der hohe Kirchenfürst stack in einem Kleide von Stahl, auf dem Haupte einen goldfunkelnden Helm tragend. An einem breiten, mit Edelsteinen geschmückten Gehänge hing sein mächtiges Ritterschwert; auf dem silbernen Brustpanzer hing an schwerer goldener Kette das weithin glänzende Bischofskreuz. „Täuschen mich meine Augen nicht," sprach er sich an Beger wendend, „so ist das dort das Feldbanner des Habsburgers. Bei Gott! eine stolze Schar begleitet ihn!" Ueberrascht schaute Beger näher hin und rief mit unverhohlener Freude: Euer Hochwürden, Sieg! Dort reitet in der That Rudolf von Habsburg und an seiner Seite

erblicke ich Hartmann, den Jüngeren, von Kiburg. Der schönste Sieg, den Euer Hochwürden je erfochten!"

Stolz blickte der Prälat auf den Kapitular, und laut auflachend, sprach er: „Seht Ihr, Beger, was die Furcht vor einer starken, unerschütterlichen Hand vermag? Ja, diese fürchten die Macht Walthers von Geroldseck, und demütig beugen sie das Haupt vor der Würde des Bischofs von Straßburg. Einen Schwächling aber würden sie mich jetzt nennen, hätte ich nur in irgend einem Punkte ihrem Ansinnen nachgegeben. Ja, Beger, das ist ein Sieg, dem bald, verlaßt Euch darauf, ein anderer folgen wird. Ich ziehe mich in mein Zelt zurück, Ihr werdet die Grafen, sobald sie es verlangen, vor mich führen!" Stolz schritt der Bischof, von Beger gefolgt, seinem Zelte zu.

Rudolf von Habsburg war in der That zum Heere gestoßen. Alsobald versammelte er seine Mannen um sein Banner, und den Adlerblick über sie hingleiten lassend, sprach er: „Ihr seid meinem Banner treu bis hierher gefolgt; noch steht es jedem frei es wieder zu verlassen." Eine tiefe Stille folgte diesen Worten, dann fuhr Rudolf fort; „Blutiges Ringen erwartet uns auf diesen Gefilden, drum fordere ich euch auf mir zu schwören, an meiner Seite zu stehen, wohin ich euch auch führe!" Die Waffen wurden aneinander geschlagen, hoch ragten die Spieße über die Häupter der Krieger, und aus aller Mund erscholl der Ruf: „Heil unserm Bannerherrn, Rudolf von Habsburg, treu seinem Banner!" Mit Zufriedenheit blickte der Landgraf auf diese kleine, aber tapfere Schar, und gab nun den Befehl das Lager aufzuschlagen.

In einem reichen Zelt, das zwanzig Meter lang und zehn Meter breit war, harrte Walther von Geroldseck des Grafen Rudolfs. Am Eingange, dessen Zelttuch weit zurückgeschlagen war, so daß man vom Innern das ganze Lager überschauen konnte, stand Kapitular Beger, und blickte die weite Gasse entlang, welche vom bischöflichen Zelte aus sich durch das Lager zog. Sein Auge ruhte abwechselnd auf den einzelnen Stadtbannern, um welche je ein Hauptmann mit seinem Fähnlein Getreuer lag, und welche alle rot aufleuchteten im Widerscheine der überall schon brennenden Lagerfeuer. Immer träumerischer wurde der sonst so kalte Blick des Kapitulars. Er blickte über das Lager hinaus an den Rand eines kleinen Wäldchens, wo ein mächtiges Feuer brannte, um das die Krieger mit der Errichtung der Zelte beschäftigt waren. Eine Zeitlang

Digitized by Google

ruhte sein Blick auf dem großen Zelte, über welchem der Habsburger Banner flatterte. Dann aber schweifte sein Geist weit weg, hin nach Süden. Vor seinen Augen erhob sich die Habsburg, und auf hoher Zinne erblickte er eine schlanke, anmutige Mädchengestalt. Immer deutlicher traten die Umrisse des Schlosses hervor, nicht die Habsburg war es mehr, die Hohenburg stand vor seinem geistigen Auge, und ein feuriger Jüngling stand an der Jungfrau Seite, so voll Glück, so voll Liebe, doch schüchtern senkt er das Auge und nicht vermag er die holde Gestalt zu fassen, zu halten. Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Kapitulars: „Anna!“ sprach er, und ein beißender Schmerz durchzuckte sein Herz. „Vorbei!“ murmelte er vor sich hin; „vorbei und verloren. Doch nicht sie trägt die Schuld, nicht ahnen konnte sie, was stürmend in meinem Innern tobte, nicht sie trieb mich in dieses Gewand, nein, mein böses Geschick, das mich verfolgte. Und der dort war der Glückliche, Himmel und Hölle!“ .... Erschreckt bekreuzte sich Beger bei diesem Gedanken und murmelte vor sich hin: „Sancta Maria, sucurre cadenti, ora pro nobis!“

Da wurde plötzlich seine Aufmerksamkeit auf einige Ritter gelenkt, die schweren Trittes dem Zelte sich nahten. Er erkannte den Landgrafen Rudolf und den Jüngeren von Kiburg. Sofort belebte sich die Gestalt wieder, ein Blick des Hasses und des Neides sprühte den Glücklichen, die in der Welt als freie Herren leben durften, entgegen; er schritt in das Zelt und meldete dem Bischof die Ankunft des Habsburgers.

Auf sein Schwert gestützt, blickte huldvoll Walther von Geroldseck den Eintretenden entgegen. Er reichte den beiden Grafen die Rechte und sprach: „Seid willkommen in meinem Lager, ihr getreuen Recken; nicht unbelohnt wird der Bischof von Straßburg diese Treue lassen. Empfanget zuerst den Segen unserer heiligen Kirche.“ Beide setzten ein Knie zur Erde und beugten demütig das Haupt, indes des Bischofs Rechte segnend über ihnen ruhte. Am Eingang des Zeltes stand hönisch lächelnd Beger und murmelte vor sich hin: „Ha, Heinrich von Geroldseck, mein teurer Bruder in Christo, wie schade, daß du diesen Anblick nicht genießen kannst!“

Nur kurz währte der Aufenthalt im bischöflichen Zelte, und bald darauf lag tiefe Ruhe auf dem ganzen Lager; schläfrig standen die Wachen umher oder unterhielten sich leise über das heutige Ereignis, der Ankunft des Landgrafen beim Heere.

## Siebentes Kapitel.

Auf dem freien Platze vor dem bischöflichen Zelte hatten sich all die hohen Geistlichen und Ritter versammelt, welche mit Kriegern zu des Bischofs Heer gestoßen waren. Stolz und mißachtend schritt so mancher an diesem oder jenem vorüber, denn ihre eigenen Händel waren nur aufgeschoben durch den Ruf des Bischofs zu den Waffen; viele aber auch begrüßten sich mit lauten Zurufen, und fröhliches Scherzen, heiteres Lachen erfüllte die Luft, als Bischof Walther aus seinem Zelte trat und dem Platze zuschritt. Aller Augen hingen an der herrlichen Gestalt des Kirchenfürsten und an seinen funkelnden Waffen. Ehrfurchtsvoll wichen die Ritter bei Seite und öffneten ihm eine Gasse. Sobald er in der Mitte angekommen war, schloß sich um ihn der Kreis; der Bischof blickte sich mit freundlichem Auge um und sprach: „Meine Getreuen, wohledle Herren Ritter, ich habe euch aufgefordert das Schwert zu ziehen um in blutigem Kampfe die Rechte eures Bischofs zu verteidigen. Der Stadt Straßburg Frechheit ist zu weit gegangen, und was sollte aus unseren und euren Vorrechten werden, wollten wir dies mit Geduld entgegennehmen! Die Kirche will man zuerst angreifen und sie ihrer Macht berauben; auf deren Trümmer wollen sie dann die Festen erbauen, in deren Verließe das Rittertum einem schmählichen Tode entgegen siechen wird. Doch der Tag blutiger Rache naht; wir wollen einen Kampf beginnen, der nur mit dem Untergang dieses frevelnden Volkes enden darf. Ausgerottet soll ihr Geschlecht werden, und ein neues wollen wir heranziehen, dem es in Fleisch und Blut übergehen muß, daß wir seine Herren sind, und es nur geboren wird und leben darf um uns zu dienen!“ Der Bischof sah die Kampfeslust aus aller Augen leuchten, er sah die Recken all bebend den Knauf der Schwerter halten, und befriedigt fuhr er fort: „Bevor wir zum Kampfe ziehen, sollt ihr mir hier auf mein Schwert Treue schwören, und ich gelobe, euch die Besitzungen der Bürger, ihr Leben und ihre Angehörigen auf ewige Zeiten zu eigen zu geben, womit ihr nach euerm Willen und Gutdünken verfahren könnt!“

Ein dumpfes Brausen und Summen folgte diesen Worten, und Habgier und Rachsucht leuchtete aus so manches Ritters

Digitized by Google

Auge. Eine Handbewegung des Bischofs ließ sie wieder verstummen und in ruhigerem Tone fuhr der Prälat fort! „Bevor ihr mir die Treue schwört, fordere ich jeden auf, der irgend etwas von mir zu verlangen hat, oder dem ich mit Unwissen Unrecht zugefügt habe, vorzutreten und es soll ihm Gerechtigkeit widerfahren!“

Stumm blickten sich die Ritter einander an; ein leises Gemurmel erhob sich plötzlich, und aller Augen waren auf einen Ritter geheftet, der soeben in den Kreis getreten war, und dessen hohe Gestalt ein Knie vor dem Bischof beugte. Es war Rudolf von Habsburg. Auch der Bischof blickte erstaunt auf den Landgrafen, und eine düstere Flamme sprühte aus seinem Auge, als er jetzo sprach: „Landgraf Rudolf von Habsburg, was verlangt Ihr von Walther von Geroldseck?“ — Mit lauter Stimme antwortete Rudolf: „Den Bischof von Straßburg bitte ich hier, in Gegenwart seines Adels, den übereilten Schritt meines Oheims, Hartmanns von Kiburg, zu vergessen und mir die Güter meiner Ahnen zu geben, welche seit fünfzehn Jahren die Kirche als Eigentum besitzt!“

Ruhig ließ der Prälat den Habsburger ausreden, trotzdem ein tiefer Groll in ihm tobte, und sprach nun mit höhnischen Worten: „Wenn Ihr, Herr Landgraf, nur deshalb zu meinem Heere gestoßen seid, so hättet Ihr Euch den Weg sparen können, denn wißt, was einmal Walther von Geroldseck beschlossen hat, das wird der Bischof von Straßburg niemals ändern!“

Rudolf sah nicht die hämischen Blicke des Kapitulars Beger, er sah nicht die schadenfrohen Geberden so manches Burgherrn, doch er wußte, daß in diesem Augenblicke aller Augen auf den Ritter gerichtet waren, der da bettelnd vor dem Bischof kniete. Sein Stolz bäumte sich hoch auf wie ein junges Roß, das zum ersten Male den Stachel des Reiters fühlt, mit funkelndem Auge sprang er auf, und vor dem Bischof sich aufrichtend, rief er: „Ist das die Anerkennung, die Ihr meinen Diensten zollt, so werde ich Euer Hochwürden nicht lange mehr damit belästigen!“

Stolz und höhnend blickte der Prälat auf den Landgrafen, und mit der Hand über das Lager weisend, sprach er: „Der Anblick dieses Lagers dürfte den Grafen von Habsburg belehren, daß ich seiner Hülfe nicht bedürftig bin; es stehen hier der Diener genug!“ Im höchsten Zorne riß Rudolf das Schwert von der Seite, und es dem Bischof vorhaltend, sprach

Digitized by Google

er: „Mit diesem Schwerte umgürtete mich der Kaiser Friedrich, der zweite!“ Der Bischof zuckte bei diesen Worten zusammen und eine jähe Blässe bedeckte sein Gesicht; doch Rudolf fuhr fort: „Er gab es mir, um meine Rechte und die des Volkes damit zu verteidigen; und so kündige ich Euch jetzo an, Walther von Geroldseck, daß von heute ab jedes Band zwischen uns zerrissen ist, und daß das Gräflein von Habsburg Rache nehmen wird an dem Gewaltigen von Geroldseck, und daß weder der Bischof von Straßburg, noch sonst jemand, aus den Besitzungen, die mir rechtmäßiger Weise zugehören, irgend einen Vorteil wird zu ziehen vermögen!“

Stolz, mit gehobenem Haupte, verließ Rudolf von Habsburg die Versammlung. Still standen die Ritter umher, keiner wagte ein Wort des Tadels, denn die meisten grollten dem Bischof ob seiner Härte. Blaß, mit bebenden Lippen, stand der Prälat da, keines Wortes mächtig. Er schaute im Kreise umher, doch tiefer Ernst lag auf all diesen Gesichtern. Er sah nun ein, daß er zu weit gegangen war, und suchte den schlimmen Eindruck, den der Vorgang, wie er merkte, hervorbrachte, zu verwischen, indem er sprach; „Ja, das ist der alte Habsburger noch; ein feuersprühender Berg, ein harter Kopf, ein unbeugsamer Recke, der, griffe er nach der Kaiserkrone, nicht ruhen würde, bis die Fürsten sie ihm aufs Haupt setzten!“ Diese Worte brachten wieder Leben in die Versammlung, doch ein dunkler Schatten hatte sich nun einmal auf diesen sonnigen Tag gelegt, den der Bischof sich so sturmlos gedacht hatte, und mit den verschiedenartigsten Empfindungen trennten sich die Ritter.

Kaum hatte der Rat von Straßburg von diesem Vorfalle im Lager des Bischofs gehört, als er augenblicklich einen Abgeordneten ins Lager sandte. Vor Rudolf geführt, bat er ihn im Namen der Stadt Straßburg, dessen Bürger der Landgraf in früheren Zeiten wiederholt zu Kampf und Sieg geführt hatte, er möge auch in diesen harten Zeiten mit seiner Schar der bedrängten Bürgerschaft zu Hülfe kommen und bei ihr die Stelle eines Kriegshauptmannes annehmen. Ganz besonders aber erwarte ihn mit Sehnsucht Heinrich von Geroldseck welcher hoffe seinen Jugendfreund bald wieder in seine Arme schließen zu können.

Rudolf war gerührt bei den Worten des Straßburgers, und die Augen gen Himmel hebend, sprach er: „Herr Gott,

Digitized by Google

du hast mich bis heute geführt, thue es auch noch ferner. Ja, ich will zum Volke gehen und für es fechten, und es schützen und bewahren vor den gierigen Klauen dieser Raubtiere. Verkündet dem wohledlen Rat von Straßburg, daß Landgraf Rudolf bis morgen Abend mit seiner Schar in Straßburg einziehen wird, daß Landgraf Rudolf die Straßburger zum Siege und zur Freiheit führen will!" Begeistert riefen die Umstehenden und Freude leuchtete aus aller Augen: „Heil unserm Kriegsherrn, hie Straßburg, hie Habsburg!"

Es war ein herrlicher Septemberabend. Ueber dem Wasgau stand noch die Sonne und sandte ihre Strahlen über die Rheinebene hin, friedliche Dörfer, kriegerische Lager, eine eingeschlossene Stadt beleuchtend. Nicht froher Winzersang ertönte von den grünen Rebhügeln, unreif wurden die Trauben abgeschnitten, und was nicht geherbstet werden konnte, fiel den rohen Kriegern zur Beute. Da ertönten alle Glocken in der Stadt Straßburg. Auf den Mauern flatterten lustig die Banner und die Fähnlein der Stadt einem großen Zuge Krieger entgegen, der sich nahte. Weit standen die Thore auf, aus denen eine dichte Menschenschar strömte, und plötzlich erscholl tausendfach der Ruf durch die Luft: „Habsburg! Habsburg!"

Der Landgraf Rudolf ritt seinen Getreuen voran, nach allen Seiten mit dem Schwerte und der Hand den Gruß erwidernd. Am Thore erwartete ihn der Rat und überreichte ihm das Banner der Stadt. Hoch schwenkte es Rudolf, indem er ausrief: „Freiheit sei das Losungswort!"

Unter dem Geläute der Glocken zog er nun durch die dichte Menge der Bürger, welche die beiden Seiten der Straßen besetzt hielten. Auf dem Münsterplatze erblickte er vor dem hohen Portale Heinrich von Geroldseck. Sofort sprang Rudolf vom Pferd, eilte auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme, unter dem Jauchzen und Toben der vor Freude wie toll sich geberdenden Menge. Aus dem Gefolge Rudolfs traten dann hinzu Graf Hartmann von Kiburg, Conrad von Freiburg, Gottfried von Habsburg und Heinrich von Neufchatel; alle drückten sie bewegt dem Sänger des Stiftes die Hand, der sie nun in das Gotteshaus führte, und laut pries die Menge Gott für diese Hülfe, die er zu guter Stunde gesandt.

Die ganze Bürgerschaft Straßburgs war auf dem Frohnhofe versammelt, als Rudolf mit seiner Schar das Münster verließ und nun dem Hofe zuritt. In dem dichten Kreise stand

Digitized by Google

der hohe Rat der Stadt und bei ihm Rudolf und die Ritter. Da erhob Heinrich von Lichtenberg das Wort und rief: „Ihr Bürger Straßburgs, seht hier euern Kriegsherrn, Rudolf von Habsburg, Landgraf des Oberen Elsaß; wollt ihr demselben schwören, ihm treu zu gehorchen, und ihm zu folgen in den Kampf, zu Sieg und Tod?“

Begeistert brachen alle in die Rufe aus: „Hie Habsburg! hie Straßburg! Habsburg! Habsburg!“

Als der Sturm sich gelegt hatte, erhob Rudolf seine Stimme und sprach: „Ihr alle, Bürger der guten Stadt Straßburg, kennt hier mein Schwert; nun, so sei es von heute ab eurer Freiheit und der Freiheit der Städte im Elsaß geweiht! Ich schwöre es, und weder geistliche noch weltliche Macht soll mich von diesem Eide lossprechen können!“

Ein allgemeines Freudenfest wurde gefeiert; froher Mut und neue Hoffnung beseelten die Bürger; reichlich floß der Wein, und auf ewige Zeiten versiegelten die Straßburger ihre Verbrüderung mit den Bürgern der Schweiz.

Auf einer kleinen Anhöhe haben zwei Reiter Halt gemacht: es ist Peregrin und Elsa Rösselmann. Lange überschaute der Straßburger das Lager, und endlich sprach er: „Wohledler Herr Sänger, ich sehe da der Fähnlein viele um manches Ritters Banner, doch das des Landgrafen Rudolf vermag ich nicht zu erblicken!“ Elsa schien zu demselben Ergebnis gekommen zu sein, denn fragend ruhten ihre Blicke auf Peregrin. Da hörten sie plötzlich hinter sich Lärm, und sich umschauend, gewahrten sie einige bischöfliche Krieger, im Triumphe eine Herde Vieh dem Lager zutreiben. Peregrins Plan war schnell gefaßt; er schritt auf den Trupp zu und freute sich nicht wenig, in einem der Knechte einen Dienstmann des Bischofs zu erblicken, mit dem er in Straßburg gute Freundschaft unterhalten hatte: „Wie kömmst Du hierher, teurer Peregrin?“ sprach lachend der Kriegsknecht. — „Du siehst,“ antwortete Peregrin, „ich begleite diesen ehrbaren Sänger in das Lager des Landgrafen Rudolf von Habsburg. Man verdient sein Brot, wie man kann!“ Neugierig blickte der Soldat auf Elsa und sprach: „Ein zarter Jüngling fürwahr, kommt aus Welschland, he?“ — „Ja, weit aus Welschland,“ log Peregrin; „aber nun sage mir, wo schlug Rudolf von Habsburg sein Lager auf?“ — „Rudolf, der Landgraf?“ versetzte mit ernstem Tone der Krieger, „Rudolf ist nicht mehr hier; seit vorgestern hat er unserm

Digitized by Google

Bischof den Gehorsam gekündigt, und gestern Abend ist er unter Glockengeläute in Straßburg eingeritten." — Ein Ruf der Ueberraschung entfuhr dem Munde Elsas, und eine jähe Blässe bedeckte ihr Gesicht. Zum Glück wurde der Krieger eben von seinen Kameraden angerufen und entfernte sich nach kurzem Gruß. „Und nun, wohledler Herr Sänger," brach endlich Peregrin das Schweigen, „nun, was werden wir beginnen?" Eine Thräne glänzte in Elsas Auge, als sie betrübt antwortete: „Glück und Schmerz, Freude und Enttäuschung erfüllen mein Herz. Landgraf Rudolf in Straßburg! Er führt das Volk zum Kampfe! O, teurer Vater, dein Traum ist in Erfüllung gegangen, nun pflanze auch du mutig das Banner Colmars auf! Noch einige Tage, und deine Kinder werden bei Dir sein. Auf! wackerer Bürger," sprach sie zu Peregrin, „und führt mich ins bischöfliche Lager; zeigt mir, wo der Mächtige hauset, und ich will sehen, ob sein Herz so schlimm ist, wie sein Ruf!"

Vergebens wagte Peregrin sie auf das Gefahrvolle des Unternehmens aufmerksam zu machen, vergebens führte er, um sie davon abzubringen, an, daß Landgraf Rudolf sie nun nicht mehr schützen könne; Elsa blieb hartnäckig auf ihrem Beschlusse den Bischof von Straßburg aufzusuchen.

Sie ritten daher einem nahen Wäldchen zu, wo Peregrin einen weiten Sack öffnete und demselben Fleisch und Brot zu ihrem Mittagessen entnahm. Elsa berührte kaum die Speisen, indes Peregrin mit großer Behaglichkeit sich labte. Unter einer alten Buche saß die Jungfrau, das Kinn in die Hand gestützt. Träumerisch schweiften ihre Augen hinüber nach Straßburg, über die Mauern hinweg, durch die unbekannten Gassen, immer nach Einem suchend, den sie hier zu finden hoffte, auf den sie ihre Stütze gebaut, der ihr beistehen sollte in der Gefahr.

„Und soll ich mich denn vor einer Gefahr fürchten?" murmelte sie vor sich hin; „was kann mir geschehen! .... Das Leben können sie mir rauben, ha! als ob es einen andern Wert für mich hätte, als den, mitarbeiten zu dürfen an des Volkes Glück..... Nun, er, der Hochverehrte, zum Volke steht, braucht man eines schwachen Weibes nicht mehr! .... Und doch wollte ich leben, für ihn, nur für ihn.... O heilige Jungfrau, hilf mir in meinem Schmerze, .... und das darf ich nicht....." Sie faltete ihre Hände, reichlich flossen ihre Thränen und still betete sie vor sich hin: „O dulcis virgo

Digitized by Google

benigna, quae sola inviolata permansisti, concede mihi veniam, ora pro me!"

Peregrin hatte indessen seine Mahlzeit beendet und sich reisefertig gemacht. Er nahte sich der Jungfrau und sprach: „Rüstet Euch nun zu dem Gange, den Ihr nicht glaubt unterlassen zu können. Peregrins Arm soll Euch beschützen so lang er vermag; der Herr Gott da oben wird über Euch wachen und alles zu gutem Ende führen!"

## Achtes Kapitel.

„Ihr habt doch sichere Kunde, Beger?" sprach in seinem Zelte der Bischof zum Kapitular. — „Euer Hochwürden," versetzte dieser, „jeder Zweifel ist ausgeschlossen. Rösselmann hat ein Bündnis mit Straßburg geschlossen; der Bote muß seit gestern in Straßburg sein; in Colmar hat man die Fahne der Empörung aufgepflanzt. Doch, noch ist unsere Partei mächtig, zahlreich sind Ew. Hochwürden Getreue und hoffen mit leichter Mühe die Empörer zur Pflicht zurückzuführen." — Gedankenvoll schritt der Bischof im Zelte auf und ab; sein Stolz bäumte sich aber zuzugeben, daß er den Abfall des Habsburgers von der bischöflichen Sache nicht nur tief bedauerte, ja daß er sogar nun anfing für seine Sache zu fürchten. Er sprach daher: „Beger, Colmar muß unbedingt uns erhalten bleiben; schicke Er einen Boten an Rösselmann, wenn von heute bis in acht Tagen er mit der Bürgerschaft nicht zurückkehrt unter meine Botmäßigkeit, so sende ich ihm die Glieder seines Sohnes, als Zeichen, wie es ihm und seinen Anhängern ergehen wird!"

Beger wollte sich eben entfernen, als er die Lagergasse herauf Elsa und ihren Begleiter kommen sah. „Seltsame Gäste, Ew. Hochwürden," sprach Beger sich am Eingang des Zeltes umwendend, „scheint ein fahrender Sänger zu sein, ein zarter Jüngling!" Der Bischof, ohne von seinem Platze sich zu erheben, antwortete: „Oft wird uns wichtige Zeitung durch derlei Leute geschickt; drum, sollte er zu mir wollen, bin ich bereit ihn zu empfangen." Als Beger den Begleiter des vermeintlichen Sängers näher ins Auge faßte, sprach er leise einige Worte zu den zwei Kriegsknechten, welche, auf ihre Helle-



Digitized by Google

barden gestützt, vor dem bischöflichen Zelte standen, und verschwand nun mit dem Sänger im Innern.

Ueberrascht blickte der Bischof auf den herrlichen Jüngling, der vor ihm stand. Sein Auge schien sich nicht von der Gestalt losmachen zu können, ein unheimliches Feuer glühte in seinen Augen, jähe Röte bedeckte sein Gesicht und eine seltsame Unruhe bemächtigte sich seiner. Elsa stand errötend mit niedergeschlagenem Auge da; ihr Busen hob und senkte sich gewaltig unter dem Drucke, den die Aufmerksamkeit des Bischofs auf sie übte. Schon erbebte ihr Körper, schon schwindelte es ihr vor den Augen und sie war einer Ohnmacht nahe, als endlich der Bischof das Schweigen brach und mit wohlwollendem Tone zu ihr sprach: „Edler Jüngling, nicht aus dem gemeinen Volke stammt Ihr, das deuten Eure Züge; was vermochte Euch zu Walther von Geroldseck zu führen?“

Elsa that einen Schritt näher, und vor dem Bischof in die Kniee sinkend, sprach sie: „Die Angst um das Schicksal meines Bruders ließ mich die Gefahren einer beschwerlichen Reise verachten und führt mich zu den Füßen Eurer Hochwürden!“

Ueberrascht blickte der Prälat bedeutungsvoll Beger an, der als stummer Zeuge im Hintergrund des Zeltes stand. Dieser nickte dem Bischof zu, und eine teuflische Freude leuchtete aus seinen Augen, als er das Zelt verließ, in welchem der Bischof allein mit Elsa blieb.

Walther von Geroldseck beugte sich zu dem vor ihm knieenden Jüngling, hob ihm den Kopf in die Höhe und schaute ihm scharf in die Augen. Elsa war wie mit Blut übergossen; ihre Schläfe hämmerten und sie schloß die Augen unter dem sinnlichen Blick des Prälaten. „Will sich der edle Sänger nicht an die Seite Walthers von Geroldseck setzen!“ sprach er, die schlanke Gestalt umfassend. Elsa war aufgesprungen, hatte sich aus den Armen des Bischofs gerissen und stand nun hochaufgerichtet ihm gegenüber. „Nicht geziemt es mir,“ sprach sie, vor Angst zitternd, „mich an der Seite des Bischofs von Straßburg niederzulassen; zu seinen Füßen erflehe ich Gnade um meinen Bruder, Walther Rösselmann.“

Obgleich der Bischof eine solche Ahnung hatte, so wirkte doch die Eröffnung geradezu übermächtig auf ihn. „Ha!“ rief er begeistert aus, „das Empörerzeugs wagt sich noch vor mir zu erscheinen! Du, mein lieber Jüngling, oder was du sein

Digitized by Google

nagst, kommst zur gelegenen Stunde. Ich werde dich als Gast in meinem Zelte halten, du kannst zu meinen Füßen dein Lager aufschlagen; du sollst meinem Willen dienen, und vielleicht wird so die Tochter Rösselmanns dem Schicksal, das ihres Bruders harrt, entgehen können."

Vergebens suchte Elsa stark zu bleiben; jähe Bläße bedeckte ihr Gesicht, ihr ganzer Körper zitterte und ohnmächtig fiel sie in die Arme Begers, der soeben wieder ins Zelt getreten war. Mit Leichtigkeit trug er die Arme auf des Bischofs Ruhebett; starr lag die Jungfrau da; der Bischof riß ihr den samtenen Wams auf, ein goldenes Kreuz, das auf dem hochschwellenden Busen ruhte, ließ ihren sinnlichen Blick sich beschämt senken. Da stieß Elsa einen tiefen Seufzer aus, und beide, als fürchteten sie sich in das unschuldige Auge zu blicken, als fürchteten sie in demselben eine himmlische Strafe lesen zu müssen, zogen sich geräuschlos zurück, und verließen das Zelt.

Inmitten einiger Kriegsknechte lag gebunden auf der Erde der gute Peregrin. Beger hatte ihm alle Dokumente, deren Träger er war, abnehmen lassen, und händigte sie nun dem Bischof ein. Dieser war nicht wenig erfreut über den glücklichen Fang, und sich an den Boten wendend, sprach er: „Wohl schlechten Händen hat Rösselmann solche Botschaft anvertraut, und nicht großen Dank wird er Euch zollen, daß Ihr seine Tochter dem Bischof zugeführt." Wütend biß sich bei diesen Worten der Straßburger auf die Lippen, doch er schwieg. „Ihr sollt frei sein," fuhr der Bischof fort, „und könnt nach Colmar zu Rösselmann zurückkehren und ihm das Ergebnis Eurer Reise melden, und ihm verkünden, daß seine beiden Kinder mir Bürge stehen sollen für seine Treue; das andere werde ich ihm durch einen besonderen Boten mitteilen lassen, denn Ihr seht, auf Euch kann man sich nicht verlassen.... Bindet ihn los," sprach er zu den Knechten, „und gebt ihm noch ein kleines Andenken mit aus dem bischöflichen Lager!" Bei diesen Worten kehrte der Prälat stolz dem Boten den Rücken und schritt mit Beger dem Zelte zu. Die rohen Kriegsknechte hatten indes Ruten geschnitten, und mit Spott und Hohn schlugen sie Peregrin zum Lager hinaus.

Als der Bischof sein Zelt wieder betrat, stand Elsa aufrecht vor ihm. Ihre ganze Stärke war ihr nun zurückgekehrt, und mit festem Tone sprach sie: „Eurer Hochwürden Neugierde wird nun wohl befriedigt sein. Ja, ich bin Rösselmanns Tochter,

Digitized by Google

und um meinen Bruder dem Vater wieder zuführen zu können, habe ich bittend zu Eurer Hochwürden Füßen gelegen. Ich hatte mir gesagt, der Mann, der als einer der ersten Diener Christi auf Erden waltet, wird meinen Bitten nicht widerstehen. Leider habe ich mich getäuscht. Nun, so laßt mich frei, daß ich wieder zu meinem Vater zurückkehre." Ruhig hatte der Bischof sie angehört; nun trat er einen Schritt auf sie zu und wollte ihre Hand ergreifen. Doch jäh fuhr Elsa zurück, und mit funkelnden Augen rief sie: „Wagt nicht mehr mich zu berühren; als Jungfrau trat ich vor Walther von Geroldseck, und ich hoffe, daß der Bischof von Straßburg in mir die Unschuld ehrt!"

Laut auf lachte der Prälat bei diesen Worten, und höhnend sprach er: „Eine Jungfrau, die als Mann verkleidet in ein Lager kommt, muß wenig Wert auf deutscher Frauen Tugend legen; nein, meine Holde, Ihr seid in meiner Hand und frei werde ich mit Euch schalten!"

Gebrochen ließ sich Elsa auf einen Stuhl sinken, und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, sprach sie: „O. Rudolf, warum seid Ihr nicht mehr hier, um mich zu schützen vor diesem Wüterich!"

Bei diesem Namen war der Bischof zusammengezuckt und sprach mit teuflischem Lachen: „Ah! Rudolfs wegen ist die reine Unschuld ins Lager gekommen! Nun, wessen Unschuld dem Habsburger feil war, der braucht sich nicht zu schämen, vor einem Geroldsecker!" Elsa war aufgesprungen. Ihre beiden Hände ruhten auf der Brust, und mit blitzendem Auge antwortete sie: „Wohl steht es Euer Hochwürden gut an, so zu denken von dem Edelsten, der je das Schwert für Recht und Unschuld gezückt! Der Himmel erhöre mein Flehen; Eure Gebeine sollen längst modern, wenn Rudolf von Habsburg als Kaiser stolz über Euer Grab dahinreitet. Hier stehe ich, laßt mich töten, doch mein Blut wird das Feld düngen, auf dem herrlich des Volkes Freiheit emporsprießen wird!"

Außer sich vor Wut, faßte der Prälat den Arm der Jungfrau, daß sie leise im Schmerz aufschrie, dann knirschte er: „Nicht töten werde ich dich, nein, meine Hand besudelt sich nicht mit Weiberblut; doch meinen Kriegsknechten werde ich dich preisgeben, dich schänden sollen sie, und dann mag die Dirne aus dem bischöflichen Lager an der Hand ihres Habsburgerkaisers zu ihrem Vater zurückkehren!"

Wütend ließ der Bischof die Aermste in ein besonderes Zelt bringen, und eine starke Wache sollte vor etwaiger Flucht schützen, dann schloß er sich in sein Zelt ein und verbot selbst dem Beger den Eintritt zu ihm. Sein Stolz bäumte sich bei dem Gedanken, von einem schwachen Weibe besiegt worden zu sein; um so furchtbarer wurde sein Entschluß, sich an der Familie Rösselmann zu rächen, und keine Qual schien ihm groß genug. In diesen Rachegedanken wurde er plötzlich aufgeschreckt durch einen lauten Lärm und durch frohes Jauchzen im Lager. „Sieg! Sieg!“ ertönte es von allen Seiten. Er stand auf und ging dem Eingang des Zeltes zu. Sein erster Blick fiel auf Beger, der mit triumphierendem Lächeln ihm verkündete, daß die Anhänger seiner Hochwürden in Colmar gesiegt haben, und daß Rösselmann mit einem Teil der Bürger auf der Flucht sei. Dies lasse ihm der Edle von Rathsamhausen vermelden, der an Rösselmanns Stelle die Leitung der Stadt übernommen habe.

Des Bischofs Gesicht hatte sich aufgeheitert, und zur Feier des Ereignisses, ließ er sofort mehrere große Fässer voll Weines aus seinem Schloß Dorlisheim herbeiholen. So viel die Kriegsknechte trinken wollten, sollten sie haben; in Sicherheit wiegte sich der Bischof nun ein. Colmar in seinen Händen, Rösselmann auf der Flucht, dessen Kinder in seiner Macht, ein starkes Heer, wie ein Gürtel um Straßburg, ha, wie übermütig schlug dem Prälaten das Herz, wie lachte er nun ob all der Drohungen des Habsburgers und der Bürger Straßburgs!

Alsobald ließ er seinen Getreuen in Colmar seinen Gruß vermelden und ihnen danken für die frohe Botschaft. Er erklärte den Schultheißen Rösselmann für vogelfrei, und hohe Belohnung sollte dem werden, der lebend oder tot ihn in das bischöfliche Lager lieferte.

Lärmend und trunken zogen die Kriegsknechte im Lager umher; grell beleuchteten die Feuer die rohen Gestalten; taumelnd brüllten sie Rache, wie gierige Katzen, um das Zelt, in welchem in tötlicher Angst Elsa eingeschlossen war. In der Hand hielt sie einen Dolch, bereit ihr Leben zu opfern, falls einer der rohen Knechte es wagen würde, in ihr Zelt einzubrechen. Da fiel plötzlich ein Stück Pergament, wie vom Himmel, vor ihren Füßen nieder. Mit bebender Hand entfaltete sie den Zettel, und las folgende Worte: „Mut, edles Kind, die Hülfe naht.“ War es keine Täuschung, zwei-, dreimal las sie

Digitized by Google

die Worte, dann barg sie den Zettel an ihrem Busen, und die Hände faltend, eine Thräne der Freude im Auge, schickte sie ein inniges Dankgebet zum Himmel.

Immer stiller wurde es inzwischen im Lager; trunken lagen die Kriegsknechte umher; die Feuer waren abgebrannt und eine dunkle Nacht bedeckte mit schwarzem Schleier die Greuel im bischöflichen Lager.

## Neuntes Kapitel.

Racheschnaubend kam Peregrin in Straßburg an. Rudolf von Habsburg hatte im Stift bei Heinrich von Geroldseck sein Quartier aufgeschlagen. Die beiden saßen eben beisammen und unterhielten sich über die Bewegung in Colmar und über des Schultheißen Sohn, als Peregrin gemeldet wurde. Rudolf war aufgesprungen und ging dem Boten bis an die Thür entgegen. Doch er prallte zurück, als er ihn erblickte. Das Gesicht war mit Beulen bedeckt, die Kleider hingen zerfetzt an seinem Leibe, und unheimlich funkelten seine Augen. „Was ist geschehen, sprecht!“ rief Rudolf dem Manne entgegen. Dieser berichtete in fliegender Hast das Vorgefallene. Rudolf war auf einen Stuhl gesunken und legte die Hand über die Augen, denn er schämte sich der Thränen, die über die wettergebräunte Wange rannen. Heinrich von Geroldseck saß mit weit vorgeneigtem Oberkörper da, und eine mächtige Erregung hatte sein Herz ergriffen. Endlich sprach er, nachdem der gute Straßburger längst geschwiegen hatte: „Elsa muß gerettet werden, noch in dieser Nacht. Der Bischof wird nicht ahnen, daß ihr so schnell Hülfe wird, und daher sorgloser um sie sein. Wollt ihr mit zur Befreiung helfen!“ Erregt sprach Peregrin: „Mit dem stärksten Schwert will ich mich unter diese Wölfe wagen und ihnen zurückbezahlen die Schmach, die sie mir angethan!“ So geht und besprecht Euch mit Bitterpfiel; Ihr werdet ihn unten bei meinen Mannen finden!“

Da hob Rudolf das Haupt und sprach: „Nein, mein Freund, ich will Elsa befreien, mit meinen Getreuen das Lager überrumpeln und diesen Wüterich mit meiner Faust erwürgen oder sterben!“ — „Nicht doch, liebster Freund,“ sprach beruhigend Heinrich, „du würdest gegen die Macht Walthers nichts

ausrichten können; du kennst Bitterpfiel, wir können ihm ruhig das Wagnis anvertrauen. Außerdem wird heute Nacht Conrad von Freiburg Schloß Birkenfels überrumpeln. Er mag dann mit seiner Schar in der Nähe des Lagers warten, bis Bitterpfiel glücklich sein Unternehmen ausgeführt hat, und wenn möglich, seinen Rückzug decken! Du, liebwerter Freund, begleite Conrad, und bringe die Jungfrau, sobald sie das Lager verläßt, auf deinem Streitroß hierher in Sicherheit.“ Nur ungern überließ Rudolf die Aufgabe der Befreiung selbst fremden Händen, doch er fügte sich, schrieb auf einen Zettel die Worte, welche Elsa so glücklich gemacht haben, und übergab denselben Peregrin, der seinen fünfzehnjährigen Sohn damit ins Lager schickte.

Dem Sänger Bitterpfiel konnte in der That das Wagnis anvertraut werden. Er war in allen Künsten wohl bewandert; als Menestrel hatte er ein gutes Stück Welt gesehen, und mußte oft mit Schlauheit mehr erreichen als mit der körperlichen Kraft. Kaum war er mit Rudolf von Habsburg in Straßburg angekommen, als er die Laute beiseite legte und zum Schwerte griff. Er versammelte um sich eine Schar Freiwilliger, lauter verwegene, kräftige Gesellen, mit denen er beständig auf der Lauer lag, und wiederholt den Bischöflichen erheblichen Schaden zufügte. So nahm er eines Tages dem Erzbischof von Trier einen Wagen mit Waffen und Kriegsvorräten weg, und brachte denselben, trotz lebhafter Verfolgung, glücklich in die Stadt. Mit Freude ergriff er nun auch die Gelegenheit, einen längst gehegten Lieblingsplan auszuführen, einen Besuch im Lager selbst zu machen. Er und Peregrin, mit Schwert und Dolch bewaffnet, stellten sich bei einbrechender Dunkelheit an die Spitze der kleinen Schar, welche froh aufjauchzte, als sie den Zweck des Unternehmens erfuhr. Ihnen folgte, mit einer Schar Schwerbewaffneter, Conrad von Freiburg, der es sich zur Aufgabe gestellt hatte das Schloß Birkenfels zu überrumpeln und den Walther Rösselmann zu befreien.

Ohne das geringste Geräusch zu verursachen, waren die Gesellen Bitterpfiels in der Nähe des Lagers angekommen. Conrad von Freiburg ließ seine Schar in einer kleinen Vertiefung halt machen. Da kroch aus dem Gesträuche Peregrins Sohn und berichtete, daß er das Zelt gefunden habe, und daß alle Krieger des Bischofs berauscht im Lager umherlägen. Unter seiner Führung kamen sie an das Zelt; Peregrin trat

Digitized by Google

ein; Elsa eilte mit offenen Armen auf ihn zu; er ergriff sie und trug sie lautlos durch die Gassen. Doch Bitterpfiels Plan ging noch weiter. Er wollte nicht umsonst den Weg gemacht haben, sondern ein kleines Andenken an seine Gegenwart zurücklassen. „So wartet," sprach Peregrin, „bis Ihr den Ruf der Eule hört, dann wird die Jungfrau in Sicherheit sein!" Bitterpfiel streckte sich mit seinen Gesellen hinter ein Zelt nieder; doch kaum hörte er in der Ferne den Trapp eines Pferdes, kaum hatte er gleich darauf den Ruf der Eule vernommen, als er aufsprang und ein furchtbares Blutbad unter den hülflos Betrunkenen anrichtete. Durch den Lärm aufgeschreckt, eilten einige zu den Waffen, die Bewegung wurde immer größer; der Bischof erschien vor seinem Zelte, und ein Blick auf das gegenüberliegende sagte ihm, was vorgefallen. „Auf, ihr Hunde!" schrie er; „nach den Räubern! bringt mir die Gefangene wieder, oder ich lasse euch, elendes Gesindel, an die nächsten Bäume aufhängen!" Alles eilte nun, halb bewaffnet, noch trunken, der Richtung zu, welche Bitterpfiel mit seinen Gesellen eingeschlagen hatte. Doch schrecklich sollten sie ernüchtern. „Habsburg!" ertönte es aus hundert Kehlen, und die Schwerter der Mannen Conrads sausten auf die Bischöflichen nieder. Alles floh zum Lager zurück, wo der Bischof wie toll in seinem Zelte umhertobte. Elsa war gerettet, und ruhte von diesem Schreckenstage in dem Hause Heinrichs von Geroldseck aus.

Ein heller Streif verkündete am Horizont den nahen Tag, als Conrad von Freiburg am Fuße des Kegels ankam, auf dessen Höhe die neuerbaute Burg Birkenfels sich erhob. Geräuschlos erstiegen die Krieger den Pfad, den ein kundiger Führer ihnen zeigte; die Pferde ließen sie unter der Obhut einiger Mannen im Thal zurück. Da öffnete sich das Thor und der Burgvogt erschien mit der Armbrust, um für den Tisch des Burgherrn ein Wild zu schießen. Zwei starke Hunde begleiteten ihn. Kaum waren die Tiere ins Freie gelangt, als sie unruhig die Köpfe hoben, und mit furchtbarem Gebell in den nahen Büschen verschwanden. In demselben Augenblicke aber legte sich schwer eine Hand auf die Schulter des Vogtes und ein Dolch blitzte vor seinen Augen. „Kein Wort," sprach Conrad von Freiburg, „oder Ihr seid des Todes!" Zitternd stand der Vogt da, indes zwei wohlgelungene Schläge die Hunde auf immer stumm machten. Der Burgvogt sah ein, daß jede Gegenwehr unnütz wäre, und daß man auch im Innern

des Schlosses, wo alles noch in tiefer Ruhe lag, seine Hülferufe nicht hören würde. Mühsam preßte er die Worte aus: „Was verlangt Ihr von mir, edler Ritter?“ — „Ihr haltet in diesem Schlosse den jungen Rösselmann gefangen,“ sprach fest Conrad; „wo befindet sich derselbe, sprecht!“ Zitternd berichtete der Burgvogt, daß er in dem Kerker, an der inneren Mauer, zur rechten Hand, sich befinde, und er gab auch den Schlüssel dazu. Einige Minuten später stand Walther Rösselmann im Kreise seiner Retter. „Und nun, Herr Burgvogt,“ fuhr Conrad fort, „werdet Ihr uns bis Straßburg begleiten, wo Ihr frei sein, und die Nachricht von diesem kleinen Morgenausflug seiner Hochwürden, dem Bischof Wather von Geroldseck, melden sollt.

Ungefährdet kamen die kühnen Mannen vor Straßburg an. Der Burgvogt schritt zu Fuß und niedergeschlagen dem bischöflichen Lager zu.

Wer beschreibt die Freude der beiden Geschwister Rösselmann, als sie sich so unverhofft in die Arme schließen durften. Thränen der Freude rollten unaufhörlich über Elsas Wangen; da ging die Thür auf und Rösselmann, von Rudolf begleitet, erschien im Gemach. „Mein Vater!“ „Meine Kinder!“ war alles, was man hörte, dem folgte das leise Schluchzen der Kinder an der Brust des alten Vaters.

Ja, Rösselmann war beim ersten Kampf in Colmar unterlegen und er mußte sich aus der Stadt flüchten. So war er unter manchen Gefahren nach Straßburg gekommen, um Rudolfs Hülfe anzurufen und durch ihn Colmar wieder zu erobern. Nun war die Stunde gekommen, wo vereint die beiden Männer Hand an das große Werk legen wollten, die Städte des Elsaß für die Sache des Volkes zu gewinnen, und Boten wurden nach Weißenburg, Hagenau, Schlettstadt und Basel geschickt, um diese Städte zu einem Bündnis mit Straßburg und Colmar zu gewinnen.

Traurig war der Burgvogt die Anhöhe hinangestiegen, auf welcher des Bischofs Zelt stand. Dieser saß mit gebeugtem Haupte auf sein Schwert gestützt da und brütete dumpf vor sich hin. Stundenlang hatte er sich ob der Befreiung Elsas wie rasend geberdet, eine tiefe Abspannung und Niedergeschlagenheit war auf diesen Ausbruch wilder Leidenschaften gefolgt. Da hörte er vor dem Zelte den Kapitular in heftigen Worten seinem Grolle Luft machen. Neugierig erhob er das Haupt und lauschte; „Mensch“, hörte er Beger sagen, „ist denn das

Digitized by Google

die Wahrheit, wo habt Ihr denn Eure Augen gehabt! Na, wenn Hochwürden diese Kunde vernimmt! Am besten würde es für Euch sein, sofort das Lager zu verlassen! Walther Rösselmann fort! Schöne Zeitung das!" Kaum hatte der Bischof diesen Namen gehört, als er aufsprang, das Zelt auseinanderriß und mit glühenden Wangen rief: „Was sagt Ihr, Beger; ha! ist das nicht der Burgvogt von Birkenfels! Ich ahne alles, auch Walther Rösselmann ist frei! . . . Ihr schweigt! . . . So redet doch! Nein . . . schweigt in des Satans Namen! Walther Rösselmann frei, in den Händen des Habsburgers natürlich! Ha! du rächst dich in der That, Landgraf Rudolf! Und wo sind indes meine Ritter, meine Knechte! Ha! trunken liegen sie umher; pflegen nun ihren Bauch und lassen den Feind wie einen hungrigen Wolf in die Hürde einbrechen! Nun so sei frei, Walther Rösselmann, doch meinen Fluch sende ich dir in die Freiheit nach. Die Lehren, die meine Barfüßer in dein Herz gelegt, sollen eines Tages aufgehen; zerstören sollst du wieder das Werk deines Vaters; die Fahne der Empörung gegen den Kaiser soll von deiner Hand aufgepflanzt werden; und in dem tiefsten Kerker einer Burg sollst du elendig dein Leben aushauchen.

Beger und der Burgvogt bekreuzten sich bei diesen Worten des Prälaten. Dieser warf noch einen Blick der Verachtung auf die beiden und verschwand im Innern des Zeltes. Grausam wurde von diesem Tage an der kleine Krieg weitergeführt. Der Bischof hatte den strengen Befehl erteilt, dem besiegten Feind keine Gnade mehr zu geben, und die Kriegsknechte Straßburgs thaten dasselbe dem Bischof gegenüber.

Vergebens suchten angesehene Geistliche und Männer von hohem Adel die Parteien zu versöhnen und Frieden zu stiften. Die blutige Fehde dauerte umsomehr, als Basel und noch andere Städte dem Bündnis mit Straßburg beitraten und diesem ihre Hülfe gegen den Bischof versprachen. Das ganze Land wurde in die unglückseligen Händel mit hineingezogen, und während die Straßburger die Dörfer des Bischofs verbrannten und dessen Gebiet verwüsteten, verheerte der Bischof die Besitzungen der Straßburger, verteilte bereits deren Aecker und Reben unter seine Kriegsknechte, und versprach, daß diese Güter ihnen auf immer verbleiben sollten. Während in seinem Groll so der Bischof über das Eigentum der Straßburger verfügte, bereiteten diese sich vor, seiner Sache einen empfindlichen Schlag zu versetzen.

Digitized by Google

## Zehntes Kapitel.

Stillschweigend verließ ein Fähnlein berittener Kriegsknechte die Thore Straßburgs. An ihrer Spitze ritt Landgraf Rudolf und ihm zur Seite Rösselmann mit seinen beiden Kindern, indes der tapfere Gottfried von Habsburg sein munteres Roß weit voraus tummelte. Der Mond, von einer dünnen Wolkenschichte verschleiert, warf sein mattes Licht über die Gegend, indes ein scharfer Ostwind die Reisenden zwang, sich dicht in ihre weiten Mäntel zu hüllen. Endlich sprach Rudolf, zu Elsa gewendet: „Edles Kind, eine beschwerliche Reise ist dies für Deinen zarten Körper, und besser wäre es gewesen, unter der Obhut Heinrichs von Geroldseck zu bleiben!“ — „Nicht doch, verehrter Herr,“ antwortete Elsa, „nun ich den Vater und den Bruder wieder habe, ist mein Platz an ihrer Seite. Und dann hat Elsa gelobt, als sie Colmar verließ, zurückzukehren, um das Banner der Freiheit auf dem Giebel des Rösselmannschen Hauses aufzupflanzen. Nur dann werde ich meine Aufgabe als vollendet betrachten!“ Beide ritten eine Zeit lang schweigend nebeneinander her, dann sprach Rudolf: „Und hat Elsa Rösselmann das ersehnte Ziel erreicht, was wird sie thun? Wird sie diesem glühenden Geiste Ruhe gebieten können?“ Die Jungfrau schaute verlegen vor sich hin, endlich erhob sie das Haupt, und ihre Blicke fest auf die Rudolfs heftend, sprach sie: „Versuchen werde ich, hoher Herr, die Glut zu ersticken, die in meinem Innern verzehrend glimmt; nicht wird des Lebens Glück mir teilhaftig werden, o, ich fühle es, verschlossen ist mein Herz für irdische Freuden! Als Stütze werde ich beim Vater stehen bis an sein Ende und in einer engen Klosterzelle dann beten für ihn . . . und für . . . Euch, hoher Herr, bis an mein Ende!“

Tief gerührt hatte Rudolf ihre Hand gefaßt, und lange ritten sie so, Hand in Hand, des Weges hin. Endlich sagte Rudolf: „Teure Elsa! nicht darf das Weib selbstsüchtig den ersten Regungen ihres Herzens nachgeben, und nicht die Welt mit der engen Klosterzelle vertauschen wollen, so lange sie die Pflichten, die sie der Welt gegenüber hat, nicht erfüllt. Elsa, Du bist geschaffen, um den tapfersten Ritter zu beglücken . . .

Digitized by Google

Elsa . . . ich darf es Dir sagen . . . Conrad von Freiburg liebt Dich und will Dich als sein hohes Gemahl heimführen."

Traurig ließ die Jungfrau das Haupt sinken, eine Thräne entquoll ihrem Auge und ein tiefer Seufzer entstieg ihrer Brust. Sie heftete den feuchten Blick auf Rudolf, und seine Hand fassend, sprach sie: „Wohl thut es meinem Innern, von Conrad von Freiburg geliebt zu werden, doch nimmer werde ich sein Gemahl werden können. Meine Liebe darf nicht offen in der Welt sich zeigen, ich werde mich deswegen mit ihr aus der Welt flüchten und mit ihr allein leben, ungestört, ungetrübt, unbeneidet in einsamer Zelle!"

Soeben tauchten vor den Reisenden die Türme Schlettstadts auf, und der frohe Jubel, der aus aller Mund erscholl, unterbrach das Gespräch Elsas und Rudolfs. Unter Glockengeläute zog Rudolf mit seinen Getreuen in die befreundete Stadt ein.

Gegen Abend des folgenden Tages nahte sich langsam den Thoren Colmars ein schwer mit Weinfässern beladener Wagen. An der Spitze schritt ein junger Fuhrmann, mit einem schmutzigen ledernen Anzug bekleidet, indes eine schon stark verbrauchte Pelzmütze ihm das Haupt und die Ohren bedeckte. Hinter dem Wagen ging ein älterer Fuhrknecht, der die Abzeichen der bischöflichen Kriegsknechte trug, indes in seinem breiten ledernen Gurt ein breites Messer, ein Hammer und ein Brecheisen staken. In dem jungen Mann erkennen wir Walther Rösselmann, der in Begleitung einer der Kriegsknechte Rudolfs den Wagen zu den Thoren Colmars hineinfuhr. „Hola! du junger Fant!" rief ihn einer der Landsknechte an, die am Thor die Wache hatten; „woher und wohin mit dem köstlichen Trunk!" Der Alte war hinter dem Wagen hervorgekommen und antwortete schmunzelnd, dem Krieger auf die Schulter schlagend: „Von Seiner Hochwürden, dem Bischof Walther von Geroldseck, für die tapfere Verteidigung der Stadt!" — „Hola!" rief der Landsknecht seinen Kameraden zu; „willkommene Sendung aus dem bischöflichen Lager! Was meint Ihr, Brüder, wir behalten gleich ein Faß hier, sonst wenn die großen Herren den Wein einmal haben, wird für uns nur wenig abfallen!" Lachend stimmten die indes herbeigekommenen Krieger dem Vorschlage zu. Der alte Fuhrknecht versuchte zwar einige Schwierigkeiten zu machen, doch ließ er sich gern zwingen, eines der Fässer anzuschlagen. Die Nacht war indes hereingebrochen, die Thore

Digitized by Google

geschlossen, und frei gaben sich die Wächter derselben dem Genusse des Weines hin. Immer stiller wurde es in der Stadt, tiefe Ruhe lag über dem Wachthause, in welchem die Krieger ihren Rausch ausschliefen, da nahte sich der alte Fuhrknecht dem größten der Fässer und ohne Geräusch entfernte er den Boden desselben. Rösselmann kroch lachend aus dem Faß heraus und schritt sofort, die beiden Fuhrknechte ermahnend, auf der Hut zu sein, dem Innern der Stadt zu. Vor einem hohen Thorgewölbe hinter der Stiftskirche blieb er stehen. Er erblickte noch Licht in einem Gemache, das ebener Erde lag, und klopfte nun dreimal leise an den eisernen Laden. Gleich darauf wurde die Thür geöffnet und Rösselmann trat in einen hohen, gewölbten Saal. Ein leiser Ruf der Freude empfing ihn. Er sah etwa hundert Bürger, alle bewaffnet, versammelt, und freudig leuchtete sein Blick, als er sprach: „Habt Dank, ehrbare Bürger, für die Bereitwilligkeit, Euch zu waffnen zum gerechten Kampfe. Die Stunde ist gekommen. Trunken liegt die Wache am Thore, Gottfried von Habsburg wartet auf das Zeichen, folgt mir, und in einer Stunde ist Colmar frei!"

Geräuschlos schritten die Männer hinaus und auf verschiedenen Wegen zogen sie dem Thore zu, an allen Straßenecken große Strohbündel niederlegend. Mit leichter Mühe wurde die Wache gebunden oder getötet, ein Strohbündel wurde auf eine Lanze gesteckt und angezündet über das Thor erhoben; zu gleicher Zeit öffnete sich weit das Thor und schrecklich erscholl durch die stille Nacht der Ruf der Krieger: „Habsburg! Habsburg!" In allen Straßen leuchteten die Strohbündel hochauf, wilde Krieger mit gezücktem Schwert füllten dieselben an, Tod und Verderben bringend.

Des Schultheißen Gegner wurden aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt und als sie die Straßen voller Krieger sahen, als sie den Ruf „Habsburg" hörten, da suchten sie in eiliger Flucht sich zu retten. Einigen gelang es, halbangekleidet über die Mauern zu entkommen, die meisten aber traf das Schwert der Habsburger.

Alle Spuren des blutigen Kampfes waren bereits verwischt, als die Sonne ihre ersten Strahlen in die Straßen Colmars sandte. Ein fröhliches Leben herrschte, wo einige Stunden vorher der nächtliche Kampf gewütet. Männer begrüßten sich mit lauter Stimme und zogen bewaffnet dem Thore zu. Die Frauen hatten ihren besten Putz herbeigeholt und standen erwartungs-

Digitized by Google

voll vor den Häusern oder auf dem freien Platze vor der Kirche. Da ertönten langsam und feierlich die Glocken; laute Zurufe erfüllten die Luft; dicht gedrängt wälzte sich ein Zug Bewaffneter durch die enge Gasse und entfaltete sich nun auf dem freien Platz; „Habsburg!“ ertönte es tausendstimmig durch die Luft; „Rösselmann!“ widerhallte es im Echo. Rudolf von Habsburg hielt seinen Einzug in die freie Stadt Colmar. Ihm zur Seite ritt Elsa Rösselmann, mit demselben Kleide angethan, in welchem sie dem Landgrafen zum ersten Male gegenübergetreten war. Auf dem Platze angekommen, erhob Rudolf sein Schwert und tiefe Stille folgte; dann sprach er mit weithin vernehmbarer Stimme: „Ehrbare Bürger Colmars, ihr seid von dieser Stunde ab frei, und frei dürft ihr der Stadt Wohl beraten und zu eurem Frommen ausführen. Bewahret euch diese Freiheit und verteidiget sie mit eurem letzten Blutstropfen!“ Eine ungeheure Aufregung folgte diesen Worten des Landgrafen, und laut schworen die Bürger einander zu, für ihre Freiheit zu kämpfen und zu sterben. Noch an demselben Tag berannte Rudolf Kayserberg, das nach schwachem Widerstand in seine Hände fiel.

Mit ausgebreiteten Armen eilte die alte Margarete ihrem Schmerzenskinde, wie sie Elsa nannte, seitdem diese das väterliche Haus verlassen hatte, entgegen. Im Triumph führte sie die Jungfrau in allen Gemächern umher, als wollte sie ihr zeigen, daß selbst die toten Gegenstände freundlicher aussehen, seit sie wieder da ist. Doch Elsa drängte es, allein zu sein, und so verabschiedete sie, als sie auf ihrem Zimmer angekommen war, die gute Alte. Kaum hatte sich die Thür hinter ihrer Amme geschlossen, als sie vor dem hohen aus Alabaster reich geschnitzten Kruzifixe auf die Kniee fiel und mit einem Strom von Thränen ihr Dankgebet gen Himmel sandte. Dann legte sie den Kopf in beide Hände und träumte von allem, was sie auf der Reise gehört, von Liebe und Glück, von Schmerz und Entsagung. Eine Stunde hatte sie wohl schon so in ihre Träumereien versunken gekniet, als die Thür geöffnet wurde und ihr Vater bei ihr eintrat.

Er schloß seine Tochter in seine Arme und sprach: „Wohl Grund hast Du, teures Kind, dem Himmel zu danken, denn sichtlich war seine Hülfe, und Gottes Engel haben Deinen Fuß geleitet ungefährdet ins Vaterhaus zurück!“ — „O, liebster Herr Vater,“ versetzte Elsa, „nicht ganz kann sich Eure Tochter

Digitized by Google

der Freude hingeben; eine bange Ahnung lastet auf meinem Gemüte, und nicht darf Rösselmanns Familie, ich fürchte es, lange die erkämpfte Freiheit genießen!" — „Dein Geist, mein teures Kind," antwortete Rösselmann, „hat in den letzten Tagen der schrecklichen Erlebnisse zu viel gehabt, als daß er sich nun plötzlich von dem ängstigenden Gefühl befreien könnte; komm, meine Elsa, flieh die Einsamkeit, und der Anblick des fröhlichen Volkes wird auch Dein Gemüt erheitern." Kopfschüttelnd, doch ihrem Vater folgend, sprach sie: „Glücklich wird Eure Elsa sein, sprechen Eure Worte wahr; doch, liebster Herr Vater, ein großes Glück, eine unschätzbare Gabe hat der Himmel der Stadt Colmar gewährt, wollte Gott, er wäre mit einem geringen Opfer, das ich ihm gern brächte, zufrieden, doch ich fürchte, er wird ein ebenso großes Opfer für diese große Wohlthat verlangen."

Sie waren im hohen Erkerzimmer angekommen. Eine dichte Menschenmenge hatte sich vor dem Haus versammelt, und unendlicher Jubel brach aus aller Mund, als Elsa an der Seite ihres Vaters erschien. Auf dem großen Platze vor der Kirche brannte ein helles Feuer; über demselben, auf zwei starken Böcken, wurde an starker Walze ein ganzer Ochs gebraten; lange Reihen großer Fässer waren angeschlagen, und mit ungezügelter Freude gaben sich Hohe und Niedrige dem Taumel hin, den die Morgenröte der Freiheit ihnen verursachte.

Die Nachricht von der Einnahme Colmars durch den Habsburger wirkte geradezu niederschmetternd auf Walther von Geroldseck. Täglich hatten seine Truppen kleine Gefechte mit den Straßburgern zu bestehen, und Hartmann von Kiburg hatte seine Drohungen wahr gemacht, Tod und Verderben sandte sein Schwert in die Reihen der Bischöflichen. Der Bischof war mit all seinen Kriegern vor Straßburg festgebannt, so gern er auch den vertriebenen Anhängern seiner Partei Hülfe gesandt hätte. Doch seine Boten flogen sofort nach Birkenfels, Hohlandsburg, Egisheim und Schwarzenberg im Gregorithal und forderten die Ritter auf, die Vertriebenen nach Colmar zurückzuführen. Und in der That, diese sammelten etwa hundert Gesellen, an deren Spitze sich der Winegker, der Schwestersohn des Horburger, stellte, um vereint mit den Vertriebenen, und auf die Hülfe der noch in der Stadt anwesenden Bischöflichen vertrauend, die Stadt den Habsburgern wieder zu entreißen.

Geräuschlos hatten sie sich bei dunkler Nacht den Mauern

Digitized by Google

genaht und lagen still verborgen in der Nähe des Steinenbructhors. Ihre Freunde in Colmar waren von ihrem Herannahen benachrichtigt. Es graute kaum der Tag, als ein Wagen von innen sich dem Thore nahte. Schlaftrunken öffnete die Wache weit die Flügel, um das Gefährte hinauszulassen. Da unter dem Thor brach ein Rad; in diesem Augenblick erschien der Herr von Winegk an der Spitze seiner kleinen Schar, überfiel die Wache und machte sie nieder. Dann unter dem Rufe „Geroldseck, Geroldseck“ sprengten die Bischöflichen durch die stillen Gassen. Doch in derselben Zeit ertönten sturmrufend die Glocken des Münsters über die Stadt hin und verkündeten den Bürgern die drohende Gefahr, die ungeahnt über sie hereingebrochen war.

## Elftes Kapitel.

Kaum hatte Rösselmann den Lärm gehört, als er, das Schlimmste ahnend, aufsprang und sich bewaffnete. Auf der Straße angekommen, fand er einige getreue Bürger, an deren Spitze er sofort den Feind angriff. Schon waren drei Bischöfliche seinen Streichen erlegen, als ein wuchtiger Hieb ihn niederstreckte. Die Zahl der Bürger mehrte sich nun; um den Körper Rösselmanns entspann sich ein wütender Kampf, denn die Colmarer, gereizt durch den Fall ihres Schultheißen, beseelt von der Begierde, ihn zu rächen, waren für alle Gefahren blind. Nur kurz währte noch der Kampf; in die Straßen eingekeilt, zwischen den Bürgern, die von allen Seiten herbeiströmten, wurden die Bischöflichen ohne Gnade niedergemetzelt.

Der Anschlag war verfehlt, doch teuer war den Bürgern der Sieg gekommen. Unter einem Haufen Erschlagener wurde ihr Schultheiß, zerquetscht und dem Tode nahe, hervorgezogen. Stumm umstanden die Bürger das Lager Rösselmanns; Elsa kniete an der Seite ihres Vaters, hielt dessen kalte Hand und benetzte sie mit ihren Thränen. Ein tiefer Atemzug bezeugte, daß noch nicht alles Leben entschwunden war. Da öffnete sich die Thür und Landgraf Rudolf trat ein. Er war in Türkheim, und auf die erste Kunde des Ueberfalles herbeigeeilt. Tief erschüttert nahte er sich dem Bette, indes die Umstehenden ehrerbietig zurücktraten.

Da öffneten sich weit des Schultheißen Augen und sein Blick blieb auf Rudolf haften. Seine Anwesenheit sagte ihm, daß die Bürger gesiegt und eine himmlische Freude beleuchtete das blasse Gesicht. „Sieg, hoher Herr!“ hauchte er kaum vernehmbar. Rudolf vergoß Thränen des Schmerzes; er ergriff die Hand Rösselmanns und sprach: „Teuer erkaufter Sieg, lieber Schultheiß.“ Dieser schüttelte das Haupt, und seine letzten Kräfte sammelnd, sprach er: „Nun will ich gern sterben; gern besiegle ich mit meinem Leben Eure Freiheit; bewahret sie Euren Kindern, und wenn der Baum, der mit meinem Blute gedüngt, emporsprießt, einst schöne Früchte bringt, so sagt ihnen, daß ihre Väter mit ihrem Leben ihnen den Genuß derselben erkauft haben!“

Erschöpft schloß er die Augen und murmelte leise vor sich hin, die Hand des Landgrafen haltend: „Hoher Herr . . . seid Vater . . . meiner Kinder . . . und ihr Schutz!“ „Sieg! Freiheit!“ rief er dann überlaut, und schloß die Augen auf immer.

Ein langer Zug bewegte sich dem Münster zu. Alle Häuser Colmars waren schwarz behangen; dumpf erschallten im hohen Gewölbe die Gebete für den verstorbenen Schultheißen, und in die tiefe Gruft, an der Seite des Altars, wurden seine Gebeine gesenkt. Die kirchliche Feier war beendet, doch noch eine grausame Leichenfeier bereiteten die Bürger vor. Etwa dreißig der Colmarer Herren hatten ihre Freude über den Tod Rösselmanns laut ausgesprochen. Mit bitterem Schmerz erfüllt, stürzten sich die Bürger über sie her, banden sie an Pferdeschwänze und schleppten sie zur Richtstätte. Dort wurden sie aufs Rad geflochten und mußten unter unsäglichen Schmerzen ihr Leben enden, ein schreckliches Beispiel für alle, die es wieder wagen wollten ihre Hand gegen die Freiheit der Stadt zu erheben.

In stillem Schmerz versunken, saß Elsa in der Amtsstube ihres Vaters. Vor ihr stand Landgraf Rudolf, und ließ den teilnehmenden Blick auf ihrer gebeugten Gestalt ruhen. Endlich brach er das Schweigen und sprach: „Nicht laß den Schmerz, teures Kind, Herr über dich werden; mutig, wie es Elsa Rösselmann geziemt, ertrage den harten Schlag!“

Elsa erbebte bei diesen Worten, und schwer hoben sich ihre Augen zu ihm auf. Ein neuer Thränenstrom entquoll denselben, und schweigend senkte sie das Haupt. Rudolf legte seine Hand ihr auf das Haupt und fuhr fort: „Wohl kann niemand dir den Vater ersetzen, denn solche Herzen, wie das Seine eines war, sind selten auf Erden; doch ich will trotzdem versuchen



Digitized by Google

an deiner Seite als Vater zu stehen!" Gerührt hatte Elsa seine Hand ergriffen und benetzte sie mit ihren Thränen, indes Rudolf weiter sprach: „Auch eine Mutter will ich dir wiedergeben. Gräfin Anna, mein vielgeliebtes Gemahl, wird mit Freude dich in ihre Arme schließen, und dich ihre Tochter nennen. Willst du, Elsa, mir zu ihr folgen?"

Kopfschüttelnd antwortete die Jungfrau: „Nicht darf mein hoher Herr, des geringen Kindes wegen, die hohe Aufgabe verlassen, die er auszuführen begonnen hat. Noch liegt des Bischofs Heer wie ein Gürtel um Straßburg; noch dürfen die Bürger dieser Stadt sich nicht der Freiheit rühmen. O, laßt mich in diesen mir so teuren Räumen, verehrter Herr, laßt mich noch in allem, was ich hier sehe, das Andenken meines teuren Vaters ehren; nicht soll der Kummer um meine Zukunft Euren Geist bedrücken; ich stehe vorderhand in der Bürger Schutz, und weht dereinst das Banner der Freiheit von allen Städten unseres Landes, dann wird Elsa Rösselmann willig Euch folgen, und gern will sie an der Brust des edlen Weibes ruhn, das den edelsten Ritter Gemahl nennen darf. Drum zieht hin nach Straßburg, verehrter Herr, befreit die Stadt, und gedenkt Ihr bei der Rückreise meiner, so wird Elsa Rösselmann beglückt Euer Angesicht wieder schauen!"

Erstaunt hatte Rudolf diesen Worten gelauscht und begeistert rief er aus: „Ja, du edles Kind, du bist die würdige Tochter Rösselmanns! So sei es denn, wie du gesagt. Ich lasse dich unter dem Schutze der Bürger Colmars. Dein Bruder wird mir zum Heere folgen, und nicht zu ängstigen brauchst du dich um ihn."

Mit glänzendem Auge sprach Elsa: „Wie glücklich ist er an Eurer Seite kämpfen zu dürfen. Soll ein Rösselmann sich vor dem Kampfe fürchten? Haben wir nicht der Freiheit den höchsten Zoll gebracht? Er ziehe hin auf dem Wege, den sein Vater ihm vorausgegangen, sein höchstes Ziel soll fürder sein, durch seine That das Andenken des Vaters zu heiligen; o, Herr, Gott, im Himmel, erhöre meine Bitte, und möge das Ende Walthers Rösselmann so rein und makellos sein, wie das des Schultheißen Johannes Rösselmann es war!"

Gerührt nahm Rudolf Abschied von Elsa. Lange schaute sie dem Landgrafen nach, ein beißender Schmerz durchzuckte ihr Herz, als er jetzt ihrem Auge entschwand, und beide Hände auf die Brust drückend, sprach sie vor sich hin: „Verwaist, allein, hier die nagende Pein, o Gott, ich komme zu dir, in deiner heiligen Wohnung werde ich den langersehnten Frieden finden!"

Eine stille Schwermut hatte sich von diesem Tage ab auf Elsa gelegt. In schlichtem, einfachem Kleide zog sie durch die Straßen Colmars. Ueberall wo durch die blutigen Kämpfe den Familien der Ernährer geraubt wurde, ging sie als wohlthuender Engel aus und ein. Das Rösselmannsche Haus wurde die Zufluchtsstätte der Armen und Waisen, und oft, wenn sie die hungrigen Kleinen speiste, sprach sie lächelnd vor sich hin: O, Rudolf, würdest du mich jetzt sehen, vielleicht sagtest du mir, daß ich des Weibes Pflichten in der Welt erfüllen kann, ohne der Welt anzugehören.

Indessen kam die Kunde nach Colmar von dem glücklichen Gedeihen der Freiheit, unter des Habsburgers Waffen. Das ganze obere Elsaß, von Basel bis Schlettstadt, das Ruffacher Mundat ausgenommen, hatte sich für die Sache der Freiheit erklärt und die Städte hatten dem Habsburger ihre Thore geöffnet, während im unteren Elsaß das Kriegsfeuer ununterbrochen fortbrannte und das ganze Land in eine Wüste umzuwandeln drohte. Da kam endlich der Tag der blutigen Entscheidung heran.

So ehrsüchtig und so stolz auf seine Streitkräfte auch Walther von Geroldseck war, so bangte ihm doch vor der entscheidenden Stunde. Als er aber sah, wie bereits das ganze obere Elsaß von ihm abfiel, als er merkte, daß seine Krieger über das nun bald ein halbes Jahr währende Lagerleben zu murren anfingen, da beschloß er die Straßburger anzugreifen.

Es war am 8. März 1262. Auf den Höhen bei Oberhausbergen stand das bischöfliche Heer, wohl verschanzt, dreihundert schwerbewaffnete Ritter auf Streitrossen und fünftausend Mann Fußvolk stark. Stolz ritt Bischof Walther die langen Reihen entlang, durch große Versprechungen ihren Mut erhöhend.

Von Straßburg her nahten sich die Feldzeichen der Bürger, die vorsichtig sich nähernd, die Beschaffenheit des Bodens genau untersuchten, und besonders darnach strebten die Verschanzungen des Bischofs zu umgehen. Dies gelang ihnen auch, und schon waren beide Heere nur noch eine Ackerlänge von einander entfernt.

Das Heer der Straßburger zog in verschiedenen Haufen heran. Hoch über alle ragte das Banner der Stadt, um welches zahlreiche Ritter sich scharten. Hier befehligte der Ritter Nikolaus Zorn; dort zog Herr Reinbold Liebenzeller heran; weiter standen mit den Scharfschützen die Lichtenberger; alle zeigten auf ihren Gesichtern jene Ruhe und Entschlossenheit,

Digitized by Google

welche ohne zu wanken dem Tode ins Angesicht schaut. Beim Anblick dieser kampflustigen Schar, rieten die Räte des Bischofs dem Prälaten vom Kampfe abzustehen. Wütend fuhr er sie an, und sein Schwert erhebend, rief er, auf das Straßburger Banner weisend: „Wenn ihr zu feige seid an meiner Seite den Kampf aufzunehmen, so zieht hin zu jenem dort, und meine Hand soll euch wie jene treffen!“ Die Röte des Zornes stieg diesen wettergebräunten Kriegern auf die Stirn. Doch sie wollten ihre Ehre retten und, obgleich sie sahen, daß sicherer Tod sie erwartete, hielten sie treu auf dem Platze, den der Bischof ihnen angewiesen.

Als die Heere einander gegenüberstanden, rannte aus den Reihen der Straßburger Ritter Marx von Eckwersheim, und forderte jeden zum Zweikampf heraus. Aus den Reihen der Bischöflichen rannte mit gefällter Lanze Ritter Beckelar auf ihn zu. In weitem Kreise umritten sich die beiden; zweimal rannten sie ohne sich zu schaden aufeinander zu; eine dichte Staubwolke umhüllte die Kämpfer; als sie zum dritten Male aufeinander stießen, zersplitterten beider Lanzen, und Mann und Roß fielen auf beiden Seiten zu Boden. Die beiden Gäule und Ritter Beckelar blieben tot liegen, indes die Bürger Straßburgs herbeieilten und Marx von Eckwersheim vom Boden aufhoben und auf ein neues Pferd setzten. Nun wurde der Kampf allgemein. Wie eine Hagelwolke umschwirrten die Fußgänger Straßburgs die schwerbewaffneten Ritter, und waren nur darauf bedacht die Schlachtrosse zu töten. In wirrem Durcheinander und zerquetscht lagen bald die stolzen Ritter beisammen, unfähig sich zu erheben und den anstürmenden Straßburgern hülflos preisgegeben. Verzweifelt hatte sich Bischof Walther in den stärksten Kampf geworfen; zwei Pferde wurden unter ihm getötet. Da sah er, daß seine Sache verloren war. Er bestieg ein drittes, und von zwei Rittern begleitet, wendete er sich zur Flucht. Vergebens setzten die Straßburger ihm nach, zu spät hatten sie seinen Rückzug bemerkt und vermochten nicht mehr ihn einzufangen.

So endete diese blutige Fehde, die durch des Bischofs Herrschsucht und Starrsinn heraufbeschworen wurde: verwüstete Felder; niedergebrannte Dörfer; so manche Familie zu Grunde gerichtet, und das Ansehen des bischöflichen Stuhles geschwächt, zum Teil vernichtet. Der Bischof selbst, in starres Hinbrüten versunken, ließ sich durch die zwei Ritter willenlos auf seine Burg in Dachstein bringen.

Digitized by Google

## Zwölftes Kapitel.

Reiche Ernte hatte der Tod an diesem Tage unter den Bischöflichen gehalten. Auf der Wallstatt lagen gegen siebenzig Ritter, alle aus den vornehmsten Geschlechtern. Der Bruder des Bischofs, Hermann von Geroldseck, dessen Oheim, der Herr von Tiersberg, der Kapitular. Beger, lagen unter den Toten. Alle wurden sie entkleidet, ihrer Schmuckgegenstände beraubt, und blieben nackt und blos auf dem Schlachtfelde liegen.

Im Triumphe brachten die Bürger die Stricke herbei, mit denen der Bischof sie hatte binden wollen. Sechsundsiebenzig Edle, die in Gefangenschaft geraten waren, wurden nun damit gebunden und nach Straßburg geführt. Die Bürgerschaft hatte nur wenige verloren, und nur einer wurde gefangen genommen, es war Peregrin.

Kaum hatte dieser die Flucht des Bischofs gesehen, als er in seiner Rachsucht sein Pferd anspornte, und aller Gefahr trotzend, dem Prälaten nachjagte. Doch diese Verfolgung sollte verhängnisvoll für ihn werden; er wurde ergriffen und trotz tapferer Gegenwehr geknebelt. Nun erkannten die Bischöflichen in ihm den Boten aus dem Lager; sie schleppten ihn auf ihrer Flucht mit bis nach Geispolsheim, und unter unsäglichen Martern mußte der wackere Straßburger als Sühnopfer dienen für die an diesem Tage Gefallenen.

Nun zogen die Straßburger siegreich vor des Bischofs Burgen und zerstörten deren mehrere. Ueberall wo die Straßburger sich zeigten, wurden ihnen freiwillig die Thore geöffnet und sie schalteten als Herren in allen dem Bistume gehörigen Ortschaften.

Bischof Walther, der noch keine Ahnung hatte von der Größe seiner Niederlage, sandte Boten an die Straßburger, mit der Bitte, die Gefangenen, insbesondere seinen Bruder, gut zu behandeln. Eine tiefe Trauer zeigte sich auf dem sonst so harten Gesicht des Prälaten bei der Nachricht von dem Tode seines Bruders, und ein stechender Schmerz durchzuckte sein Gehirn. „Alles verloren!“ murmelte er vor sich hin; „meine Verwandten tot, meine edlen Ritter gefallen oder in Gefangenschaft, mein Heer zerstreut! Schließe Frieden, Walther von Geroldseck, ja schließe Frieden! Wie lange werde ich die Schmach überleben! O, ich fühle den nagenden Wurm in meinem Herzen..... Ha, friß weiter bis es nur mehr eine

Digitized by Google

morsche Hülle mir im Busen ruht; . . . friß weiter, du brennende Qual, und verzehre mich mit deinem höllischen Feuer! Ha! soll ich ungerächt scheiden müssen; soll dieses Gesindel triumphierend den Fuß auf meinen Nacken setzen dürfen! . . . Walther von Geroldseck lebt noch, und wird er fallen müssen, nun so ziehe er euch und das ganze Bistum mit in seinen Fall!"

Erschöpft war der Prälat auf sein Lager gesunken und ein tiefer Schlaf verscheuchte die bösen Geister, die mit verzweiflungsvoller Nacht ihn zu umgeben drohten.

Noch beinahe ein volles Jahr dauerte der Krieg zwischen dem Bischof und der Stadt fort. Ein Fluchtversuch, den die gefangenen Edlen machten, war mißlungen. Sie wurden nun in strengere Haft genommen, und als sie sahen, daß keine Wendung im Kriege zu Gunsten des Bischofs eintreten wollte, so schlossen sie alle der Reihe nach Frieden mit Straßburg, und verpflichteten sich durch Eid die Freiheiten der Stadt zu achten und zu verteidigen. Bischof Walther saß nun von allen verlassen, allein auf der Burg Dachstein. Die Aufregung der zwei letzten Jahre, der Aerger über das gänzliche Scheitern seiner Pläne, hatten seine Gesundheit tief ergriffen. Er siechte langsam dahin, und am Aschermittwoch des Jahres 1263 machte ein plötzlicher Hirnschlag seinem traurigen Leben ein Ende. Er wurde an die Seite seines Bruders Herrmann, in der Kirche zu Dorlisheim, zur ewigen Ruhe gebettet.

Mit dem Tode Walthers hörte der Streit zwischen Bistum und Stadt auf, umsomehr als bald darauf Heinrich von Geroldseck, der Sänger des Stiftes, den Bischofsstuhl bestieg.

Straßburg hatte sein Festtagskleid angezogen; von allen Türmen wehten weithin ins Land die Banner und Fähnlein der Stadt; auf den Straßen wogte eine vergnügte Menschenmasse, die jubelnd das „Christ ist erstanden!" einander zuriefen. Ueber die Stadt hin tönte feierlich Glockenklang, und gar malerisch nahmen sich die Lanzknechte aus, welche in den Straßen in langen Reihen bis zum Münster aufgestellt waren. Da verkündeten zahllose Trompeten das Herannahen eines Zuges. Eine Schar stolzer Ritter, in funkelnder Rüstung tummelten ihre Pferde gar keck daher; dann folgte ein langer Zug von Mönchen mit brennenden Kerzen, deren eintöniger Gesang merkwürdig von der allgemeinen Freude abstach. In schwarzen und weißen Schleiern folgten dann die Insaßen der Nonnenklöster, die mit ihren silberhellen Stimmen einfache Gebete

halblaut vor sich hinmurmelten. Darauf erschienen hoch zu Roß zwei kräftige Fahnenherolde, und hoch über alle Häupter hervor ragten die Banner Straßburgs und des Landgrafen Rudolf von Habsburg. Zwei Edelknaben trugen auf schweren samtenen Kissen die Bischofsmütze und den Ring, indes ein anderer zu Pferd den goldenen Krumstab trug. Dann kam, mit wallendem Federbusch auf dem funkelnden Helm, auf seinem Streitroß, Rudolf von Habsburg, unmittelbar vor einem reichen, mit Gold und Purpur ausgeschlagenen Thronhimmel, unter welchem Heinrich von Geroldseck, der neuerwählte Bischof von Straßburg ritt. Den Schluß bildete der hohe Rat und eine unabsehbare Menschenmenge, die sich dem Zuge anschloß.

Auf dem goldenen Bischofsthron saß Heinrich von Geroldseck, um ihn die Erzbischöfe von Trier und Cöln, der Bischof von Basel und sämtliche hohe Geistlichen des Landes. Soeben war die Feier der Salbung beendet, als Landgraf Rudolf vortrat, vor dem Bischof niederkniete und mit lauter Stimme sprach: „Euer Hochwürden, Landgraf Rudolf legt sein Schwert zu Euren Füßen, denn er weiß, daß Bischof Heinrich von Geroldseck das achten und ehren wird, was das Volk sich in blutigem Kampfe erfochten, der Bürger Recht und Freiheit, und wie dieses Schwert den Feinden des Bürgertums verhängnisvoll geworden, so soll es in Zukunft auch die Rechte des Bischofs verteidigen, gegen jeden, der auf Kosten der beschworenen Freiheiten sich gegen dieselben auflehnen wollte!“

Ein dumpfes Brausen des Beifalls durchzog die Hallen des Gotteshauses. Da erhob sich Heinrich von Geroldseck, schloß den Landgrafen in seine Arme und sprach: „So sei durch unsere Umarmung der Bund zwischen Bischof und Stadt besiegelt. Treu sollen sie zu einander stehen für das Wohl des Volkes, für das Gedeihen der Stadt und das Frommen des Bistums!“ Dann nahm er eine Pergamentrolle aus der Hand des Probstes von Trutenhausen und überreichte sie dem Habsburger, mit den Worten: „Und daß Euer Schwert nie mehr Ursache hat gegen den Bischof von Straßburg sich zu erheben, so gebe ich Euch hiermit die Verschreibung Eures Oheims, des Hartmann von Kiburg, als Euer Recht wieder zurück.“

Rudolf kniete vor dem Bischof nieder und mit vor Glück leuchtendem Auge nahm er das Dokument in Empfang.

Friede und Ruhe sollte nun das Bistum Straßburg genießen, und herrlich blühte die Saat der Freiheit im ganzen Elsaß empor.

Digitized by Google

## Schluß.

Bischof Heinrich von Geroldseck war gestorben, und Rudolf von Habsburg hatte den Kaiserthron bestiegen. Mit kräftiger Hand verteidigte er nun des Reiches Rechte, und gefürchtet war sein Arm in allen deutschen Gauen, wo die lange Gesetzlosigkeit Unrecht und Roheit hatte aufsprießen lassen. Müde zog er, als er den Tod herannahen fühlte, zum Kaiserdom nach Speier. Dumpf tönten ihm die Glocken entgegen, und mit himmlisch verklärtem Angesicht ritt Rudolf in das Kloster der Clarisserinnen ein. Seine letzte Stunde war gekommen; sein Haupt ruhte schwer auf dem Arm einer Nonne, die unermüdlich Tag und Nacht an seinem Bette geweilt hatte. Da erhob er das sterbende Auge zu ihr auf, und mit innigem Blick auf sie, sprach er: „Habe Dank, Elsa! Deine Hand soll mir die Augen schließen, und Dein Gebet soll mich begleiten zu Gottes Thron, denn ... wer wie Du ... seine Pflicht erfüllt ... dessen Gebet ist mächtig ... vor dem Allerhöchsten!"

Noch einmal seufzte er tief auf. Elsa Rösselmann, die Clarisserin, legte das Haupt Rudolfs sanft in die Kissen, dann sank sie an der Seite des Bettes hin und betete: „O Gott, nun habe ich meine letzte Pflicht gethan; erhöre mich, und laß mich bald ein zu deiner Herrlichkeit!"

Noch ein ganzes Jahr brannte allabend eine Wachskerze auf dem Grabe Rudolfs und eine gebrochene Nonnengestalt kniete stundenlang auf dem kalten Stein. Stumm entfernte sie sich immer, und ruhiger und öder wurde es täglich in ihrem Innern, bis daß sie eines Tages in die kalte Gruft im Klostergarten versenkt wurde. Niemand ahnte, welch glühendes, liebendes Herz unter dem schmucklosen Hügel ruhte, welche Kämpfe die arme, vergessene Nonne in ihrem Innern durchkämpfen mußte, bevor der Tod den Frieden ihrem Herzen schenkte.

Walther Rösselmann hatte mit Hülfe des Habsburgers das Erbe seines Vaters angetreten. Mit unverzeihlicher Rücksichtslosigkeit regierte er in der Stadt, und seinen Bemühungen war es zu danken, daß Colmar sich wieder vom Reiche lossagte. Adolf von Nassau, Rudolfs Nachfolger, im Verein mit dem Bischof von Basel, belagerte Colmar. Walther Rösselmann fiel in ihre Hände, und der Sohn des Freiheitskämpfers mußte elendiglich sein Leben im tiefen Kerker der Schwarzenburg aushauchen.

Digitized by Google

Im Verlage von **J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)** in Straßburg sind erschienen:

## Elsässische Volksschriften.

Heft I.: **Wie Schloß Lichtenberg zur Ruine wurde.** Kriegserlebnisse von Ed. Spach, mit einer Ansicht von Lichtenberg 2. Auflage. ℳ —.60

Heft II.: **Berg auf und Berg ab,** von Maria Rebe. . . . . ℳ —.50

Heft III.: **Zwei Stephanstage,** eine Dorfgeschichte von A. Sch. . . . . ℳ —.80

Heft IV.: **Aus den Papieren einer alten Jungfer,** von L. Schaller-Fischer . ℳ 1.—

Heft V.: **Wer der Sünde den Sonntag giebt, dem nimmt sie die Woche,** von Maria Rebe. . . . . ℳ —.50

Heft VI.: **Bilder aus dem Leben,** von Ed. Spach. . . . . ℳ —.50

Heft VII.: **Märchen aus Lothringen.** Dem Volke nacherzählt von Fr. Peters. . . ℳ —.50

Heft VIII.: **Um Freiheit und Recht.** Erzählung von Joh. Westenhoeffer . . . ℳ —.70

Heft IX.: **Am fremden Herd.** Eine Erzählung von L. Schaller-Fischer . . . ℳ —.60

Heft X.: **Wem der liebe Gott nicht bei der Erziehung hilft, dem hilft ein Anderer,** von Maria Rebe. . . . . ℳ —.50

Elsässische Volksschriften.

9.

# An fremdem Herd.

Eine Erzählung

von

L. Schaller-Fischer.

Straßburg 1888.
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Digitized by Google

Digitized by Google

# An fremdem Herd.

Von

L. Schaller-Fischer.

Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel)
1888.

Digitized by Google

# I.

Wer seine Ruthe schont, der hasset seinen Sohn, wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald.

Sprüche 13, 24.

„Kuckuck! Kuckuck!“ rief der kleine Gustav zur Küchenthür hinein, und lachte hell auf. Frau Peterling, des Kleinen Mutter, stand am Tisch und knetete einen Kuchenteig; es war ihres Söhnleins vierter Geburtstag, der sollte gefeiert werden.

„Spiel mit mir,“ rief der winzige Mann, und zupfte sein Mütterchen an der weißen Schürze.

„Ich kann nicht, Gustavchen,“ antwortete diese lachend, indem sie ihm ihre mehligen Hände entgegenstreckte. Dann bückte sie sich zu dem Kinde nieder und küßte es auf beide Wangen.

Aber Gustav ließ sich so schnell nicht zufrieden stellen; er riß die Mutter am Kleid, stampfte zornig mit den Füßen, und als sie nicht nachgab, legte er sich auf den Fußboden und schrie aus Leibeskräften.

„Komm schnell, Bärwel!“ rief die erschreckte Mutter dem Kindermädchen zu, „hol du dem Gustavchen zwei Mandelbrödchen aus dem Speiseschrank, und wenn er hübsch artig ist und die Mama ihren Kuchen kneten läßt, so bekommt er ein Bilderbuch.“

Digitized by Google

Die letzten Worte, welche ausschließlich an das Söhnlein gerichtet waren, verfehlten ihre Wirkung nicht. Flugs wie der Wind war Gustav vom Boden auf und trappte nun triumphirend hinter der Bärwel her, den versprochenen Herrlichkeiten entgegen.

Unterdessen knetete die Mutter weiter fort an ihrem Kuchenteig und gerieth dabei mit ihren Gedanken in eine zukünftige, gar rosige Zeit. Sie sah im Geist ihren Sohn umgeben von Arbeitern ohne Zahl, die richteten willenlos seine Befehle aus, denn er herrschte über sie alle; oder sie erblickte ihn unter den Gelehrten und Weltweisen, oder gar auch — was konnte man wissen — unter den Großen und Mächtigen des Landes, denen Arme und Reiche sich beugen müssen. Wie sonnig war dieser Muttertraum, und wie emsig bewegten sich dabei die zarten Finger so hin und her zwischen dem appetitlichen Kuchenteig. Du thörichtes Mutterherz —

Unterdessen war der Held des Tages, der kleine Gustav, mit der Bärwel in den Kaufladen gewandert und hatte sich dort ein niedliches Bilderbuch ausgewählt mit vielen buntfarbigen Schmetterlingen und allerlei Thieren des Waldes. Er hüpfte, laut singend vor Lust, neben seiner Begleiterin her. Doch gar lange sollte die Freude über das Geschenk nicht währen, denn nachdem er das Bilderbuch flüchtig durchblättert hatte, wurde er verdrossen und mürrisch, schob es unsanft bei Seite und riß es endlich in Stücke.

Vor einem freundlichen Hause auf der Gartenbank saß Frau Kleindorf und nähte an einem Kleid; sie hütete dabei ihre Kinder, welche jubelnd in ihrer Nähe spielten. Das jüngste, ein Knäblein von zehn Monaten, saß in einem Korbwagen unter dem Schatten eines Apfelbaumes, daneben stand sein vierjähriges Schwesterlein und sang ihm ein Wiegenlied.

„Willst du nicht mit den Andern spielen, Karolinchen," fragte die Mutter, indem sie zärtlich über ihres Töchterchens Lockenköpfchen strich.

„Ich möchte lieber hier bleiben," antwortete die Kleine und blickte mit ihren großen dunkelblauen Augen zu der Mutter empor, dann sagte sie erröthend: „Wenn ich fortgehe, so weint das Brüderchen."

„Ich will schon auf den Kleinen acht geben," entgegnete diese.

„Dann kannst du nicht nähen und mußt die Nacht arbeiten," erwiderte das Kind.

„Gott segne dich, mein Liebling!" sagte die Mutter leise, dann seufzte sie tief auf und verbarg eine Thräne.

Was war es, das ihr das Herz zusammenschnürte, so daß es sich in Thränen und Seufzern Luft schaffen mußte. — Ihre Kinder waren um sie versammelt gesund und fröhlich, und ihr Mann schritt eben den Gartenpfad daher, ein Liedlein pfeifend, um seine Ankunft zu melden. Ja, die Sonne selber schaute lächelnd hernieder auf das liebliche Familienbild, und doch schien ihr eben alles so schwarz und trüb wie ein Regentag.

Herr Kleindorf war Buchführer in einem ausgedehnten Geschäftshaus und brachte seine meiste Zeit außer dem Hause zu; er war durch und durch gemüthlich und liebevoll und fand seine größte Freude daran, im Kreise seiner Familie zu verweilen, und bot auch alles auf, um den Seinigen das Leben angenehm zu machen. Deshalb wurde auch sein Erscheinen an jedem Feierabend von Alt und Jung mit neuem Jubel begrüßt, und selbst das Augustchen im Korbwagen zappelte vor Lust, wenn es den Vater sah, und streckte ihm die Aermchen entgegen.

Heute aber konnte Frau Kleindorf nicht wie sonst ihrem Manne mit lächelndem Gesichte entgegengehen, er sah auch bald, daß sie traurig war, und sagte, ihr die Hand entgegenhaltend: „Was fehlt dir, Mütterchen? sind die Kinder unartig gewesen oder . . ."

„Du darfst jetzt schon mit den Andern spielen, weil Papa da ist," unterbrach Frau Kleindorf, zu Karolinchen hinblickend, „er nimmt das Brüderchen auf die Schultern, dann weint es nicht."

Als die Kleine fort war, sagte die Mutter: „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich muß oft denken, daß unser Karolinchen sich nie zurechtfinden wird in dieser argen Welt, es ist zu gut und wird gewiß einmal von den Menschen mißbraucht werden."

„Das mußt du dem überlassen, der unser und unseres Kindes treuer liebender Vater ist," antwortete Herr Kleindorf, seiner Gattin sorgenvolle Stirn glättend, „wenn das Kind in dieser Welt leben soll, so wird Gott ihm seinen Weg zeigen, und wenn es für dieselbe nicht taugt, so wird er wieder thun, wie es am besten ist. Das ist eben das Vorrecht christlicher Eltern, daß sie ihre Kinder getrost in Gottes Vaterarme legen dürfen, weil sie wissen, daß sie dort am besten geborgen sind."

Digitized by Google

Ein Jahr war vergangen seit diesem Zwiegespräch; es war gegen elf Uhr Nachts, Frau Kleindorf war kaum eingeschlafen, als sie durch ein leises Wimmern aus ihrem leichten Schlummer geweckt wurde. Sie richtete sich schnell empor und horchte gegen das Bettchen ihres Karolinchens, woher das Stöhnen zu kommen schien; dann zündete sie ein Licht an. Sie sah die Kleine aufrecht sitzen und mühsam nach Athem ringen.

„Was fehlt dir, mein Kind?" fragte sie besorgt.

„Ich habe einen Strohhalm im Hals und kann nicht schlucken," entgegnete die Kleine mit halberstickter Stimme.

Sogleich war die Mutter auf den Beinen; der Arzt wurde geholt, und der Ausspruch desselben: „Es ist die Halsbräune," drang wie ein Schwert durch der armen Eltern Herz.

„Ist Hoffnung auf Genesung da?" forschte Herr Kleindorf mit stockendem Athem.

„Wenig," lautete die lakonische Antwort des Arztes, und nachdem er dem Kinde eine Arznei verschrieben, ging er weiter.

Die Nacht war lang und bang, der darauffolgende Tag wollte kein Ende nehmen. Unverdrossen pflegte die Mutter das geliebte Kind bei Tag und Nacht, unverdrossen auch war ihr Gebet um Kraft und Ergebung in den Willen des Herrn. Als die dritte Nacht kam, war das blauäugige Lockenköpfchen ein seliger Engel. Die betrübten Eltern knieten am Todtenbettlein nieder und weinten den Schmerz aus ihrer Brust. Sie hatten nicht mit Gott gerungen um das Leben ihres Kindes, um Eines nur hatten sie gebeten, daß sie sich beugen möchten unter Gottes Willen ohne Murren. Nun war dieser Gotteswille an ihnen geschehen, und sie konnten mit ergebenem Herzen sprechen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet.

Die Mutter flocht einen Kranz von Epheu und weißen Rosen und schmückte damit das bleiche Haupt ihres schlafenden Töchterleins, dann steckte sie eine halberblühte Lilie in seine Hand und küßte es zum letzten mal. Sie rang nicht verzweifelnd die Hände, als die Erde dumpf und dröhnend auf das kalte Schlafkämmerlein ihres Kindes herniederfiel, nein, still und ergeben sah sie das Särglein am Fuße der Trauerweide verschwinden und ging schweigend zurück in ihr Haus. Was aber ihr Mutterherz empfand, als es so plötzlich von seinem Liebling scheiden mußte, das wußte nur Gott allein.

Digitized by Google

## II.

Wer sich läßt dünken, er stehe, mag wohl zusehn, daß er nicht falle.
1 Korinther 10, 12.

Frau Peterling hatte unterdessen eine andere Noth, welche sie beinahe außer Fassung brachte. Ihr Söhnlein, der Gustav, hatte mit Feuer gespielt und sich die Hand verbrannt, und quälte, diesen Umstand benützend, seine Mutter Tag und Nacht. Bald war der Verband zu fest, bald war er zu locker, jetzt wollte er spazieren gehn und sogleich wieder zu Hause bleiben, bald wollte er spielen und eben so bald wieder getragen sein, kurz, er wollte alles haben und war mit nichts zufrieden.

„Was einem doch die Kinder das Leben so sauer machen," klagte die geplagte Mutter, indem sie ihrer Schwägerin, einer gutherzigen, klugen Jungfrau, den ungezogenen Jungen zuschob. „Man könnte so glücklich sein, wenn sie nicht so unartig und anspruchsvoll wären, aber so kann man keinen ruhigen Augenblick vor den Quälgeistern haben."

„Es ist eben wie man sie gewöhnt," erwiderte Tante Julchen, dem Kleinen den Verband zurechtlegend, „wenn sich die Eltern zu Sklaven ihrer Kinder machen, so werden dieselben bald über sie herrschen."

Digitized by Google

„Du verstehst freilich nichts von solchen Dingen," entgegnete Frau Peterling gereizt, „du meinst, man solle nur immer poltern und lärmen mit den Kindern, um sie zum Gehorsam zu bringen; wenn du aber vierzehn Tage lang, ich sage bloß vierzehn Tage, dich herumplagen müßtest mit aufgeweckten, lebhaften Kindern wie die meinigen sind, du würdest anders reden und in vielen Stücken nachgeben, nur um des lieben Friedens willen."

„Frau Kleindorf hat auch Kinder," sagte die Tante, „aber die gehn aufs Wort und werden sich nie erlauben, ihrer Mutter ungezogene Antworten zu geben oder gar mit den Füßen nach ihr zu treten."

„Du kommst mir nur immer mit Kleindorfs; du bedenkst nie, daß zwischen uns und solchen Leuten kein Vergleich zu machen ist. Wie kannst du mir nur auch immer die Frau dieses Buchhalters als Muster von Arbeitsamkeit und Sparsamkeit vor Augen stellen. Du weißt ja, daß sie kein Vermögen haben, und daß ihre Kinder auch kein Brot haben, wenn sie es nicht vorerst verdienen."

„Ob sie Vermögen haben oder nicht, thut hier nichts zur Sache; ich weiß bloß, daß Frau Kleindorf ihre Kinder also erzieht, daß sie einst nützliche Menschen werden können. Sie hat selber eine vorzügliche Erziehung genossen, ist von sehr guter Familie, und deshalb in den Augen verständiger Menschen doppelt schätzenswerth, weil sie sich in ihre bescheidene Lage zu finden weiß, ohne darüber zu klagen oder unglücklich zu sein."

„Da kann man schon zufrieden sein, wenn man einen Mann hat wie sie; der trägt sie ja auf den Händen und thut ihr Alles, was ihr Herz begehrt."

„Und sie thut ihm Alles zu lieb und hält auch ihre Kinder in Zucht und Ordnung ihm zu lieb, damit er keinen Verdruß habe, wenn er Abends, müde von der Arbeit, nach Hause kommt."

Frau Peterling antwortete nichts weiter, sondern ging verdrossen auf ihr Zimmer, vielleicht um über das Gesagte nachzudenken.

Wenige Tage nach diesem Zwiegespräch trat Tante Julchen zu ihrer Schwägerin und sprach: „Liebe Emilie, ich möchte zu Kleindorfs gehn, um ihnen mein Beileid zu beweisen; sie sind so bekümmert seit dem Tod ihres Töchterleins."

Digitized by Google

„Das darfst du unter keiner Bedingung," entgegnete Frau Peterling erschrocken, „du könntest ja meinen Kindern die Krankheit ins Haus bringen, und dies wäre schrecklich. Ja, dies wäre schrecklich!" wiederholte sie zusammenschauernd, „ich könnte mich nie darein finden, wenn mir eines meiner Kinder stürbe."

„Die Halsbräune trägt sich nicht auf ältere Personen über," sagte die Tante ruhig, „und ich möchte ums Leben gern der betrübten Mutter ein Trostwort sagen."

„Wenn du meine Kinder ins Grab bringen willst, so magst du hingehen, auf dich fällt dann alle Verantwortung."

„Ereifere dich nicht allzusehr, arme Emilie; ich will dein Mutterherz nicht in unnöthige Sorgen bringen, ich bleibe weg von dem Trauerhaus, damit du Frieden habest."

Als einige Wochen vorüber waren und Frau Peterling keine Ansteckung mehr zu befürchten hatte, entschloß sie sich der leidtragenden Mutter den schicklichen Condolenzbesuch zu machen, und bereitete sich dazu recht würdiglich vor. Ein schwarzes Kleid mit kostbarem Spitzenbesatz umgab ihre schlanke Gestalt; der Hut mit dem üppigen Federbusch saß stolz auf dem künstlich aufgethürmten Haar, und ein elfenbeinerner Fächer mit silbernem Kettchen guckte kühnlich hinter der reichen Mantille hervor, die ihr lose über den Schultern hing. Zur Vorsorge hatte sie das feine Taschentuch mit wohlriechendem Wasser getränkt, man konnte ja nicht wissen .... bei solchen Leuten .... wie man desselben benöthigt wäre.

So, ihrem Stande gemäß geschmückt und würdiglich ausstaffirt, wandelte die Glückliche Frau Kleindorfs bescheidener Wohnung entgegen und überlegte im Gehen, wie sie die geprüfte Mutter trösten wolle. „Sie wird sich geehrt fühlen, wenn ich komme," sagte sie zu sich selber, „diese Leute sind immer stolz darauf, wenn Hochgestellte ihr Haus betreten. Aber ich will sie nicht mit Geringschätzung behandeln, weil sie traurig ist."

Unter diesen herablassenden Gedanken erreichte sie das Trauerhaus und zog an der Klingel. Die einzige Dienerin des Hauses, ein fünfzehnjähriges Mädchen, öffnete die Thür und führte die Besucherin in den Garten, wo die Hausfrau unter ihren Kindern saß und Wäsche flickte.

„Guten Tag, meine Beste," sagte die Besucherin und reichte Frau Kleindorf ihre Fingerspitzen. „Ich wollte schon längst zu

Digitized by Google

Ihnen kommen und Ihnen ein Trostwort sagen, aber Sie wissen auch wie es geht, man hat so viel zu denken und zu sorgen, daß man oft nicht zu sich selber kommt vor lauter Unruhe. Da war auch mein Söhnchen, mein Gustav, mein eigentliches Herzblatt, der hatte die Hand verbrannt, und wollte von mir allein gepflegt sein; obgleich ich Leute genug in Dienst habe, die es hätten thun können. Und was das Schrecklichste ist, ja es ist mir wirklich peinlich daran zu denken, es ist ihm eine Narbe geblieben gerade mitten auf dem schönen feinen Händchen. Ach, die Kinder! was machen die einem so viel Last und Pein. Aber," fuhr sie fort, sich plötzlich erinnernd, weshalb sie eigentlich gekommen sei, „wie ertragen Sie denn eigentlich Ihren Verlust, meine Liebe, das heißt, wie können Sie es denn aushalten ohne Ihr kleines Lockenköpfchen, das immer um Sie herum war wie Ihr eigener Schatten. Ich könnte mich in diese Trennung nicht schicken, nein, ich könnte es wirklich nicht. Wenn mir eines meiner Kinder wegstürbe, so würde mir das Herz entzwei brechen.

„Man kann viel leiden, bevor einem das Herz bricht," entgegnete Frau Kleindorf in sanftem Ton, „aber geduldig sein in Trübsal macht einem die Last leicht, und dies vermag man, wenn man Gott zum Beistand hat."

„Sie haben freilich hierüber andere Ansichten als ich," erwiderte Frau Peterling den Kopf emporhaltend: „es kommt eben viel darauf an, ob man warm fühlt oder nicht; zum Verwundern war es ja, wie ruhig Sie an dem Grabe Ihres Kindes gestanden, ohne eine Thräne, ohne einen Schmerzenslaut. Mein Herz ist so weich und fühlt so tief, daß es gleich von dem geringsten Schmerze erschüttert wird."

Frau Kleindorf fand es unnöthig ihrer vornehmen Trösterin auseinanderzusetzen, wie tief ihr Schmerz war beim Scheiden ihres geliebten Kindes; sie begnügte sich damit ihre Thränen zurückzudrängen, indem sie den kleinen August aus dem Korbwagen nahm und auf ihren Schoß setzte.

„Sie haben wohl viel Mühe und Noth mit Ihren Kleinen," sagte Frau Peterling nach einer Pause, während welcher sie dem Augustchen ihre kostbare mit feinen Perlen besetzte Uhr ans Ohr hielt. „Und bloß ein Dienstmädchen für all die viele Arbeit? — Schicken Sie mir morgen für den Nachmittag Ihren Philipp und das kleine Hannchen, damit Sie ein bischen Ruhe um sich her bekommen; Hannchen ist so alt wie meine

Maria, das ist ganz nett, und wir haben auch Platz genug im Haus.“ Dabei schaute sie mitleidig auf das kleine freundliche Häuschen ihr gegenüber, das der Familie Kleindorf zur Wohnung diente, und empfahl sich allergnädigst.

Herr Peterling war als erster Angestellter, zugleich mit Herrn Kleindorf, in einem sehr bedeutenden Handelshaus beschäftigt und stand bei seinen Vorgesetzten, für welche er allezeit ein verbindliches Wort hatte, in hohem Ansehn. Sie unternahmen nichts in ihrem Geschäfte, ohne ihn vorerst zu Rathe zu ziehen, und hielten ihn für einen sehr frommen und rechtschaffenen Mann. Die aber, welche ihn genauer kannten, besonders seine Untergebenen, denen er sich in seiner wahren Gestalt vor Augen stellte, urtheilten anders über ihn, und wußten aus vielseitiger Erfahrung, daß er ein stolzer, eigennütziger Mensch war, der nichts Höheres kannte und liebte als sich selber, und dessen höchste Freude es war seinen Reichthum zu vergrößern und seine Ehrsucht zu befriedigen, selbst dann, wenn die Stellung seiner Untergebenen dadurch beeinträchtigt wurde.

Sein Einfluß auf seine Gattin war kein wohlthuender gewesen, und sie wurde ihm je mehr und mehr gleichgesinnt. Tante Julchen, des Hauses guter Genius, gewahrte dies mit Kummer und kämpfte nach besten Kräften gegen den Geist des Hochmuths, welcher drohte sich im Hause ihrer Geschwister festzusetzen, jedoch mit wenig Erfolg. Nur Maria, das sechsjährige Töchterlein, war edlerer Natur; sie ließ sich willig von der liebevollen verständigen Tante zum Guten leiten und hatte ein warmes Herz für Alle, ob reich oder arm.

Am Abend, als Herr Peterling mit seiner Familie zu Tische saß, sagte seine Gattin mit unsicherer Stimme: „Lieber Mann, ich habe Kleindorfs Kinder für morgen zu uns geladen, damit sie mit unsern Kleinen spielen.“

„Da hast du sehr unrecht gehabt,“ antwortete der stolze Gemahl mit finsterem Blicke, „du weißt, daß der Standesunterschied zwischen uns und Kleindorfs zu groß ist, als daß ein Freundschaftsverhältniß bestehen könnte.“

„Die Frau dauert mich,“ entgegnete Frau Peterling mit einer Anwandlung von Gutherzigkeit, „sie muß sich so abplagen mit Flicken und Nähen, und es wird ihr gut thun, wenn sie einmal ihre Kinder einen Nachmittag los hat. Hannchen ist artig und . . . .“

„Hannchen ist und bleibt das Kind eines Untergebenen, der um sein tägliches Brot arbeiten muß,“ unterbrach der

Digitized by Google

vornehme Herr Gemahl, „doch es sei darum, die Kinder mögen kommen, aber später heißt's abgebrochen, ein jedes bleibe bei seines gleichen.“

Während dieses erbaulichen Zwiegesprächs, das die würdigen Eltern gänzlich in Anspruch genommen hatte, war der kleine Gustav nicht unthätig gewesen, sondern hatte beide Hände in die Fleischschüssel gesteckt und sich das Beste von dem Braten herausgenommen.

„Gustavchen, was machst du?“ rief die Mutter lachend, als sie die Unthat wahrnahm. Sie klingelte der Zofe.

„Wasch dem kleinen Schelmen die Pfötchen,“ rief sie der Eintretenden entgegen.

Das Söhnlein schrie aber laut auf, schlug mit den beschmutzten „Pfötchen“ nach der Mutter seidenem Kleid, das sie für den Condolenzbesuch angelegt hatte, und besudelte es durch und durch.

Das Töchterlein war unterdessen auch nicht müßig gewesen, sondern hatte mit dem scharfen Tischmesser Zeichenübungen auf dem feinen Damasttuch gemacht und es schmählich zerschnitten.

„Maria, was machst du?“ rief die Mutter wieder, aber in verändertem Ton. Der Verlust des schönen Tischtuchs ging ihr zu Herzen. „Du sollst zur Strafe keinen Kuchen haben,“ sagte sie verdrießlich und legte dabei ein großes Stück Obstkuchen auf des schreienden Gustav vorgeschobenen Teller, welcher diesen auch ohne ein Wort des Dankes alsobald verzehrte.

Nun war die Reihe an Maria zu schreien und sich unordentlich zu geberden, bis endlich die Mutter auch ihr, „um des lieben Friedens willen“, ein Stück Kuchen verabfolgen ließ.

Herr Peterling ließ seine Frau stillschweigend gewähren, Tante Julchen aber sah bekümmert drein; sie dachte an die Zukunft dieser Kinder, die ihr lieb waren, und die unter einer solchen Zucht unmöglich gedeihen konnten, und als ihr Bruder nochmals mit Geringschätzung von der Familie Kleindorf zu reden begann, sagte sie freimüthig: „Mir dünkt, daß die wahre Größe wohlgebildeter Eltern nicht darin besteht, vornehm auf niedriger Gestellte herabzublicken und sie mit Geringschätzung zu behandeln, sondern die ihnen von Gott anvertrauten Kinder anständig zu erziehen, das heißt sie vor allem an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen, damit sie einst tüchtige Menschen werden.“

„Alte Jungfern sollten zu solchen Dingen schweigen,“ unterbrach sie der Hausherr gereizt und ging sofort auf sein Zimmer.

Digitized by Google

## III.

Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen.
1 Timotheus 6, 6.

Herr Kleindorf war an demselben Abend müde von seiner Arbeit nach Hause gekommen. Er war ein zuverlässiger und sehr gewissenhafter Mann, der seine Pflichten aufs genaueste zu erfüllen suchte. Von Natur heiter und wohlgemuth, war er jedoch Fremden gegenüber stille und zurückhaltend und hätte sich lieber alles gefallen lassen, als kriechend oder schmeichelnd seinen Vorgesetzten zu Füßen zu liegen, um dadurch ihr Wohlwollen zu gewinnen. Daher kam es, daß sie ihn, trotz der Achtung, die sie vor ihm haben mußten, mit unfreundlichen Blicken ansahen und ihm diejenigen seiner Collegen vorzogen, die zwar weniger tüchtig und gewissenhaft waren, aber desto mehr zu rühmen wußten, was sie alles in ihrer Herren Dienst leisteten und thaten.

„Guten Abend, Mütterchen!“ rief Herr Kleindorf, als er ins Zimmer trat, wo seine Frau beschäftigt war Strümpfe auszubessern. „Und ihr, meine Mäuschen,“ fuhr er zu den Kindern fort, „habt ihr auch heute der Mama keine Noth gemacht und seid hübsch artig gewesen?“

Digitized by Google

„Du darfst ihnen den Kuß geben," antwortete die Mutter an der Kinder statt, indem sie vergnügt auf sie hinblickte, „sie haben mir keinen Verdruß gemacht."

„So freut mich's," erwiderte Herr Kleindorf und küßte die Kinder auf die frischen Wangen.

Und nun ging das Leben an im kleinen Haus. August durfte ein Viertelstündchen auf des Vaters Schulter im Zimmer umherreiten, und die älteren Geschwister liefen laut lachend hinter ihm drein und suchten ihn zu haschen. Aber Schlag acht Uhr wurde das junge Völklein zu Bette gebracht, so stand es in der Kleindorf'schen Hauschronik geschrieben; die Kinder kannten sie genau und fügten sich ohne Murren.

Als Frau Kleindorf mit ihrem Manne allein war, sagte sie: „Ich habe für morgen bei Frau Peterling eine Einladung für unsere zwei ältesten angenommen, mit welcher du vielleicht nicht zufrieden bist," und sie berichtete von dem Besuch der Dame.

„Es wäre mir in der That lieber gewesen, sie wäre nicht gemacht worden," antwortete Herr Kleindorf, „Herr Peterling ist stolz und wird sauer dazu sehn, wenn unsere Kleinen in sein vornehmes Haus kommen; nun du aber zugesagt hast, ist nichts mehr an der Sache zu ändern."

Philipp und Hannchen konnten kaum den Augenblick erwarten, der sie zu Frau Peterlings Kindern bringen sollte, und als die Glocke drei vom Thurm rief, standen sie auch schon vor der großen wohlverschlossenen Thür und berathschlagten, wie sie es angreifen sollten, um ins Haus zu gelangen.

„Du mußt an der Klingel ziehen," sagte Philipp zum Schwesterchen.

„Nein, du mußt an die Thüre klopfen, dann hören sie's drinnen," entgegnete Hannchen.

„Ich fürcht' mich vor dem bösen Johann, der schlägt mich," sagte Philipp wieder.

„Er schlägt nur die Pferde und die Betteljungen," tröstete Hannchen.

„Denkst du, daß der Johann schlecht ist?" wollte Philipp eben fragen, als es plötzlich, wie mit Donnerstimme, hinter einem Fensterladen hervorrief: „Was steht Ihr da und haltet Schildwache? Meint Ihr vielleicht man brauche bloß zu sagen: „Sesam, thu dich auf", wie dort im Märchen vom Alibaba, um sofort in dies Haus zu gelangen? Zieht an der Klingel, aber sachte, das sag' ich Euch, sonst zieh' ich Euch die Ohren."

Diese liebreiche Stimme gehörte niemand anders als dem belesenen und vielgefürchteten Johann, der sich gerade in seines Herrn Zimmer befand, um dessen Kleider zu ordnen. Er verband mit dem Amte des Kutschers zugleich auch das des Kammerdieners und vollzog beide wichtige Geschäfte zu seines strengen Gebieters völliger Zufriedenheit.

Als die Kinder mit klopfendem Herzen in das fremde Haus getreten waren, führte sie die Zofe in ein geräumiges Zimmer, wo Puppe und Schaukelpferd, Zuckerwerk und Kochgeschirrchen, Lesebücher und Bilderbogen, alles bunt durcheinander am Boden lag.

Maria trat den Ankömmlingen freundlich entgegen, Gustav aber stellte sich kampfbereit dem fremden Knaben gegenüber und sagte, ihn trotzig anblickend: „Du sollst nicht mit meinem Wagen spielen, und wenn du meine Soldaten anrührst, so ruf ich den Johann, dann schlägt er dich.“

Beim Anhören dieses gefürchteten Namens fiel es wie ein Stein auf des armen Philipp Herz. Er drückte sich ganz nahe an sein Schwesterlein, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Glücklicherweise trat eben Tante Julchen ins Zimmer und sagte dem unartigen Gustav ein paar Worte ins Ohr. Sogleich wurde er freundlich gegen Philipp und forderte ihn sogar auf, sein Schaukelpferd zu besteigen, um darauf zu reiten. Jetzt kam das Spiel in Gang, und die Kinder waren zufrieden.

„Tante Julchen hat mir befohlen artig mit dir zu sein,“ sagte Gustav nach einer Weile zu Hannchen, „aber ich sehe es nicht gern, wenn du mein Lämmchen so fest an dich drückst, deine Kleider sind nicht schön, und du wirst mein Lämmchen beschmutzen.“

Hannchen, das in seinem reinlichen Kattunkleid zwar nicht elegant, aber ganz nett und frisch aussah, gab erröthend das Spielzeug zurück und nahm seine Zuflucht zu einem Bilderbuch, das zerfetzt und besudelt am Boden lag.

„Ich möchte heim,“ sagte Philipp zu seinem Schwesterlein, als Tante Julchen das Kinderzimmer verlassen und Gustav all seine üble Laune über das Schaukelpferd und den darauf reitenden Philipp ausgegossen hatte.

„Ich auch,“ antwortete Hannchen, und zwei große Thränen rollten ihr über die Wangen.

„Komm her, Hannchen,“ rief Maria gutmüthig, „du darfst

Digitized by Google

mit meiner Puppe ſpielen, und dem Philipp geb ich meinen Puppenwagen.“

Aber die fremden ſchüchternen Kleinen wären am liebſten zur Mutter ins trauliche Stübchen gegangen, wo ſie trotz ihres einfachen Spielzeugs ſo glücklich waren, und als gegen Abend das Dienſtmädchen kam, um ſie nach Hauſe zu holen, klopfte ihr Herz noch fröhlicher, als da ſie gekommen waren.

Tante Julchen hatte die Kleindorf'ſchen Kinder von einem anſtoßenden Zimmer aus im ſtillen beobachtet und ſich gefreut über ihr herzliches Zuſammenhalten und ihr beſcheidenes Weſen; ſie konnte nur wünſchen, daß die Kinder ihres Bruders eben ſo wohlerzogen und angenehm wären, und ſagte es ihm.

„Du hältſt es nur immer mit den Niedrigen,“ antwortete Herr Peterling, „und wirſt nie im Stande ſein einen Unterſchied zu machen zwiſchen vornehm und gering; du würdeſt dich wohl noch glücklich ſchätzen, wenn ein armer Buchhalter um deine fleißige Hand bei mir werben wollte.“

Tante Julchen antwortete nichts, ſie erröthete nur und zog die Nadel auf dem Stickrahmen noch emſiger aus und ein als zuvor. Ihr Bruder hatte einen wunden Fleck berührt, der trotz der Jahre noch nicht völlig in ihrem tieffühlenden Herzen geheilt war.

## IV.

Was der Mensch säet, das wird er ernten.
Galater 6, 7.

Auf dem Gemeindeanger beim Eingang eines ansehnlichen Marktfleckens befand sich ein Trüpplein Menschen von eigenthümlichem Aussehen. Ihr Anblick würde Mitleid erregt haben, wenn sie nicht so keck in die Welt geschaut hätten, so, als wäre die ganze Erde ihr Eigenthum. Es war eine Zigeunerfamilie, die hatte ihr Lager unter einem mächtigen Nußbaum aufgeschlagen und sich behaglich unter dessen breitem Schatten ausgestreckt. Ein alter magerer Gaul zupfte begierig an den halbverdorrten Grashalmen, die spärlich an der staubigen Landstraße wucherten, und wenige Schritte weiter stand das Haus der Familie, ein zweirädriger Karren, unter dessen grauem Leinwanddach der wachehaltende Türk Posto gefaßt hatte.

Das Haupt der Gesellschaft, ein langer hagerer Mensch mit schwarzem struppigen Haar, lehnte nachlässig mit dem Rücken an dem Baumstamm und spielte auf seiner alten Fiedel höchst anmuthige Weisen; sein ältester Sohn, ein zwölfjähriger Junge, begleitete die Musik des Vaters mit Flötenspiel. Neben dem lustigen Feuer, das inmitten des Lagers brannte, hockte die runzlige, schmutziggelbe Großmutter am Boden und rauchte aus einer langen irdenen Pfeife; sie blies den Rauch mit unverkennbarem Wohlbehagen in die Luft und murmelte dabei unverständliche Worte.



Digitized by Google

Unterdessen hatte Nanni, die Zigeunermutter, ihren rußigen Kessel über das Feuer gestellt und ihn bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt; dann hub sie an Kartoffeln zu schälen und zog darauf aus einem weiten Zwilchsack etliche Zwiebeln und Gelbrüben, auch Bohnen, nebst einigen Stücklein Speck, die sie mit den verschiedenen Gemüsen in den dampfenden Kessel warf. Der Zwilchsack mußte aber eine wahre Schatzkammer sein, denn sie fuhr nochmals mit der Hand in dessen Tiefe und brachte eine sauber gerupfte Ente aus Tageslicht, die in Gesellschaft zweier unschuldiger Täublein in seinen verschwiegenen Falten geruht und alsobald in dem siedenden Wasser verschwand.

Inzwischen ließ sich ein bedeutungsvolles Pfeifen vernehmen, und der zweite Sohn des würdigen Paares, der zehnjährige Jakobeli, welcher von der Bettelfahrt heimkehrte, schwenkte schon von ferne den durchlöcherten Strohhut zum Gruß. Er mußte wohl von weitem den saftigen Imbiß gerochen haben, denn als er in die Nähe des Lagers kam, wo der Gemüsebrei zischend und prasselnd über dem kostbaren Geflügel zusammenschlug, sprang er behende über einen grünenden Gartenzaun, pflückte mit Windesschnelle einen mächtigen Krautkopf und schleuderte ihn geschickt zu der ihm zunickenden Köchin Füßen nieder.

„Wie viel Geld hast du bekommen, Jakobeli?“ frug die Großmutter, indem sie ihr schmutziges Kopftuch ein wenig in die Höhe schob.

„Das soll Euch wenig kümmern,“ antwortete das Söhnlein, und streckte sich behaglich neben dem Feuer aus.

„Das Geld mußt du der Großmutter schenken, mein Goldjunge,“ hub die Alte wieder an und schaute dem zerlumpten Goldjungen begehrlich an die Tasche. „Meine Pfeife ist leer, der Tabaksbeutel reibt sich hungrig die Seiten, und die Großmutter muß Rauch unter der Nase haben.“

Der Jakobeli schlug ein Schnippchen, lachte dann schelmisch in sich hinein und überließ sich dem Schweigen.

„Komm her, Jakobeli, mein Zuckerkind, und bring mir das Geld,“ bat jetzt die Alte in schmeichelndem Ton.

„Das Geld soll Euch nicht schwer in der Hand liegen,“ entgegnete der zartsinnige Jüngling, „ich hab's bekommen und ich behalt's.“

„Was willst denn du lumpiger Junge mit dem Gelde

Digitized by Google

anfangen," kreischte jetzt die Alte, „da, gib mir's her, ich muß es haben."

„Ich hab's bekommen und ich behalt's," wiederholte spottend der wohlgezogene Enkel und hub an vor der Großmutter herumzutanzen auf seinem rechten Bein, indem er das linke geschickt in die Höhe zog. Jetzt wurde die Alte zornig und machte vergebliche Versuche den Wildfang zu erhaschen, der nun flink wie ein Eichhorn auf seinen beiden Füßen im Kreise herumlief und ein Liedchen pfiff.

Dieweil der schlaue Jakobeli auf Unkosten der Großmutter seine Kurzweil trieb, hatte Franzl, sein älterer Bruder, mit dem Zigeunervater ein musikalisches Examen zu bestehen, welches ihm kein geringes Kopfbrechen verursachte. „Wenn du morgen dein Sach nicht besser machst," sagte der väterliche Lehrmeister zum flötenspielenden Franzl, „so setz ich dich bei Wasser und Brot zum Türk in den Karren."

Franzl zuckte jählings zusammen, sagte aber kein Wort.

„Eins! zwei! drei!" hub der strenge Lehrmeister wieder an, „gib wohl acht auf den Ton und gerath mir nicht wieder aus dem Takt. So, jetzt noch einmal, dann wird's gehn, und wir bringen morgen auf dem Jahrmarkt ein hübsches Sümmchen zusammen. He da, du Müßiggänger!" rief jetzt der Heiner — so hieß der Zigeunervater — seinem jüngeren Sprößling zu; „komm her und probir mal deine Beine."

Der Jakobeli, welcher schon wußte, was für eine Rolle er auf dem Jahrmarkt zu spielen hatte, war flink bei der Hand; er stellte die rechte Hand und den rechten Fuß auf den Boden, hob die linke Hand und das linke Bein in die Höhe, und fing an ein Rad zu schlagen, so geschickt und behende, daß selbst die zürnende Großmutter ihre Freude daran hatte.

„Das hast du gut gemacht, mein Junge," lobte der Heiner, darauf streckte er sich behaglich beim Feuer aus und verzehrte mit der übrigen Sippschaft den köstlichen Inhalt des rußigen Kessels.

Dieweil die Zigeunerfamilie, deren Bekanntschaft wir soeben gemacht haben, sich würdiglich auf den Jahrmarkt vorbereitete, der in dem naheliegenden Marktflecken stattfinden sollte, ging es in dem Hause der vornehmen Familie Peterling nicht minder lebendig zu. Gustav, das verwöhnte Muttersöhnchen, wollte auch mit der Bärwel auf den Jahrmarkt gehn und

Digitized by Google

ließ sich weder durch Bitten noch durch Versprechungen von seinen Wünschen abbringen. Er stampfte mit den Füßen, schlug mit den Fäusten gegen alles, was ihm in den Weg zu treten wagte, und schrie so laut, daß man es auf der Straße hörte. „Und wenn du mich nicht mit lassen willst," sagte er zu seiner Mutter, indem er ihr mit dem Finger drohte, „so schlag ich deinen Kanarienvogel todt, daß er dir nicht mehr singen kann."

„Was soll ich thun?" sagte die erschreckte Mutter zu Tante Julchen, die bekümmert und stillschweigend dieser Scene beiwohnte, „er läßt mir keine Ruhe, ich muß ihn wohl mitlassen."

„Du darfst ihm nicht nachgeben," antwortete die Tante, „du mußt festen Willen zeigen, sonst wächst er dir über den Kopf."

„Ich will aber mit," schrie Gustav aufs neue und legte sich auf den Boden, und schlug um sich mit beiden Füßen.

„Steh auf, Gustavchen," rief jetzt die schwache Mutter in schmeichelndem Ton, „du darfst mit auf den Jahrmarkt, und wenn du brav bist, bekommst du einen Honigkuchen."

Die arme Mutter! sie ahnte nicht, wie großes Leid sie ihrem Kinde und sich selber durch ihre Nachgiebigkeit bereiten würde.

Des andern Morgens, als kaum der Tag graute, war Gustav schon wach und auf den Beinen. Bärwel putzte ihn aufs schönste heraus; das weiße Hütchen mit der kostbaren Straußfeder saß allerliebst auf den langen blonden Locken, und das blaue Tuchjäckchen, das sich um seine zarten Glieder schmiegte, wurde gehoben durch ein dickes goldenes Kettchen, das er am Halse trug. Vergnügt hüpfte er neben der Bärwel her, die ihn mit der rechten Hand festhielt, dieweil die linke einen großen Korb trug, worin sie ihre Einkäufe unterbringen wollte.

„Du mußt mir auch einen Honigkuchen kaufen," sagte der Kleine zu seiner Begleiterin, „und sollst mir die hölzernen Pferdchen zeigen, auf welchen die Kinder spazieren reiten."

Bärwel versprach alles und freute sich selber ganz kindlich auf die Herrlichkeiten, die auf dem Jahrmarkt zu sehen waren. Als sie eine Weile mit ihrem Schutzbefohlenen den Marktplatz auf- und abgelaufen war, um ihre Einkäufe zu besorgen, erblickte sie eine Freundin aus ihrem Heimathsdorf;

die Freude darüber war so groß, daß sie nicht gewahr wurde, wie Gustav ihre Hand losließ, um einer Zuckerbude zuzupilgern, die mit ihren verschiedenen Leckerbissen gar verlockend zu ihm herüberblickte. Bewundernd staunte er die süßen Herrlichkeiten an, dieweil die Bärwel neben der Freundin stand und begierig zuhörte, was sie ihr aus der Heimath zu berichten wußte.

Unweit der Bude, vor welcher Gustav Posto gefaßt hatte, stand ein altes Zigeunerweib, das in seinem zerlumpten Gewande gar wunderlich abstach gegen die geputzten Frauen und Mädchen, die sich geschäftig hin- und herbewegten auf dem bevölkerten Marktplatz. Sie hatte einen breiten leinenen Sack über den Rücken gebunden, welcher dazu bestimmt war, alles aufzunehmen, was recht- oder unrechtmäßig in ihren Besitz gerieth. Ihr graues Haar stak unter einem gelben Tuch, das bis über die Stirne herunter um ihren Kopf gebunden war, und dünne durchlöcherte Zeugschuhe bedeckten dürftig ihre nackten Füße. Mit gierigen Blicken betrachtete sie den reichgekleideten Knaben, ja ihre Augen funkelten unheimlich, als sie das goldene Kettchen erblickte, das an des Kindes Halse ihr entgegenschimmerte.

Als Gustav sich satt geschaut hatte an der Zuckerbude, wanderte er weiter einem Puppenspiele zu, das in einem entfernteren Theile des Marktplatzes aufgerichtet stand und unter dem lauten Beifallklatschen der gaffenden Menge abgehalten wurde. Die Zigeunerin folgte dem Knaben von ferne, sie erspähte ungeduldig eine günstige Gelegenheit, um ihn unbemerkt auf die Seite zu bringen.

„Komm mit mir, mein Zuckerkind," flüsterte sie jetzt dem Kleinen zu, als der ersehnte Augenblick gekommen war, „ich will dir ein Pferdchen zeigen, so schön, so niedlich, daß du dich verwundern wirst. Da, nimm diesen Honigkuchen, ich kaufte ihn gerade für dich; so gut hat dir gewiß noch keiner geschmeckt."

Mit diesen Schmeichelreden lockte sie den armen Knaben in einen abgelegenen Winkel ohnweit des Marktplatzes, zog schnell ein Tuch aus der Tasche, steckte es in des Knaben Mund um ihn am Schreien zu hindern, und ließ ihn behende in den weiten Zwilchsack gleiten, der ihr am Rücken hing.

Nachdem die Bärwel nach Herzenslust mit ihrer Landsmännin geplaudert und unter tausend Freundschaftsbezeugungen

Digitized by Google

von ihr Abschied genommen hatte, gewahrte sie mit Schrecken, daß Gustav von ihrer Seite gewichen war. „Er wird nicht weit sein," tröstete sie sich selber, und fing an ihn auf dem Markte zu suchen, aber sie suchte vergebens. Die Menge war dicht und der Marktplatz groß, und die Menschen liefen hin und wieder, ein jedes nach seinen Geschäften. Sie lief wohl zehn Mal den weiten Platz auf und nieder, sie suchte beim Ringelspiel und beim Puppentheater, sie suchte beim Tanzbären und beim Drehorgelmann, aber sie suchte vergebens; der Knabe war nirgends zu finden. Verzweifelnd rang sie die Hände.

Unterdessen hatte das Ziegeunerweib ihren Raub in Sicherheit gebracht, und damit begonnen, dem gestohlenen Kinde die Kette vom Halse zu nehmen und in ihre Tasche zu stecken. Hierauf zog sie ihm die feinen Kleider aus und steckte ihn in eine grobe Zwilchjacke, deren zerrissene Aermel weit über die kleinen Hände fielen. Dann schmierte sie sein weißes Gesichtchen mit einer braunen übelriechenden Salbe, schnitt ihm die blonden Locken ab und entstellte ihn dermaßen, daß selbst seine eigene Mutter ihn nicht wieder erkannt hätte.

„So," sagte sie spottend, als er wohlgeborgen in ihrem zweirädrigen Karren saß, „dich kriegen sie so bald nicht wieder, die Else wird dafür sorgen, daß das junge Herrchen nicht noch einmal mit der Peitsche nach ihrem alten Rücken schlägt."

Als sich die beiden Zigeunerjungen, Franzl und Jakobeli, mit ihrem Vater auf dem Heimweg vom Jahrmarkt befanden, sahen sie überaus vergnügt und glücklich aus. Sie hatten ihre Rollen, der eine als Musikant, der andere als Radschlager meisterhaft ausgeführt, und dafür als Belohnung von ihrem gemeinschaftlichen Lehrmeister ein blankes Thalerstück erhalten.

„Du," sagte der Jakobeli zu seinem älteren Bruder, „ich kauf mir für mein Geld einen Tanzbären, du kaufst dir eine Drehorgel, dann ziehen wir von Ort zu Ort und werden reiche Leute."

„Du Thor!" erwiderte der Franzl und gab seinem Gefährten einen Rippenstoß, „meinst denn, daß ein Thalerstück reicht um eine Drehorgel zu kaufen oder gar noch einen Tanzbären? ich kauf mir eine Pelzmütze mit einem bunten Federstrauß, und wenn die Großmutter „manierlich" ist, so kauf ich ihr eine Pfeife und auch ein Päckchen Rauchtabak."

„Der kauf' ich nichts," entgegnete Jakobeli in entschiedenem Ton, „die hat Geld genug, und ich weiß auch, wo sie ihren

Schatz verborgen hält. Weißt du, das schwarze Seidenband, das sie Tag und Nacht am Halse trägt und das sie — wer's glauben mag — vor Unglück bewahren soll; nun daran hat sie ein Beutelchen festgenäht, und wenn sie sich unbeachtet glaubt, so thut sie es auf und zählt ihre Geldstücke und lächelt dazu. Ich hab' dies erst gestern wieder gesehn, als ich im Schatten unter dem Nußbaum lag und that, als ob ich schliefe."

„Du bist ein schlauer Fuchs!" sagte der Franzl laut auflachend und gab ihm einen derben Schlag auf die Schulter, „du kommst hinter alles, und wenn es noch so gut versteckt ist."

„Ich weiß noch viel, das du nicht weißt," entgegnete Jakobeli stolz um sich blickend, „ich weiß auch, wie's die Großmutter Else angreift, um den Leuten wahr zu sagen; wenn sie Abends durch die Dörfer geht, so lauert sie hinter den geschlossenen Fensterläden, und was sie bei Nacht sieht oder hört, das wahrsagt sie am Morgen."

„Du bist ein schlauer Fuchs!" wiederholte der Franzl; dann warf er seine Mütze hoch in die Luft und fing sie geschickt mit den Zähnen wieder auf.

Der Heiner schritt unterdessen stillschweigend neben seinen hoffnungsvollen Söhnen her; er achtete wenig auf ihre erbauliche Unterhaltung, sondern überzählte in Gedanken, was ihm der heutige Markttag eingetragen hatte an blanken Gold- und Silbermünzen. Als sie dem Lager nahe kamen, sahen sie die Großmutter und die Nanni so geschäftig hin- und herrennen, daß sie ihre Ankunft kaum zu bemerken schienen. Das Zelttuch wurde zusammengerollt und der Kessel vom Boden genommen, die Kleider, welche zum Trocknen auf dem Weißdornstrauche gehangen, wurden halbnaß in den Karren gesteckt und der Gaul aufgeschirrt, kurz es ging alles so flink und rastlos von statten, als stände ein Leben auf dem Spiel.

„Heda, was gibt's?" rief der Heiner, die zwei Weiber verwundert anblickend.

Die Alte deutete stillschweigend auf den Karren, vor welchem der Türk seinen Wachtposten eingenommen hatte, und er sah zu seinem Erstaunen in dessen Hintergrund einen kleinen Knaben, dessen Wangen mit Thränen völlig durchnäßt waren. Es war der unglückliche Gustav.

Digitized by Google

# V.

Die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke.
1 Timotheus 6, 9.

Als die Bärwel an jenem Markttage ohne den Gustav nach Hause kam, war in der Familie Peterling großes Herzeleid. Die Mutter schlug jammernd die Hände zusammen, der Vater schimpfte laut über den Leichtsinn der Magd, und eilig wurde der Johann ausgeschickt, um den verlorenen Knaben zu suchen. Er durchstreifte die Gegend nach allen Seiten, er rief den Kleinen mit Namen, er schrie laut nach ihm durch Wald und Flur, aber leider vergebens, er war nirgends zu finden, der Jammer der Eltern war unbeschreiblich.

Als Frau Kleindorf erfuhr, welch großes Unglück über die Familie Peterling hereingebrochen war, hatte sie tiefes Mitleid mit den Aermsten, umsomehr, da sie wußte, daß sie nicht gewöhnt waren, ihren Trost dort zu suchen, wo er allein zu finden ist. Sie dachte an das, was ihr Frau Peterling gesagt hatte, als ihr Töchterlein von ihr geschieden war, und wie viel schrecklicher es sein mußte, ein Kind auf solch eine geheimnißvolle Weise zu verlieren, als seine Augen im Tode brechen zu sehen. Sie überlegte bei sich selber, ob sie zu ihr gehen solle, nachdem sie ihr früher zu verstehen gegeben, daß sie ihre Gesellschaft nicht wünsche, und kam schließlich zu der Ueberzeugung, daß es ihre Christenpflicht sei, ihr ein Wort des Trostes zu sagen, jetzt, da sie so tief gebeugt war.

Als sie in den Salon trat, fand sie Frau Peterling am Fenster sitzend, den Kopf abwärts gebeugt, mit verweinten Augen. Sie war allein in dem großen, glänzenden Gemach. „Arme, reiche Frau!“ dachte Frau Kleindorf und näherte sich der vornehmen Dame.

„Ich nehme herzlichen Antheil an Ihrem Kummer," sagte sie aufrichtig und reichte der geprüften Mutter die Hand. Frau Peterling blieb sitzen, deutete auf einen gestickten Stuhl, der in ihrer Nähe stand, und lud sie hiemit zum Sitzen ein.

„Warum mußte gerade mir dies Schreckliche geschehn!" sagte Frau Peterling, indem sie verstört um sich blickte, „mit was hab' ich solchen Jammer verdient? Habe ich denn nicht alles gethan für meine Kinder, was eine liebende Mutter thun kann?" Und sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Wir armen Mütter sind gar schwach und kurzsichtig," antwortete die Besucherin, „und thun unsere Pflicht so unvollkommen, daß Gott in seiner Barmherzigkeit uns stündlich nachhelfen muß."

„Ich wüßte nicht, was ich mir vorzuwerfen hätte," erwiderte Frau Peterling auffahrend, „ich habe nichts versäumt, um meinen Kindern das Leben angenehm zu machen, und begreife durchaus nicht, warum gerade mich dies Unglück treffen mußte. Ach!" fuhr sie jammernd fort, „wo wird jetzt mein armer Gustav sein, und wer kann mich trösten in meinem unsäglichen Leid."

„Sie müssen aufwärts schauen," sagte die Besucherin, „zu dem, der uns aufrichten kann und will."

„Sie wollen sagen, zu Gott?" entgegnete sie gereizt. „Warum hat er nicht besser über mein Kind gewacht, warum hat er es lassen verloren gehn?"

„Haben Sie ihn gebeten, Ihres Kindes Hüter zu sein?" frug Frau Kleindorf schüchtern, indem sie Frau Peterlings Hand in die ihre nahm. Diese erröthete und schwieg. Endlich sagte sie leise: „Daran habe ich nicht gedacht."

Frau Kleindorf versuchte nun, sie mit Gottes Wort zu trösten und aufzurichten, aber sie antwortete immer nur dies eine: „Warum mußte auch mir so etwas widerfahren, warum mußte gerade mein Kind verloren gehn?"

Entmuthigt und sehr betrübt kehrte Frau Kleindorf in ihre Wohnung zurück, jedoch mit dem festen Entschluß, einen weiteren Versuch zu machen, ob sie nicht dennoch heilsam auf dies doppelt beklagenswerthe Mutterherz einwirken könne.

Herr Peterling war seit dem Verschwinden des kleinen Gustav in einer unerträglichen Laune. Er klagte bald seine Frau an, bald die Bärwel, Schuld zu haben an dem Unglück,

Digitized by Google

das ihn betroffen, und selbst die gutherzige Tante Julchen blieb nicht unberührt von dem Gewittersturm, der das ganze Haus durchtobte. Auch seine Untergebenen mußten mehr oder weniger unter dem Schlage leiden, besonders Herr Kleindorf, dessen stilles Familienglück ihm schon lange ein Dorn im Auge war; er suchte den schüchternen, bescheidenen Mann zu quälen, wo er konnte, und versäumte keine Gelegenheit, ihn bei den Fabrikbesitzern zu verkleinern und anzuschwärzen.

Eines Tages nun geschah es, daß Frau Kleindorf gefährlich krank wurde und mehrere Monate das Bett hüten mußte. Die Kosten dieser langen Krankheit überstiegen natürlich Herrn Kleindorfs bescheidenes Einkommen, und er beschloß nach langem Zögern, bei seinem Fabrikherrn um eine Gehaltserhöhung anzufragen. Dieser hörte ihn liebevoll an, sagte aber doch, er wolle die Angelegenheit mit Herrn Peterling besprechen und ihm später darüber Bescheid geben.

Herr Peterling hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinem Geschäftsherrn zu versichern, daß „Leute wie die Kleindorfs“ nur Ursache hätten, mit ihrer Stellung zufrieden zu sein, da sie ja keine weiteren Ansprüche an das Leben machen sollten, als im Schweiße ihres Angesichts ihr tägliches Brot zu verdienen. Dieser versuchte einige kleine Einwendungen gegen die lieblosen Argumente seines hochweisen Rathgebers, fügte sich aber bald dessen Beschlüssen und war im Grunde froh, die Sache auf die Schultern seines kostbaren Faktotums niederzulegen.

„Mein Gesuch war fruchtlos,“ sprach Herr Kleindorf zu seiner Gattin, als er am Abend nach Hause kam, „ich bin abgewiesen worden.“

„In Gottes Namen,“ antwortete sie, einen Kuß auf seinen Mund drückend; „der Herr, der bis hieher geholfen hat, wird auch weiter helfen.“ Herr Kleindorf aber sprach: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele, oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse.“

. . . . . .

Als die Zigeuner sich in Sicherheit wußten, ließen sie den armen Gustav heraus aus seinem Versteck und erlaubten ihm, sich mit den Zigeunerjungen herumzutummeln; er wollte aber nichts wissen von seinen neuen Bekannten, sondern stampfte mit den Füßen auf den Boden, schlug um sich mit beiden Fäusten und schrie so laut, daß es der Else fast bange wurde um ihre

Sicherheit. „Was habt ihr auch gedacht, Mutter, daß ihr uns iesen Schreihals über den Nacken gebracht habt," sagte der Heiner, ıdem er den Gustav verdrießlich von der Seite anblickte.

„So," sagte die Alte, „meinst du, ich habe vergessen, wie r in seines Vaters Hause der Else mit der Peitsche über den lten Rücken fuhr? Sein stolzer Vater schaute zum Fenster eraus und lachte dazu. Das war damals sein Almosen, und ɛt ist dies mein Dank."

Die Else war ein hinterlistiges, habgieriges Weib, das eine Beleidigung ungeracht ließ. Als sie den Peitschenhieb Gustavs auf ihrem Rücken fühlte, sagte sie zu sich selber: „Wart' Schlingel, dich krieg ich!" und sann von jener Stunde an arüber nach, wie sie ihre Rache an dem Knaben ausüben ollte. Daher kam es, daß sie ihm am Jahrmarkt auflauerte nd ihn in ihre Falle lockte. Die Rache war schrecklich, aber ie war gelungen, und das bösartige Weib freute sich darüber. Sie quälte den armen Knaben, wo sie konnte, gab ihm nur othdürftig zu essen und legte ihm Arbeiten auf, denen das arte, verwöhnte Muttersöhnchen natürlich nicht gewachsen war. Reisig zusammenlesen, Feuer anzünden, Töpfe waschen und Gemüse reinigen, das waren nun Gustavs tägliche Geschäfte, und e rother und schwieliger seine kleinen Hände wurden, desto größer war die Freude der Alten. Gedrückt und in sich gekehrt chlich der unglückliche Kleine umher, und nur wenn die Else bwesend war, das heißt auf der Bettelfahrt oder sonst auf inem einträglichen Spaziergang, athmete er leichter und fing an aufzuleben.

Die Nanni überschüttete ihn zwar auch nicht mit Liebkosungen und ließ ihn willig von Zeit zu Zeit, gleich ihren eigenen Jungen, ihre derben Fäuste fühlen, aber sie war nicht boshaft und schob ihm gerne zuweilen heimlich einen guten Bissen zu, wenn ihr Mutterherz weich wurde beim Anblick des verlassenen Kindes, das oft bitterlich nach seiner Mutter weinte. Im Uebrigen aber kümmerte sie sich wenig um ihn und ließ ihn aufwachsen wie das Unkraut am Wege.

Wenn Gustav seinen guten Tag hatte, das heißt, wenn die Else fort war, brachte er seine Zeit zu mit Müßiggang, indem er theils beim Türk im Schatten unter dem Karren lag, theils den Gänsen und Enten nachjagte, die sich an der Landstraße verirrt hatten und zu ihrem Unglück in seine Nähe geriethen. Da mußte wohl mitunter das eine oder andere der

Digitized by Google

beflügelten Geschöpfe ein Federlein lassen und sich glücklich schätzen, wenn es mit heilem Kopfe und gesunden Beinen nach seiner friedlichen Behausung gelangte.

Ein Jahr war vergangen, seitdem Gustav unter den Zigeunern lebte, und nie bisher hatte er eine Spur von den Seinigen entdeckt oder etwas über sie erfahren. Er hatte sich nach und nach an sein elendes Dasein gewöhnt, ohne mehr darüber zu jammern, und nur wenn die Else zu hart gegen ihn war, brach er in lautes Weinen aus und sann darüber nach, ihrer Knechtschaft zu entfliehen. Aber wohin! das war die große Frage. Klein und unerfahren wie er war, hätte er sich in der ihm völlig unbekannten Gegend niemals zurechtfinden können, und ihm graute vor den Schlägen der Alten, die ihn gewiß wieder, so dachte er, eingefangen und ins Lager zurückgebracht hätte.

Eines Tages jedoch, als er wieder ihren Stock auf seinem Rücken gefühlt hatte, und sofort in den Wald geschickt worden war, um Holz zu sammeln, dachte er ernstlich darüber nach, wie er aus ihrer Gewalt entwischen und in Freiheit gelangen könnte. Das Unglück hatte ihn schlau und klug gemacht, und von Jakobeli hatte er allerlei Künste gelernt, die er sich jetzt zu Nutzen machen wollte.

„Du gehst an den Waldessaum," sagte er zu sich selber, „und kletterst auf einen Baum, dort versteckst du dich in den dichten Aesten und lauerst, ob ein Wagen die Landstraße daherkommt — es wird doch wohl einer kommen — dann steigst du hinten auf und fährst mit, weit, weit fort, so weit, daß dich die Else nicht mehr einholen kann."

Gesagt, gethan. Hurtig wie eine Katze — das hatte er den Zigeunerbuben abgelernt — stieg er auf einen weitästigen Buchbaum und blickte auf und ab die Landstraße entlang, ob wohl der ersehnte Wagen bald kommen möchte. Aber es zeigte sich lange nichts Wünschenswerthes. Es kam wohl hie und da ein Fuhrwerk bedächtig die Straße daher; bald war es ein abgelebter Gaul, der auf staubbedecktem Wagen seines Herrn Fruchtsäcke zur Mühle brachte, oder ein Gespann Ochsen, die langsam neben dem Bauersmann dahinschritten, dem Acker zu, oder auch ein störriger Esel, welcher unter des Treibers gewichtigen Schlägen den zweiräderigen Karren unwillig hinter sich herzog. Aber das war nicht, was Gustav begehrte; muthige

osse mußten es sein, die ihn so schnell wie möglich vorwärts id aus Elsens unliebsamer Nähe brachten.

Er wartete lange. Schon zogen die Vögel zwitschernd ren schützenden Nestchen zu und die Sonne schickte den letzten trahl über den Gipfel des Baumes, worauf er saß. Da, rch! leises Klagen wie aus einer bedrängten Menschenbrust nte hinter altem Felsgestein zu ihm herüber, und dazwischen hrie und klang es, als ob hundert Stimmen ihn mit Namen ufen. — Es waren die Unken im Teich, die sich den Nachtruß entgegenschickten, und hinter dem Felsen, in verwittertem Gemäuer, saßen zwei Eulen und sangen ihr Abendlied. Er irchtete sich.

„Wenn jetzt die Else käme, um ihn zu suchen, und entdeckte hn da auf dem Baum. Oder wenn die Nachtvögel über ihn erfielen und zerhackten ihm Augen und Hände." Huh! wie urchrieselte dieser Gedanke ihm Mark und Bein! Viel lieber och in die Hände der bösartigen Else fallen, deren Peitsche ur Rücken und Beine trifft, als von den Eulen und Habichten emartert und gefressen sein!

Schnell wie ein Gedanke gleitet er von Ast zu Ast den Baum entlang und berührt bald glücklich den Boden. Doch till! ist das nicht Peitschenknall und Pferdegetrappel? Und etzt kommt mit Windesschnelle ein städtischer Wagen den Weg daher. Gustav stürzte aus dem Wald hervor dem Wagen entgegen, und „Johann!" ruft er aus Leibeskräften, indem er den Kutscher ins Auge faßt. Aber: „Fort mit dir, frecher Junge!" schilt der Fuhrmann, und schlägt mit der Peitsche nach des Knaben ausgestreckten Händen. „Lumpiges Bettelvolk!" schilt er weiter, „das einen rechtschaffenen Christenmenschen so mir nichts dir nichts mit seinem Taufnamen ruft," und er treibt die Pferde zu schnellerer Eile.

Gustav stand wie vernichtet. Es war wirklich seines Vaters vieljähriger Kutscher Johann, der soeben an ihm vorbeigekommen und ihn so lieblos von sich gewiesen hatte. War er denn so verändert, daß ihn die Seinigen nicht wieder erkannten? — Er blickte auf seine Kleider, sie hingen zerrissen und schmutzig an den abgemagerten Gliedern, und die Füße, die sonst in feinen Strümpfen und Stiefelchen ruhten, waren nackt und kothig und hart, wie gegerbtes Sohlleder. Still weinend kehrte er zurück ins Lager, wo glücklicherweise seine lange Abwesenheit von der Else unbemerkt geblieben war.

Digitized by Google

## VI.

Wehe dem, der sein Gut mehret mit fremdem Gute, wie lange wird es währen.
Habakuk 2, 6.

Wieder war ein Jahr vergangen. Gustav hatte sein siebentes Lebensjahr erreicht, und der Heiner dachte nun ernstlich daran, ihn in die „Lehre“ zu nehmen, das heißt ihn in denjenigen Künsten und Wissenschaften zu unterrichten, die ihm am einträglichsten schienen. Am liebsten hätte er ihn sich vom Halse geschafft, aber so lange die Else lebte, war daran nicht zu denken.

„Du mußt jetzt etwas thun, um dein Brot zu verdienen,“ sagte er, den Knaben scharf ins Auge fassend, „auf die Dauer kann dies müßige Leben nicht so fortgehn. Der Jakobeli soll dir zeigen, wie man das „Rad“ schlägt, und ich lehre dich die Geige spielen und unbemerkt ein Tuch aus eines andern Tasche holen.“

Gustav blickte den zukünftigen Lehrmeister verwundert an; er sah nicht mit besonderem Vergnügen dem Studium dieser schönen Künste entgegen, mit welchen er sein kärgliches Stücklein Brot verdienen sollte, sondern hätte viel lieber mit dem Türk beim Karren gelegen im warmen Sonnenschein. Er ließ daher ein leises bedeutungsvolles Murren vernehmen, entgegnete aber weiter nichts.

Es war an einem schönen Frühlingsmorgen, als die Else ihren großen Zwilchsack über den Rücken hing und dem naheliegenden Dorfe zupilgerte. Die Sonne schien lieblich über die blühenden Obstbäume, die zu beiden Seiten der Straße standen, und vom nahen Walde her sangen die Vögel, daß es eine Lust war. Aber der Else Herz war stumpf für die unschuldigen

Freuden der erwachenden Natur, sie schaute nicht rechts und nicht links, sondern ging gedankenvoll ihre Straße, unbemerkt der weißen Blüthen, die wie leichte Federchen vor ihren Füßen niederfielen. Sie hatte sich eine Pfeife angesteckt, und dieweil sie den Tabaksrauch in dünnen Wölkchen in die Frühlingsluft blies, hatte sie ihre besonderen stillen Gedanken. Sie mochten wohl erfreulicher Art sein, denn sie lächelte vergnüglich in sich hinein, indem sie ein schwarzes Band berührte, das ihr am dürren Halse hing, und dabei ein Bündelchen, das daran befestigt war, von Zeit zu Zeit aus ihrem Busen zog. „Noch zwei!“ sagte sie zu sich selber und nickte dabei wohlgefällig mit dem alten Kopf, „noch zwei, dann ist's ein hübsches Sümmchen, und ich darf zufrieden sein.“

Als sie dem Dorfe nahe kam, nahm sie ihren Stock fester zur Hand, stützte sich darauf, als ob sie sich ohne denselben keinen Schritt vorwärts bewegen könnte, und gelangte mühsam und keuchend vor die Thüren der wohlhabenden Einwohner des Ortes. Mit vor Alter und Elend zitternder Stimme bat sie um ein Almosen für ihre todtkranke Tochter und deren halbverhungerte Kinder. Die todtkranke Tochter saß unterdessen am Abhang des Waldes und verzehrte ein großes Stück geräucherten Speck, dieweil die halbverhungerten Kinder mit Kartoffeln und abgenagten Hühnerknochen um sich warfen.

Die Else ließ kein Haus unbesucht, in welchem sie etwas zu erobern hoffte, und hatte auch, als der Abend kam, ihren Zwilchsack mit Nahrungsmitteln so wohl gefüllt, daß sie nur Ursach hatte mit ihrer Tagesarbeit zufrieden zu sein. Auch das Beutelchen am Halse war um einige Groschen schwerer geworden, denn sie versäumte keine Gelegenheit um mit Wahrsagen und Betrügereien jeglicher Art ihren leichtgläubigen Gönnern das Geld aus der Tasche zu locken.

Zufrieden und wohlgemuth pilgerte sie gegen Abend ihrer luftigen Heimath zu, bei sich selbst überlegend, wie viel solcher einträglicher Tage sie noch brauchen würde, um die gewünschte Summe zusammen zu bringen und in ihrem geliebten Schatzkästlein zu beherbergen. Als sie so gedankenvoll dahinschritt, geschah es, daß eine schöne wohlgenährte Gans des Weges daherkam, gerade an der Else vorüber. Sie freute sich ihres Lebens, denn sie schrie laut und schnatterte dazu, gewiß um anzuzeigen, daß sie auch da sei auf der weiten großen Welt. Ja, die Welt war groß genug für Beide, für die Else und

Digitized by Google

für die Gans, sie hätten Beide genug Raum darauf gehabt; aber so dachte die Else nicht; sie dachte also: „Ei du mein prächtiger Schreihals, wie verlockend schaust du drein, und welch ein köstlicher Bissen könntest du geben in meiner Nanni großen schwarzen Topf.“

Vergnüglich lächelte sie in sich hinein und husch war sie der Gans auf den Fersen. Aber das Gänslein hatte sein Leben lieb, es ließ sich so leicht nicht erwischen, sondern marschierte wacker drauf los und die Else hinter ihm drein, als gälte es eine Stadt zu erobern. Aber Ach! ihr Eifer war zu groß; sie stolperte über einen Stein und fiel jählings zu Boden.

Am Abend desselbigen Tages, als es schon dunkel war, schritt der Heiner langsam dem Lager zu. Er keuchte unter einer schweren Last, die er auf dem Rücken trug, und kam nur mühsam vorwärts.

„Du,“ sagte der Jakobeli zu seinem Bruder Franzel, der neben ihm auf einem umgestürzten Baumstamm saß, „ich glaube, Vater Heiner hat Beute gemacht.“ Als dieser aber näher kam, sahen sie zu ihrer Verwunderung, daß es die Großmutter war, die er behutsam auf dem Rücken trug.

„Was fehlt Euch, Mutter?“ fragte die herbeieilende Nanni und schrie laut auf. Die Else konnte aber vor Schmerz nicht antworten, sondern seufzte nur und jammerte dann laut auf, als sie der Heiner vom Rücken herab auf die Erde ließ. Sie hatte das Bein gebrochen.

Vierzehn Tage lag sie in heftigen Schmerzen darnieder. Man hatte ihr ein Lager zurechtgemacht in einer Ecke des Wagens, gerade an der Stelle, wo vor Jahren der unglückliche Gustav als Gefangener gesessen, und die Nanni kochte ihr Salben von Fett und wohlriechenden Kräutern, um die Schmerzen zu lindern. Aber das gebrochene Bein konnte sie damit nicht wieder ganz machen, und den Tod, der so unversehens herannahte, konnte sie damit nicht von ihrer Thüre weisen. Heiner wollte den Arzt holen, aber die Alte wehrte sich tapfer dagegen, also daß er endlich einsah, daß bei ihr alles Zureden umsonst sei. Sie starb unter großen Leiden, nachdem sie noch kurz vor ihrem Tode das kleine Bündelchen vom Halse genommen und krampfhaft in ihre Hand geschlossen hatte. So fand sie die Nanni, als sie vom Kräutersammeln zu ihr in den Karren trat.

Als die Else begraben war, untersuchte der Heiner mit großem Eifer den Inhalt des kostbaren Päckchens, das sie bis

zum Tode noch wie ihren Augapfel behütet hatte. Er fand darin einen Schatz, welcher ihn in Erstaunen setzte. Achtzehn reine Goldstücke glänzten ihm entgegen; achtzehn Goldstücke! er traute seinen Sinnen nicht; es wurde ihm beinahe schwindlich vor den Augen beim Anblick eines solch unverhofften Reichthums. War es möglich, daß die Alte einen solchen Schatz mit sich herumgetragen hatte, und er hatte es nicht gewußt. „Achtzehn Goldstücke," sagte er halblaut vor sich hin, „welch ein Wort; es fehlen deren noch zwei, so wäre es eine runde Summe. Wie schade, daß sie nicht länger gelebt hat, sie hätte sie gewiß bald beisammen gehabt!"

Armer Heiner! ist das dein einziger Schmerz um die Mutter, deren rosigster Traum es zwar auch gewesen, diese runde Summe zusammen zu bringen, die aber jetzt, mit leeren Händen, an jenen Ort gegangen war, von wannen man nicht wiederkehrt.

Von diesem Tage an wurde der Heiner ein anderer Mensch. Er sann Tag und Nacht über seinen unermeßlichen Reichthum nach, und glaubte er müsse nun keinen Finger mehr rühren für sich und der Seinigen Unterhalt. Achtzehn blanke Goldstücke! welch ein Vermögen! war solch ein Schatz nicht unerschöpflich? — Er konnte sein Glück nicht fassen. Er fing nun an den Kopf hoch zu tragen und ins Wirthshaus zu gehn, und am Abend, wenn er ins Lager zurückkam, war dieser Kopf wüst und schwer, und der Geldbeutel war leer. So ging es eine Zeit lang, und von Tag zu Tag wurde der Heiner mürrischer und unduldsamer, und von Tag zu Tag auch wurde das Beutelchen der Else leichter, und der Friede — wenn man überhaupt Frieden nennen kann das Zusammenhalten von Menschen, bei denen Lug und Trug zu Hause sind — der Friede zog fort und räumte dem Hader das Feld.

Der arme Gustav hatte nicht am wenigsten zu leiden unter diesen Mißverhältnissen, denn wenn der Heiner mit schwerem Kopfe nach Hause kam, so traf sein Zorn am ersten den fremden Knaben, der ihm schon lange im Wege war, und er fühlte mehr wie einmal die derben Fäuste des Zigeuners auf seinem schwachen Rücken. Die Nanni versuchte es zwar, ihn gegen die Mißhandlungen ihres Mannes in Schutz zu nehmen, aber sie konnte nicht viel ausrichten mit dem rohen Menschen, der dann sogleich seine Zornausbrüche gegen sie selber richtete und über ihr eigenes Haupt ergoß.

Eines Tages hatte er wieder ein hübsches Sümmchen im



Digitized by Google

Wirthshaus gelassen und war völlig betrunken zu seinen Leuten zurückgekommen. Gustav saß beim Türk am Karren und schnitzte ein Wasserrad, indem er ein Stückchen Schwarzbrot verzehrte.

„Komm her, Türk," sagte er, und streichelte dem Hund über den Kopf, „du sollst von meinem Brote haben, du meinst es gut mit mir und schlägst mich nie."

Der Türk ließ ein verständnißvolles Knurren vernehmen, schmiegte sich zärtlich an des Knaben Schulter und leckte dann dankbar dessen wettergebräunte Hand.

„O Türk!" hob der Kleine wieder an, „wenn du wüßtest, wie traurig ich bin, und wenn es Mutter wüßte, sie käme längst und holte mich heim."

Wieder leckte der Hund des Kindes Hand und schaute mit seinen klugen Augen zu ihm empor, so wehmüthig, als verstände er seinen Schmerz.

Gustav hatte schon lange nicht mehr geweint; sein Herz war wie zugeschlossen von den fortwährenden Mißhandlungen, ja er war fast unempfindlich geworden gegen das, was um ihn her vorging. Aber mit einem Male kam es ihm vor, als wären die Schleusen seines bekümmerten Herzens geöffnet, er dachte an die glücklichen Tage daheim im Vaterhaus und an sein elendes Dasein im Zigeunerlager, und ein reichlicher Thränenstrom floß plötzlich über seine abgemagerten Wangen. Schluchzend legte er seinen Kopf an des treuen Hundes Rücken und sagte wieder: „Ach Türk, wenn du wüßtest, wie traurig ich bin! aber ich geh jetzt fort und suche meine Mutter und komme nicht wieder."

„Was machst du da, du nichtswürdiger Müßiggänger?" schrie plötzlich eine wohlbekannte und nur zu gefürchtete Stimme. „Fort willst du, elender Tagedieb! ja, mach daß du mir aus den Augen kommst, so schnell dich die Beine tragen." Es war der Heiner, der stracks vom Wirthshaus heimkehrte und einen plötzlichen Schrecken verbreitete über alles, was ihm nahe kam.

Gustav raffte sich eilig empor, der Türk, einen derben Fußtritt befürchtend, flüchtete heulend hinter den Karren, und Heiner taumelte unter den Schatten eines Eichbaums und schlief sofort ein.

Als der unglückliche Knabe zu Nanni trat, die eben ihren rußigen Kessel zum Feuer setzen wollte, strich sie ihm mitleidig über das weiche Haar und trocknete mit ihrem durchlöcherten Aermel seine rothgeweinten Augen. „Armer Junge!" sagte sie

Digitized by Google

halblaut, und weiter nichts. Als ihr aber Gustav mittheilte, daß der Heiner ihm befohlen, sie auf der Stelle zu verlassen, sagte sie in traurigem Ton: „Thue was er dir befiehlt, mach dich schnell davon, denn der Heiner läßt nicht mit sich spassen.“ Eilig packte sie seine wenigen armseligen Kleidungsstücke in ein zerrissenes Tuch, steckte ihm ein Stück Brot nebst Speck und Käse in die Tasche, und sagte ihm Lebewohl.

Als er am Karren beim Türk vorüberkam, hielt er ihm seine Wange entgegen! Der Hund leckte sie um und um und zerrte an der Kette, die ihn am Wagen festhielt. „Thut dir's leid, Türk, daß ich fortgehe?“ sagte er halblaut zu dem Thier. „Du bist nicht wie die andern, die froh sind, wenn ich nicht wiederkomme!“ Er konnte ja nicht sehen, wie zwei große Thränen über Nannis braune Wangen herunterflossen, als er ihren Blicken entschwunden war. Sie hatte ihn lieb gehabt.

Der arme Gustav hatte viel Schweres zu ertragen gehabt in den paar Jahren, die er bei der Zigeunerfamilie verlebt, und hatte sich mehr denn einmal hinweggesehnt aus der unliebsamen Umgebung, in welcher er nicht viel Gutes gelernt hatte. Und jetzt da er gewaltsam hinweggetrieben wurde von dem ungastlichen Herde, that es ihm leid von seinen Gefährten zu scheiden, besonders von der Nanni, die nach ihrer Weise gut gegen ihn gewesen und gethan hatte, was ein armes Zigeunerweib für einen fremden Knaben thun konnte. Betrübten Herzens wanderte er seine Straße und dachte darüber nach, wo er hin wollte und was er beginnen sollte. Am Wege unter einem Kirschbaum saß ein kleines Mädchen und hütete Gänse; es strickte emsig darauf los, dieweil es über seine Herde wachte, und weiter, auf einer kleinen Anhöhe, stand ein barfüßiger Junge und weidete zwei Ziegen. Die Kinder riefen sich fröhlich zu und nannten sich bei Namen. „Die haben's gut,“ dachte Gustav seufzend, „es schilt sie niemand, und wenn es Abend ist, gehen sie heim.“ Heim! wie dieser Gedanke sein Herz zusammenschnürte. Er setzte sich an einem Dornbusch nieder und legte den Kopf in die Hände.

„Gustav!“ rief's plötzlich hinter der Weißdornhecke hervor. Erschrocken fuhr der Kleine empor und wollte davon eilen. „Gustav!“ sagte die Stimme wieder, „fürchte dich nicht, ich bin's, der Jakobeli, dein Freund.“ Und der Zigeunerjunge schlüpfte behutsam hinter dem Dornbusch hervor und setzte sich neben den Gustav ins Gras.

Digitized by Google

„Ich hab's gehört," sagte er flüsternd, „wie dir der Heiner den Abschied gab, und bin hierhergelaufen, um dich zu sprechen. Hier," fuhr er fort, indem er ihm ein Papier in die Hand drückte, „das ist für dich, es gehört dir, und du sollst es haben. Die Großmutter hat es ins Kopftuch genäht, und als sie krank war und schlief, hab ich's herausgenommen und zu mir gesteckt."

Es war die goldene Kette, die Gustav am Halse trug, als er in der Else Hände gerieth. Er wußte nicht mehr viel von seiner glücklichen Kinderzeit, und die Erinnerung an sein Vaterhaus war ihm in weite Ferne gerückt, aber sein schöner Halsschmuck war ihm im Gedächtniß geblieben, denn er hatte mehr als einmal geweint, als er ihm entrissen ward; jetzt weinte er vor Freude, als er ihn wieder sah, und küßte den Jakobeli auf beide Wangen.

* * *

Gustavs Verschwinden aus dem Vaterhaus hatte auf seine Schwester Maria einen tiefen, bleibenden Eindruck gemacht; so jung sie auch damals war, mußte sie sich doch sagen, daß sein Eigenwille und Ungehorsam einen Theil der Schuld trugen an dem großen Jammer, der über ihn selber und über sein ganzes Haus hereingebrochen war, und sie that ihr Möglichstes um den geprüften Eltern durch verdoppelten Gehorsam und Liebe, theilweise wenigstens, den verlorenen Liebling zu ersetzen.

Jetzt, da ein Jahr um das andere verging, ohne daß auch die geringste Spur von dem unglücklichen Knaben zu entdecken war, hatte sie, gleich den Ihrigen, die Hoffnung aufgegeben, ihn je wieder zu sehen; aber ihre Gedanken verweilten noch immer bei ihm, und die Ungewißheit über sein Schicksal, das gewiß, so dachte sie, ein beklagenswerthes sein mußte, hatte ihre Kindheit und Jugend getrübt. Von Natur zum Ernst geneigt, fand sie wenig Gefallen an weltlichen Zerstreuungen und fühlte sich eigentlich am wohlsten, wenn sie mit der gleichgesinnten Tante Julchen ein gutes Buch lesen oder eine nützliche Arbeit thun konnte oder mit ihr Kranken- und Armenbesuche machen durfte, wozu sie ihr ganzes liebendes Herz trieb.

Am glücklichsten aber war sie, wenn sie hie und da einen Abend in der Familie Kleindorf zubringen durfte, was ihr allerdings von ihrem stolzen Vater nur selten gestattet wurde. Hannchen Kleindorf war ein liebes freundliches Mädchen, an

Digitized by Google

dessen Gesellschaft jedermann Gefallen finden mußte. Auch Maria fühlte sich zu der bescheidenen Jungfrau hingezogen und verließ sie nie, ohne etwas mitgenommen zu haben für Herz oder Gemüth. Auch Philipp, Hannchens ältester Bruder, der in demselben Geschäftshaus wie sein Vater beschäftigt war, trug nicht wenig dazu bei, jene Abende für Maria zu wahren Festtagen umzuschaffen, denn ohne es sich zu gestehen, fühlte sie sich zu dem tüchtigen verständigen jungen Manne hingezogen, welcher seinerseits auch des tieffühlenden Mädchens schätzenswerthe Eigenschaften zu würdigen wußte. Aber Maria kannte ihren Vater nicht, sie wußte nicht, daß sein Stolz sich nie zu einer „Mißheirat" seiner Tochter verstehen würde, selbst auch dann nicht, wenn es ihr ganzes Lebensglück kosten würde.

Unterdessen waren die Abende bei Kleindorfs in jeder Hinsicht für Maria anregend, lehrreich und segenbringend, denn sie lernte erkennen, was sie ja leider zu Hause nicht lernen konnte, daß man mit wenig zufrieden und glücklich sein kann.

Tante Julchen sah es gerne, daß ihre Nichte mit der Familie Kleindorf freundschaftlich verkehrte, waren es doch ihr selber auch die liebsten Stunden, die sie dort zubrachte. Aber sie hatte doch dabei ihre eigenen Gedanken, denn ihr bangte für Maria's Ruhe, ja für ihre Zukunft, die in Folge dieses anspruchslosen Zusammenlebens konnte getrübt werden. Sie wußte ja gar zu wohl, wie schwer sie es hatte büßen müssen, daß sie es gewagt hatte, die Schranken der gesellschaftlichen Stellung zu durchbrechen, die ihr von ihrem hochfahrenden Bruder waren gezogen worden.

Digitized by Google

## VII.

Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein.

Jesaias 30, 15.

Wenn der Tag sich neiget, und die Nacht so langsam über die Erde zieht, dann kommt es wie ein Sehnen hernieder in das bekümmerte Menschenherz; es wird ihm so eigen, so trauervoll, daß es gleich wie in Nebel gehüllt auf- und niederschlägt in der Brust. Dann gehen die Gedanken weit weg zu der Vergangenheit, oder in die Zukunft hinaus und zu den theuren Lieben, die ferne von uns sind, und es ist uns, als möchten wir davonfliegen über Zeit und Raum. Aber dieweil die Seele ungehindert dahinzieht über Tiefen und Höhen, fühlt sich der Körper gefesselt, und wir erkennen mit Schmerzen unsere Ohnmacht und Schwäche.

Frau Peterling saß am offenen Fenster und schaute den Wolken zu, wie sie langsam am Abendhimmel hin und wieder zogen und seufzte tief auf. Auch sie hatte ihre Gedanken in die Ferne geschickt zu dem Sohne, der so spurlos verschwunden war. Wenn sie doch gewußt hätte, wo sich ihr Herz niederlassen sollte, um dem unglücklichen Kinde zu begegnen; aber dies war ihr tiefster Gram, daß sie nicht einmal den Ort wußte, wo sie im Geiste bei ihrem unglücklichen Sohne hätte verweilen können. Oder war er vielleicht gar schon unter den Todten und mit fremder Erde zugedeckt?

Zwölf Jahre waren vergangen, seitdem sie ihren kleinen Gustav, ihr Herzblatt, zum letzten Mal auf die frischen Lippen geküßt. Von jenem Tage an hatte sie nichts wieder von ihm erfahren; seitdem war ihr Haar ergraut, und ihr Stolz war gebrochen.

Frau Kleindorf, die ihr früher zuwider gewesen, war jetzt ihre liebste Gesellschaft; bei ihr suchte sie Trost und Zuflucht in ihrem Herzeleid. Auch heute hatte sie sich, wie so oft schon, darnach gesehnt, ihr Herz vor der Freundin auszuschütten, und hatte eben daran gedacht sie zu sich zu bitten, als die Ersehnte ins Zimmer trat. Auch sie war in den zwölf vergangenen Jahren nicht ohne Trübsal geblieben, davon zeugten die Trauerkleider, die ihre schlanke Gestalt umgaben. Ihr ältester Sohn Philipp hatte Geschäfte halber eine Reise nach Afrika gemacht und war dort einem hitzigen Fieber erlegen. Die Mutter trauerte tief um ihren Sohn; er hatte ihr durch sein Betragen nie Kummer gemacht, und sie hatte all ihre irdische Hoffnung auf ihn gesetzt. Jetzt lag er draußen in fremder Erde, und fremde Hände hatten ihm die Augen zugedrückt. Aber die Erde ist allenthalben des Herrn, und Er kennt die Seinen. Herr Kleindorf war in Folge von anhaltender, anstrengender Arbeit müde und gealtert; Hannchen, der Mutter rechte Hand, war verheiratet und in eine entfernte Stadt gezogen, und August war ein schwächlicher Junge, der bei allem guten Willen nur wenig zu leisten vermochte. Aber sie verzagte nicht; sondern je schwerer des Lebens Lasten sie drückten, desto vertrauensvoller ging sie zu dem, der die Lasten tragen helfen kann und will.

„Ich habe mit großem Verlangen an Sie gedacht," sagte Frau Peterling nachdem die Freundin neben ihr Platz genommen hatte; „ich bin heute so muthlos und niedergeschlagen, daß ich mich gar nicht zurechtfinden kann, der Gedanke an meinen armen Gustav verfolgt mich wie ein böser Traum; Tag und Nacht steht er vor mir und ringt die Hände, und wieder ist's als sänke er in einen tiefen Abgrund und zöge mich mit hinein."

„Ihre Nerven sind aufgeregt," entgegnete Frau Kleindorf, „daher kommen die beängstigenden Vorstellungen; Sie sollten mehr Beschäftigung haben oder in die Häuser der Armen gehn. Ach, wenn Sie wüßten, wie wohlthuend es ist für ein betrübtes Herz, wenn es um fremdes Leid sich kümmert und es zu lindern sucht. Gott schickt uns ja die Trübsal, damit wir sanft und milde werden und Anderer Kreuz auch willig tragen lernen."

„Bei Ihnen ist Mitgefühl eine natürliche Sache," erwiderte Frau Peterling seufzend, „ich muß darum ringen und

Digitized by Google

kämpfen und komme doch so langsam zum Ziel; ich habe an meinem eigenen Kreuz so schwer zu tragen."

„Mit Gottes Hülfe vermögen wir Alles," sagte Frau Kleindorf in bescheidenem Ton; dann, gleichsam um die unglückliche Mutter von ihrem eigenen Kummer abzulenken, fuhr sie fort: „Bei den Schauspielern, die sich seit acht Tagen in unserem Orte niedergelassen haben, herrscht auch viel Elend und Noth; ich ging gestern spät noch in das Häuschen bei der „Dornhecke", wo etliche davon untergebracht sind, und was ich dort sah, übertraf meine Vorstellung. Sechs Kinder und eine kranke Mutter, und der Vater soll Brot schaffen für sie alle mit den paar Groschen, die ihm an den Schauspielabenden zufallen. Wie traurig! arm, heimathlos und krank; kann man sich etwas Betrübteres denken?"

„Ich will sogleich die Köchin fortschicken," antwortete Frau Peterling, „sie soll ihnen Lebensmittel bringen und Kleider."

Frau Kleindorf wäre es lieber gewesen, sie wäre selber hingegangen, um einmal dem menschlichen Elend recht ins Auge zu sehn, sie hätte einen Segen davon haben können; aber so weit hatte sie es noch nicht gebracht; obgleich sie durch das Kreuz demüthiger und milder geworden, vermochte sie es nicht über sich, mit Geringen freundlich zu verkehren oder ihre Wohnungen zu betreten, was ihr auch von ihrem stolzen Herrn Gemahl nicht wäre gestattet worden, denn Herr Peterling war und blieb derselbe hochmüthige, eigennützige Mensch, der er vorher gewesen.

Tante Julchen saß im Garten unter einem Fliederbaum; es war ihr Lieblingsplätzchen. Sie hatte eine Näharbeit vor sich ausgebreitet, aber ihre sonst so fleißigen Hände ruhten im Schoß, und sie blickte träumend auf das buntfarbige Blumenbeet, das ihr gegenüber lag. Ihre Gedanken waren weit fort von dem Orte, wo sie jetzt saß. Sie dachte an die Zeit, wo sie glücklich und sorgenlos dahinlebte im Elternhaus, bis der erste tiefe Schmerz sie traf. Ihre Eltern starben beide, als sie kaum sechzehn Jahre alt war, und ihr um viele Jahre älterer Bruder nahm sie in sein Haus, um Vaterstelle an ihr zu vertreten. Aber sie fühlte sich bei ihm nicht daheim; sie hatte viel unter seinem stolzen, ehrsüchtigen Charakter zu leiden, denn sie war sanfter, bescheidener Natur, und mehr als einmal wurde sie unliebsam von ihm zurechtgewiesen, wenn sie sich zu den Armen und Geringen freundlich that. Als sie aber gar

noch einem einfachen, aber rechtschaffenen Manne, der um ihre Liebe warb, ihr warmes, vereinsamtes Herz schenkte, da kannte sein beleidigter Hochmuth keine Grenzen. Lieblos und hochfahrend wies er dem „Betteljungen", wie er seiner Schwester Bewerber nannte, die Thür, und zerstörte so mit einem Male das Lebensglück zweier redlicher Herzen, die sich angehörten auf Lebenszeit. Der Zurückgewiesene zog ins Ausland, und man hatte nichts mehr von ihm gehört.

Tante Julchen hatte seitdem nie wieder daran gedacht, sich zu verheiraten; still und in sich gekehrt brachte sie ihre Tage dahin, nur ihrer Pflicht lebend und ihres Bruders Kindern, die sie herzlich lieb hatte. Sie ertrug die Launen ihrer Geschwister, die ja nicht immer ganz rosig waren, mit großer Geduld, denn sie hatte den kennen lernen, der gesagt hat: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken"; und sie hoffte auf ihn.

Nur von Zeit zu Zeit, wenn das Leben gar so trüb und öde vor ihr lag, wurde sie muthlos und dachte darüber nach, wie anders alles hätte werden können, wenn ihr Bruder nicht so eigenmächtig über sie verfügt hätte.

Auch heute war sie wieder recht muthlos geworden, und war hieher geflüchtet an ihr einsames Plätzchen, um ungestört ihren Gedanken nachzukommen. Das Bild des Mannes, mit dem sie so gerne Freud und Leid getheilt hätte, kam ihr heute besonders lebhaft vor die Seele, sie wußte nicht, wie es kam, aber sie mußte immer und immer wieder an ihn denken. Sie sah ihn vor sich, wie er das bekümmerte Antlitz zum letzten Male zu ihr emporhob; um den Mund zuckte es wie tiefes Weh, und die Hand, welche zitternd in der ihren ruhte, war kalt wie die eines Todten. Sie hätte ihm ein Trostwort sagen mögen, aber ihr Mund war stumm vor Leid; sie war ja selber so sehr des Trostes bedürftig. Nie würde sie vergessen können, wie schmerzvoll er mit den Thränen rang, die in sein männliches Auge traten, als er ihr sein letztes „Lebewohl" sagte.

An dies Alles dachte Julchen, als sie so träumend hinüberschaute an das duftende Blumenbeet, das wie tausend bunte Sterne in der Sonne funkelte und ihr entgegenglänzte. Allein es war jetzt nicht ihr eigener Kummer, der sie am meisten leiden machte, sie war ja längst gewöhnt sich selber zu vergessen, um an andere zu denken. Maria, ihre neunzehnjährige Nichte, ihr Liebling, die wie ein Röslein erblüht war,

Digitized by Google

sah bleich und bekümmert aus und machte ihr deshalb ernstliche Sorgen. Sie war immer ihrer Nichte Vertraute gewesen, in ihr mitfühlendes Herz hatte Maria stets ihre kleinen Sorgen und Anliegen niedergelegt; aber jetzt blieb sie verschlossen und still, sie wollte ihren Kummer allein tragen, und dies betrübte der Tante Herz.

Noch immer blickte sie gedankenvoll vor sich hin, als sie plötzlich eine weiche Hand auf ihrer Wange fühlte. Maria stand neben ihr und küßte sie; dann setzte sie sich zu ihr auf die Gartenbank und lehnte den Kopf an ihre Schulter. Lange saßen sie schweigend da, ein jedes mit seinen eigenen Gedanken. „Hast du mir nichts zu sagen, Kind?“ frug endlich die Tante über der Jungfrau blondes Haar streichend. Erröthend barg Maria das Gesicht an der geliebten Tante Schulter und flüsterte kaum vernehmbar: „Ich habe ihn geliebt, ihn, den Philipp Kleindorf, und nun ist er gestorben, und alles ist vorbei.“

„Armes Kind! du dauerst mich!“ sagte die Tante und unterdrückte die hervorbrechenden Thränen. „Aber glaube mir, es ist nicht so hart, seine Lieben im Grabe zu wissen, als sie mit den Gedanken unter den Lebendigen zu suchen, ohne sie je wieder zu finden.“

„O, Tante! Du kannst freilich nicht wissen, wie weh es thut, dasjenige zu verlieren, was einem auf Erden das Liebste war.“

„Ich bin auch einmal jung gewesen wie du,“ entgegnete die Tante mit einem leisen Seufzer, „oder meinst du, daß ich nicht mit dir fühlen kann? Komm, Kind,“ fügte sie nach einer Pause hinzu, „ich will dich eine andere Art Elend schauen lassen, so lernt man zufrieden sein.“

Sie gingen einen Wiesenpfad entlang dem Häuschen bei der „Dornhecke“ zu, auf welches bereits Frau Kleindorf Marias Mutter aufmerksam gemacht hatte. Von weitem schon hörten sie lautes Jammern und Wehklagen, die kranke Schauspielerin war eben unter furchtbaren Schmerzen gestorben. Ihre Angehörigen standen händeringend um sie her. Da war Elend genug. Tante Julchen machte sich sogleich daran zu helfen wo es Noth that, sorgte für Wäsche und Kleidung für die Kleinen, und that was in ihren Kräften stand, um den Schmerz der unglücklichen Verlassenen zu mildern. Maria sah ihr staunend zu; es war das erste Mal, daß sie die Tante in die Hütten der Armen begleiten durfte.

Digitized by Google

„Nicht wahr, Kind, da lernt man zufrieden sein?“ sagte diese, als sie das Häuschen im Rücken hatten. Maria nickte zustimmend und drückte ihrer Begleiterin die Hand.

„Hier ist nun das Gegenstück von dem, was wir soeben gesehen haben,“ sagte die Tante lächelnd, als sie einem Schuppen nahe kamen, dessen Vorderseite mit buntbemalten Brettern vernagelt war, zwischen welchen, an Stelle der Eingangsthüre, ein großblumiger Vorhang aufgehängt war.

„Fröhlich und wohlgemuth tralalalala, tralalalala
Wallet das junge Blut tralalalala, tralalalala
Ueber den Rhein und Belt
Auf und ab durch die Welt,“

schallte es lustig durch die Bretterwand, und als die beiden Damen eintraten ins innere Heiligthum, bot sich ihnen ein Anblick dar, der war sehenswerth. Ein paar halbnackte Kinder tanzten um einen wackeligen Tisch, sich lachend bei den Händen fassend; der Familienvater, ein ältlicher Mann, hatte auf einem dreibeinigen Schemel Platz genommen und schaukelte das Jüngste auf den Knien. Der Zipfel seiner weißen Baumwollmütze, die sich fest um beide Ohren schloß, hing fast bis über die Nase herunter, deren Obertheil mit einem schwarzen Heilpflaster geschmückt war und sich seltsam zwischen den hellen gutmüthigen Augen ausnahm. Ihm gegenüber, auf einem umgestürzten Schiebkarren, saß die würdige Gattin, eine noch junge bleiche Frau, sie spielte auf der Laute und sang dazu. Sie war phantastisch gekleidet; ein bunter durchsichtiger Shawl hing ihr lose über die Schultern, das hellblaue Kattunkleid war von oben bis unten mit schmutziggelben Spitzen besetzt, und das Ganze krönte ein grünes Bandhäubchen, das gar wunderlich abstach gegen die schwarzen Locken, die das magere Gesicht umrahmten.

„Frohsinn malt alles blau; tralalalala, tralalalala,“ sang sie mit heller Stimme, „und Trübsinn färbt alles grau“, wollte ihr Gefährte eben einschalten, als die beiden Damen in den Schuppen traten.

„Da gibt's fröhliche Gesichter,“ sagte Tante Julchen, flüchtig im Schuppen umherblickend, wo Poesie und Prosa, das heißt Notenhefte und zerfetzte Kleider, verwelkte Blumenkränze und zerbrochene Töpfe, einige Bände von Schillers Theater und verrostetes Küchengeschirr alles bunt durcheinander lag.

Digitized by Google

„Wir nehmen eben das Leben von der schönsten Seite, meine beste Dame," antwortete der Sänger mit lächelndem Mund, „ja sehen Sie, meine Werthe, ob wir lachen oder weinen, wenn uns der Hunger plagt, es geht alles denselben Weg."

„Hunger habe ich schon," rief ein kleines Barfüßchen, sich dicht vor Julchen hinstellend, und richtig ahnend was der Damen Besuch zu bedeuten hatte.

„Du sollst etwas zu essen haben, kleiner Junge," sagte Maria und zog ein Brot aus ihrem Handkorb.

„Ich auch! ich auch!" riefen die andern und stellten sofort ihren Tanz ein.

„Woran haben Sie am meisten Mangel?" frug die Besucherin, „vielleicht an Nahrungsmitteln oder an Kleidungsstücken, oder . . ."

„Es fehlt uns an Allem," unterbrach das Haupt der Familie und hob seine bepflasterte Nase zu der Sprecherin empor.

„Wir wollen Ihnen gerne das Nothwendigste schicken," fuhr die Tante fort, „aber ....." sie wurde verlegen und schwieg.

„Reden Sie nur weiter, Madamchen, Sie dürfen mit uns nicht blöde sein, wir sind nicht stolz und sprechen mit jedermann."

Tante Julchen unterdrückte ein Lächeln und sagte dann: „Sie erlauben mir also zu fragen, ob Sie nicht lieber um Ihr Brot arbeiten, möchten, anstatt müßig zu sitzen und zu darben."

„Müßig sitzen! — Ist es auch möglich, daß Sie also reden können, meine Beste. Müßig sitzen, wenn Tag aus Tag ein der Geist sich abarbeitet damit man seinem Berufe Ehre macht. Müßig sitzen! nein, so etwas nur zu denken. — Aber das verstehen Sie eben nicht besser. Es ist nicht jedermann gegeben, die Tiefen und Höhen unserer Wissenschaft zu ermessen oder in dieselben einzudringen, nein, nicht jedermann." Dabei schaute er die beiden Damen mitleidig an, wechselte einen bedeutsamen Blick mit seiner theuern Hälfte, der ihm ebenbürtigen Brunhilde, die noch immer, die Laute in der Hand haltend, auf dem Schiebkarren saß, und fuhr dann lebhaft gestikulirend fort: „Ja, es ist etwas Eigenes um das Künstlerleben, etwas Herrliches und Großes, und wer darin geboren und großgezogen ist, wie wir Beide, meine Brunhilde und ich" — dabei schwenkte er seine Zipfelmütze grüßend gegen der Brunhilde lockiges Haupt und schickte ihr eine Kußhand — „ich

Digitized by Google

sage, wer so alle Tage seines Lebens unter Künstlern athmen darf, der weiß, was für ein Loos ihm geworden und möchte es auch gegen kein anderes auf der Erde austauschen."

Frau Brunhilde schaute bewundernd zu ihrem begeisterten Lebensgefährten empor; Tante Fulchen aber, welche den Beneidenswerthen ihr Loos wohl gönnen mochte, sagte nichts weiter über die Verschiedenheit ihrer Lebensanschauungen, sondern begnügte sich damit, den halbnackten Nachkommen dieses bevorzugten Paares einige Kleidungsstücke zuzuschieben, die sie im Handkorb mitgebracht hatte, indem sie das Versprechen gab, Brot und Anderes nachfolgen zu lassen.

„Die nehmen das Leben leicht," sagte sie im Weitergehen, indem sie sich nochmals lachend gegen den Schuppen kehrte. „Sind das nicht glückliche Menschen?"

„Und dennoch möchte ich nicht mit ihnen tauschen," antwortete Maria und blickte der Tante bedeutungsvoll in die lieben guten Augen.

„Nun noch einen letzten Besuch, Kind," sagte diese, „dann soll es für heute genug sein."

Bald hielten sie vor einem alten hochgebauten Haus, dessen Fensterläden halbverwittert an den zerrissenen Mauern hingen, und dessen Hinterseite mit dichtem Epheu umsponnen war.

„Hier mußt du dich fassen," sagte die Tante, „es geht sechzig wurmstichige Stufen hinauf, und dann . . ."

„Ist es auch eine Schauspielerfamilie?" forschte Maria.

„Ja, mein Kind, das heißt eine Familie ist es nicht, denn er lebt allein und hat weder Eltern noch Geschwister."

„Also ein alter einsamer Mann?" frug das junge Mädchen weiter.

„Das wird sich zeigen," entgegnete die Tante, „halte dich fest gegen die Mauer, damit du nicht fällst, denn es ist finster auf der Treppe."

Mühsam stiegen sie höher und immer höher die sechzig Stufen hinan, bis sie endlich an einer morschen Thüre halt machten und anklopften. „Herein!" rief's drinnen mit schwacher Stimme, und sie standen einem jungen Manne gegenüber, der bleich und abgemagert in einem zerrissenen Lehnstuhl saß. Seine Kleider waren fadenscheinig, aber sauber, die Schuhe mit unförmlichen Flickstücken besetzt und das dichte lockige Haar hing ihm ungekämmt über Stirne und Nacken.

„Ich habe heute lange auf Sie warten müssen," sagte er,

Digitized by Google

der Eintretenden seinen verbundenen Arm hinhaltend, als er jedoch Maria erblickte, schwieg er verlegen still.

„Haben Sie viel gelitten?“ frug Julchen gütig, „es ist mir leid, daß ich nicht früher gekommen bin, ich will nun auch schnell das Versäumte nachholen.“ Damit nahm sie den Verband weg, wusch den Arm des Kranken, der von einem unglücklichen Fall jämmerlich zugerichtet war, mit einer lindernden Flüssigkeit und umwickelte ihn mit frischen Linnen.

„So, jetzt wird's schon besser gehn,“ sagte sie tröstend und leerte den Inhalt ihres Proviantkorbs auf ein dreibeiniges Tischchen, das an der nackten Mauer stand.

Der Kranke blickte sie dankbar an, dann schaute er verlegen zu Maria hinüber, die stillschweigend ans Fenster getreten war. „Ach wenn ich eine Mutter hätte,“ sagte er plötzlich, „es wäre wohl anders mit mir gekommen; allein stehen auf der Welt und keine Heimath haben das ist hart.“

„Haben Sie keine Freunde, niemand, der sich um Sie kümmert?“ sagte Tante Julchen.

„Ich wäre undankbar, wenn ich dies sagen wollte,“ erwiderte er mit trübem Lächeln. „Ja, ich habe einen Freund, aber er ist selber arm, und ich mache mir oft die bittersten Vorwürfe, daß ich seine Wohlthaten annehme. Er ist gut und edel, wie es nur ein Mensch sein kann, und denkt erst an sich, wenn . . .“ Da pochte es an die Thür, und ein schöner stattlicher Mann von etwa fünfzig Jahren trat grüßend ins Zimmer.

„Still,“ flüsterte der Kranke, „das ist mein Freund und mein Wohlthäter, unser lieber Direktor.“

Der Fremde verneigte sich ehrerbietig, als er den Damen näher trat, als er aber Tante Julchen ins Auge blickte, fuhr er jählings zusammen und hielt sich an der Mauer fest. „Mein Gott, ist es möglich!“ stöhnte er leise; Julchen aber sank auf einen Stuhl und starrte sprachlos vor sich hin.

„Es ist nichts,“ sagte sie, sich schnell fassend, als Maria zu ihr hineilte, „es ist so warm hier und die Luft so erdrückend.“ Dann reichte sie dem Kranken die Hand und wandte sich zum gehen.

„Bitte! nur einen Augenblick, meine Dame, Ihr Fräulein Tochter wird mir gewiß diesen kleinen Aufenthalt verzeihen.“

„Es ist meine Nichte,“ erwiderte Julchen leise, „ich bin nicht verheiratet.“

Digitized by Google

Ein freudiges Zucken flog über des Fremden Gesicht, aber nur auf einen Augenblick, dann wurde er ernster denn zuvor, und beide gingen mit unsicheren Schritten einem kleinen halberblindeten Dachfensterlein zu, von welchem aus man weit hinausschauen konnte in ein sonnenvergoldetes Wiesenthal. Dort sprachen sie leise miteinander, so leise, daß es niemand sonst hören konnte, nicht einmal das verschwiegene Schwalbenpaar, das sein Nest dicht über dem Fensterlein aufgebaut hatte, und eben unter dem schattigen Epheudach, das am Hausgiebel emporwuchs, hervorguckte.

Was sie wohl einander zu sagen hatten? — Sie schauten sich traurig an, und als sie von einander Abschied nahmen, schwammen Julchens Augen in Thränen.

Digitized by Google

## VIII.

Unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet
und recht thut, der ist ihm angenehm.
Apostelgeschichte 10, 35.

„Ihr seid lange ausgeblieben," sagte Frau Peterling, als Tante und Nichte am späten Abend nach Hause kamen. Julchen antwortete nicht viel, sondern zog sich zurück in die Einsamkeit; Maria aber setzte sich neben die Mutter und berichtete von den Besuchen, die sie mit der Tante gemacht hatte. „Am meisten," sagte sie, „dauert mich der arme Junge, welcher allein in einer elenden Dachkammer lebt, ohne Eltern oder Geschwister, um seinen kranken Arm zu verbinden, was nun Tante Julchen täglich thut. Er zählt erst siebzehn Jahre . . ."

„So alt wäre mein Gustav," unterbrach sie die Mutter seufzend. „Und hat nie eine Heimath gehabt," fuhr die Erzählerin fort.

„Mein armer Gustav ist auch heimathlos," sagte die Mutter wieder. Und ohne weiter auf Marias Erzählung zu achten, blickte sie träumend zur Trauerweide hinüber, die ohnweit vom Fenster im Garten stand und die sie beim Verschwinden ihres Kindes dort aufgepflanzt hatte.

„Wenn Du heute an meiner Statt den kranken Schauspieler besuchen wolltest," sagte am folgenden Tage Tante Julchen zu ihrer Schwägerin, „so wäre es mir recht; ich kann nicht ausgehen, Maria wird Dich begleiten und Dir helfen den Kranken verbinden."

In ihren glücklichen Jahren hätte eine solche Zumuthung Frau Peterling außer Fassung gebracht, und nie hätte sie es der Schwägerin verzeihen können, daß sie sogar auch ihr vornehm erzogenes Töchterchen mit in die Wohnung der Armen geschleppt. Aber sie war eine andere geworden, der Kummer hatte ihr Herz milde gemacht, und sie hatte verstehen gelernt, was Unglück heißt. Zudem mußte sie sich gestehen, daß sie neugierig war, den jungen Schauspieler kennen zu lernen, denn war er nicht gerade so alt wie ihr verlorener Gustav, und war er nicht auch heimathlos wie er?

Mühsam stieg sie mit Maria die sechzig Stufen hinan, nicht ohne von Zeit zu Zeit, ihrer alten Gewohnheit gemäß, über die Tante zu klagen, die ihr solche Last aufgebürdet und sie so zu sagen gezwungen hatte, eines fremden Menschen Arm zu verbinden.

„Ei du mein Gott, ist es auch möglich, sich in solch ein Adlernest zu verkriechen!“ rief sie klagend aus, als sie dreißig Stufen, die sie gewissenhaft gezählt hatte, hinter sich sah; „ich komme kaum zu Athem, und doch ist erst die Hälfte dieser halsbrechenden Arbeit gethan.“

Aber wie sonderbar; indem sie murrend weiter ging, hatte sie immer den einen Gedanken: „Er ist so alt wie mein Gustav, und Gustav ist auch heimathlos.“

Endlich war das Ziel erreicht. Tief Athem schöpfend trat sie in die enge kahle Kammer, deren Wände schwarz und rissig waren, und durch deren schadhafte Decke hie und da ein Stücklein blauer Himmel hereinguckte. Sie schauerte zusammen. Solch ein Elend hatte sie noch nicht mit Augen geschaut; sie hatte vielleicht in Büchern davon gelesen, aber gesehen hatte sie es nicht.

„Sie haben sich hoch oben Ihr Nest zurechtgemacht,“ redete sie den Schauspieler an, „und wahrlich, man muß guten Muth haben, wenn man zu Ihnen gelangen will.“

Der Unglückliche blickte unwillig zu ihr auf; er hatte eine unfreundliche Antwort auf der Zunge, aber er hielt zeitig an sich.

Frau Peterling hatte es nicht schlimm gemeint, sie war aber so wenig gewöhnt, mit Armen zu verkehren, daß sie nicht ahnte, wie empfindlich oft ein kleines Wort, das sie an ihr Elend erinnert, ihr Herz leiden macht.

„Mama ist gekommen, um an der Tante Statt Ihren Arm zu verbinden,“ sagte Frau Peterlings Begleiterin, um beide



Digitized by Google

aus der Verlegenheit zu ziehen, und alsobald erhellte sich des Kranken Gesicht. Als sie seine Hand in der ihrigen hielt, um die Binde zu befestigen, fiel ihr Blick auf eine Narbe, die sich gerade mitten auf der Hand befand, und die Augen des Jünglings, die jetzt dankbar auf ihr ruhten, versetzten sie mit einem Male in eine längst vergangene Zeit.

Was war es, das ihr das Herz zusammenschnürte, als sie in diese Augen sah? was war es, das ihre Hand in der seinen zittern machte? — Sie konnte sie nicht loslassen, die stolze vornehme Frau, die Hand dieses ärmsten, verlassensten und elendesten unter den Menschen.

„Wie heißen Sie?" frug sie endlich.

„Gustav," antwortete der Schauspieler, und als sie bei diesem Namen zusammenfuhr, schaute er sie verwundert an.

„Und Ihr Familienname?"

„Ich habe nie einen andern Namen gehabt."

„Sie haben doch Eltern oder Verwandte?"

„Ich habe Niemand."

„Sie sind doch wohl irgendwo zu Haus?"

„Ich habe nie eine Heimath gehabt."

„Und nie Ihre Mutter gekannt?" forschte Frau Peterling mit stockendem Athem weiter.

„Ich weiß es nicht. Seitdem ich denken kann, esse ich fremdes Brot und wärme mich an fremdem Herd, und was ich von der schönen Dame weiß, die mich als kleines Knäblein gehätschelt und geküßt hat, ist wohl ein Traum gewesen; ja, ich denke, es muß ein Traum gewesen sein."

Frau Peterlings Herz drohte zu zerspringen, so heftig pochte es in ihr, und mehr als einmal stand sie im Begriff, den Schauspieler an dies klopfende Herz zu drücken und ihm zuzurufen: „Gustav, mein verlorenes Kind, ich bin deine Mutter!" Aber sie hielt an sich und sagte nur: „Ich komme wieder," und eilig verließ sie das Zimmer.

Dieweil diese Unterhaltung zwischen Frau Peterling und dem Bewohner der luftigen Dachkammer stattfand, erhielt Tante Julchen einen Brief folgenden Inhalts:

Sehr geehrtes Fräulein,

Als ich Sie gestern nach langer, schmerzvoller Trennung so unvermuthet wiedersah, überfiel mich ein namenloses Gefühl von Scham, so daß ich beinahe hätte wünschen mögen, wir

Digitized by Google

hätten uns nie wieder begegnet, und auch für Sie muß es peinlich gewesen sein, den Mann als Schauspieler wieder zu finden, dem Sie einst Ihr ganzes edles Herz geschenkt haben. Doch ich bin nicht so schuldig, wie Sie vielleicht glauben, und der einzige Flecken, der auf meinem Namen liegt, ist eben, daß ich Schauspieler geworden bin anstatt auf andere Weise meinen Mitmenschen nützlich zu sein. Sie werden jedoch milder urtheilen, wenn Sie meine Lebensschicksale erfahren haben; ach, könnte ich Sie in meinem Innersten lesen lassen wie in einem offenen Buche, wie gerne würde mir Ihr edles Gemüth die Achtung zurückgeben, die Sie mir vielleicht entzogen haben.

Ich habe wenig sonnige Tage gesehen, seitdem wir uns dem Willen eines Stärkeren fügen mußten. Ich sage nichts von unserer kummervollen Trennung, Sie wissen so gut wie ich selber, was wir Beide gelitten haben, und wie trüb die Zukunft vor unserer Seele lag. Am liebsten hätte ich mich hingelegt zum Sterben, was wohl auch besser gewesen wäre; allein ich sollte leben und handeln, und doch war mir aller Muth genommen.

Ich mochte die Gegend nicht wieder sehen, wo wir uns Liebe und Treue gelobt und so schmählich gezwungen worden dieselbe zu brechen; ich schiffte mich deshalb ein und zog ins Ausland. Dort ging es mir anfangs schlimm, und ich dachte mehr als einmal zurück an mein Vaterland und an alles, was dort auf immer für mich begraben lag. Doch das Glück begann mir endlich zu lächeln — wenn man nämlich Glück nennen kann eine goldene Decke über einem gebrochenen Herzen —; ich wurde ein angesehener reicher Mann, und manche Mutter hätte sich glücklich geschätzt, mir das Schicksal ihrer Tochter anzuvertrauen. Aber mein Herz war in der Heimath geblieben, und meine Liebe konnte ich nicht zweimal schenken.

In der Stadt, die ich bewohnte, war ein Liebhabertheater eingerichtet, an welchem selbst die vornehmsten Bürger des Ortes sich nicht schämten Theil zu nehmen; sie beredeten mich auch dazu und ernannten mich bald zu ihrem Direktor. „Sie sind zum Schauspieler geboren," sagten meine Freunde oft lachend, „und wahrlich, wenn es Noth thäte, Sie könnten Ihr Brot auf den Brettern verdienen." Sie wußten nicht, wie wund mein Herz dabei war und wie die Vergangenheit zu allen Spalten des Belustigungsortes hereinguckte.

So verging manches Jahr, als auf einmal eine unüber-

Digitized by Google

windliche Sehnsucht nach der alten Heimath über mich kam; ich nahm meine Baarschaft zusammen und schiffte mich ein nach Europa. Die Fahrt zeigte sich günstig, das Wetter war prachtvoll und, soll ich es gestehen, als ich unter dem tiefblauen Himmel der Heimath zusegelte, wurde mir wieder leichter ums Herz, ich fing an zu hoffen und glücklicheren Tagen entgegenzusehen. „Vielleicht," so dachte ich, „ist sie mir treu geblieben und ich darf ihr mein ehrlich erworbenes Geld zu Füßen legen."

Aber ach, nur wenige Tagreisen vom Ziel erhob sich ein schrecklicher Sturm; die Wellen schlugen brausend gegen das Schiff, der Wind zerriß heulend die Segel, die Matrosen fluchten dazwischen, und dies alles wurde übertönt von dem Schreien der Weiber und Kinder. Es war fürchterlich. — Wir wurden mit dem Schiffe hin und her getrieben wie ein Wasserrad; ich schlug heftig mit dem Kopf gegen die Wand und fiel besinnungslos zu Boden. Was noch weiter mit mir geschah, weiß ich nicht. Als ich die Augen aufschlug, befand ich mich in einer armseligen Fischerhütte, ein altes schmutziges Weib hockte neben meinem elenden Lager und wehrte mir die Fliegen; wie ich dahin gekommen, weiß ich nicht; sie sagte, sie hätten mich am Strande gefunden; ich weiß auch nicht, ob mein Besitzthum im Grunde des Meeres liegt, oder ob eine unredliche Hand es an sich gezogen, ich weiß nur dies Eine, daß meine Werthsachen, die ich wohl geborgen in meiner Brusttasche wußte, verschwunden sind, und daß ich da stand arm und bloß wie der geringste Bettler.

Als ich nach wiedererlangten Kräften einem kleinen Landstädtchen zuging, um Arbeit zu suchen, begegnete mir ein Leichenzug, und wahrlich, wäre nicht meine hülflose Lage gewesen und der Gedanke an die Hinfälligkeit, der ja jedem ernsten Menschen beim Anblick eines Sarges kommen muß, ich hätte mich des Lächelns nicht enthalten können, als ich das Gefolge dieses Todten überblickte. Da waren Menschen von der verschiedensten Art; alle mehr oder weniger phantastisch gekleidet und alle so verzweifelt dreinschauend, daß es zum Erbarmen war. Am meisten fiel mir ein wohlbenastes Männlein auf, das gravitätisch hinterher marschierte. Sein hellgrauer Filzhut, die hohen rothgeränderten Stulpenstiefel, ein himmelblauer Frack und das rothgeblumte Taschentuch, mit dem er von Zeit zu Zeit seiner Gefährtin, die ihm tiefbetrübt am

Arme hing, über die verweinten Augen fuhr, sind mir unvergeßlich.

„Wer liegt in diesem Bretterhaus?“ frug ich einen Bäckerjungen, der stehen geblieben war, um den Zug vorbei zu lassen.

„Es ist der Direktor einer Schauspielertruppe, der an einem Schlage gestorben ist,“ antwortete der Bursche und ging ein Liedchen pfeifend fürbaß.

Es wunderte mich jetzt nicht mehr, daß die Leidtragenden so sonderbar aussahen, es waren lauter Schauspieler, die ihrem Führer das letzte Geleite gaben.

Ich ging mit auf den Kirchhof, und sah dort, daß der Schmerz um den Geschiedenen kein erkünstelter war.

„Wir sind wie eine verlassene Herde!“ klagten sie untereinander, „was soll aus uns werden? wer wird uns jetzt leiten? wo sollen wir Brot hernehmen für uns und unsere Kinder?“

Ihr Schmerz ging mir nahe, und sonderbarerweise kam mir plötzlich der Gedanke, ob ich nicht der Direktor dieser verwaisten Schauspielertruppe werden sollte, um die Aermsten vor Elend zu bewahren, wie ich es dort beim Liebhabertheater gewesen war, um die Zeit zu verkürzen.

„Wollt ihr mich zum Führer haben?“ frug ich schnell entschlossen, im Kreise umherblickend, „wenigstens bis ihr einen andern findet,“ setzte ich zögernd hinzu, denn es schien mir dennoch eine gewagte Sache. Sie kamen mir aber Alle so vertrauensvoll entgegen und baten mich so herzlich bei ihnen zu bleiben, daß ich mein Wort zu halten versprach.

„Verehrungswürdiger Cherub!“ rief der Hellbefrackte mit aufgehobenen Händen, „Brunhilde, meine Beste, schick dem Herrn ein Kußhändchen.“ Darauf wischte er der trauernden Brunhilde die letzte Thräne von der Wange und faßte sie bei der Hand.

So wurde ich Direktor der Schauspielertruppe, ohne selber recht zu wissen wie ich dazu kam.

Man sagt die Schauspieler treiben ein unnützes Gewerbe; es mag sein, und viel Geld schafft es ihnen auch nicht in die Tasche. Von einem Orte zum andern ziehen, in Schuppen oder halbverfallenen Dachkammern seine Tage verleben, ist gewiß kein beneidenswerthes Loos, und wer die verächtlichen Blicke zu deuten weiß, die allerseits über solch Heimathlose dahingleiten, findet sich doppelt verlassen an fremdem Herd. Doch

Digitized by Google

auch uns blüht mitunter ein Blümlein am dornigen Weg, und die Sonne schickt gütig ihren wärmenden Schein auch zuweilen in unsere dunkle Kammer.

Es war an einem Sommerabend, als ich mit meinen Leuten einem Marktflecken zuging; da gewahrte ich einen kleinen lumpigen Jungen, der weinend unter einem Baume saß. „Was fehlt dir, Kleiner?“ redete ich den Knaben an.

„Sie haben mich fortgejagt,“ antwortete er, „und ich weiß nicht, wo ich hin soll.“

„Wem gehörst du?“

„Niemand.“

„Nun, woher kommst du?“

„Von der Nanni.“

„Wer ist die Nanni?“

„Die Zigeunermutter.“

Dann erzählte er, wie er bei Zigeunern gelebt, die ihn fortgejagt, weil der Heiner ihn nicht leiden mochte, daß aber der Türk ihn lieb hatte und die Nanni gut gegen ihn gewesen, daß der Jokobeli ihm das goldene Kettchen gebracht, um das er so lange geweint hatte und das in der bösen Else Kopftuch verborgen geblieben, bis sie gestorben war. Er beichtete dies alles unter heftigem Schluchzen, und so verworren, daß ich nicht klug daraus werden konnte.

„Vielleicht,“ dachte ich, „ist dieser arme Kleine seinen Eltern gestohlen worden, und ich kann ihm helfen, dieselben wiederzufinden.“ Ich nahm das Kind zu mir, lehrte ihn lesen und schreiben und überhaupt alles, was ein wohlerzogener Junge wissen soll. Aber es verging Jahr um Jahr, wir pilgerten Land auf Land ab, ohne je eine Spur von den Angehörigen dieses Verlassenen zu entdecken.

Wohl mancher Sturm ist seit meinem Wanderleben über mich dahingefahren, viel fröhliche Tage habe ich nicht geschaut, und doch ist mein Leben nicht ganz ohne Sonnenschein, denn die Liebe Gustavs zu mir und seine Dankbarkeit thun meinem vereinsamten Herzen wohl und halten mich schadlos für vieles, das ich missen muß.

Wäre ich allein, so hätte ich längst schon diesem Wanderleben den Rücken gekehrt, um ein ehrsam Geschäft zu treiben. Aber ach! ich darf nicht daran denken, dies Trüpplein Menschen zu verlassen, denen ich nothwendig bin, die meiner Leitung bedürfen, und mich jammernd umstehen, sobald ich davon spreche,

Digitized by Google

daß ich sie verlassen will. Sollte ich da nicht bei ihnen bleiben?

Wir sehn uns wohl auf dieser Erde nicht wieder; morgen mit dem Tagesgrauen ziehen wir fort, wohin? — das weiß Gott allein. Heute hier, morgen dort; dies ist unser Losungswort. Mögen wir uns einst dort wiedersehen, wo die Stürme schweigen, und wo die Sonne nicht untergeht.

Paul Friedberg.

Digitized by Google

## IX.

Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; aber die Liebe iſt die größeſte unter ihnen.

1 Korinther 13, 13.

„Morgen mit dem Tagesgrauen," flüſterte Tante Julchen, und ſeufzte tief auf; dann legte ſie den Brief zuſammen, verbarg ihn in der Taſche und ſchrieb eilig ein paar Zeilen, die ſie Herrn Friedberg zuſchickte.

Als Frau Peterling und ihre Tochter Maria die Thüre der Dachkammer hinter ſich geſchloſſen hatten, ſtützte Guſtav Peterling — denn er war es — den Kopf in die Hand und verfiel in tiefes Nachdenken. Er konnte ſich nicht erklären, warum die vornehme Dame ihn ſo ausgeforſcht hatte und hernach ſo bewegt geworden war, und ärgerte ſich über ſich ſelbſt, daß er ihr nur ſo kurze Antworten zu geben vermochte. Von ſeinem Leben bei den Schauſpielern bis auf dieſen Tag war ihm Alles ganz klar; er hätte ſogar die Ortſchaften bezeichnen können, die er in ſeinem heimathloſen Daſein durchwandert; und die Menſchen — ſie waren leider dünn geſäet — die ihm ein bischen Liebe auf den freudeloſen Weg geſtreut, waren ihm alle in dankbarer Erinnerung geblieben. Woher er aber gekommen, wie lange er bei den Zigeunern gelebt, und ob er je anders als in wandernden Häuſern oder luftigen Dachkammern gewohnt, wußte er nicht zu beſtimmen. Er war ja ſo klein und unerfahren, als er unter der böſen Elſe Zuchtruthe gerieth, und hatte ſeitdem unter den mancherlei Schickſalen, die er gehabt,

und unter den verschiedenartigen Gegenden, die er durchwandert, seine Kindheit vergessen.

Ob die Zigeuner ihn seinen Eltern geraubt hatten? — Mit blutendem Herzen stellte er sich jetzt diese Frage. Warum hatte sich die Dame so genau nach allem erkundigt? Was ging sie ein armer Schauspieler an?

Doch wie hart wären die Zigeuner für ihr Vergehen bestraft worden. Er hatte die Nanni nur einmal gesehen, seitdem er sie verlassen, aber wie trübselig sah sie aus; sie erzählte ihm, wie es ihr seither ergangen, und wie jetzt Elend und Noth ihre Gäste geworden; er hatte zum Glück ein paar Groschen in der Tasche, die drückte er in der Nanni braune Hand und streichelte sie; sie war ja jederzeit gut gegen ihn gewesen. Der Heiner war im Trunke vom Wagen gestürzt und hatte sich zu Tode gefallen; der Franzl saß wegen Diebstahls im Gefängniß, und sie, die Nanni und der Jakobeli, dem ein Raufbold die Hand durchstochen, zogen bettelnd von Dorf zu Dorf. Der Erlös des Karrens und des Gauls war längst schon ins Wirthshaus gewandert, und Türk, das gute getreue Thier, war verendet vor Hunger und Elend.

Noch wußte er den Tag, wo er weinend an der Landstraße gesessen, sein wiedergefundenes Kettchen in der Tasche bergend; wie lieb war ihm dasselbe; seinen Werth kannte er freilich nicht, aber es erinnerte ihn an einen lieblichen Traum, den er vor vielen Jahren gehabt und den er nicht mehr vergessen konnte.

Dann kam Herr Direktor Friedberg und nahm ihn mit sich in sein Haus? — nein, er hatte ja selber kein eigenes Plätzchen, aber er theilte mit ihm sein Brot und sein Alles, und that was ein Heimathloser für den andern zu thun vermag. Wie viel Mühe und Arbeit hatte er ihm gemacht; wie schwer hatte er lesen und schreiben gelernt; er war nur an Müßiggang gewöhnt, war heftig und störrig gewesen und wild wie das Unkraut am Wege. Herrn Friedbergs Geduld und Güte gewann sein Herz, und bald war sein Eigensinn gebrochen. Ach, nie würde er vergessen können, wie treu er ihn pflegte, als er einst krank und elend auf seinem armseligen Bette lag, und wie liebevoll er sein warmes Kleid über seine Schultern legte, um ihn vor Kälte zu schützen. Könnte er je solche Güte vergelten? konnten es die anderen vergelten, daß er sich oft das Nöthige entzog, damit sie keinen Mangel hätten.

Digitized by Google

Aber sie liebten ihn Alle, und als er sie einst verlassen wollte, hoben sie die Hände zu ihm empor und weinten.

Warum hatte er gestern mit jener liebreichen Dame flüsternd am Fenster gestanden, und warum ist diese nicht wiedergekommen? sie war doch so gut, so herzensgut, und warum hat er ihr so traurig nachgeschaut?

Bekümmert legte Gustav den Kopf auf sein ärmliches Lager und verbarg das Gesicht in die harten Kissen.

„Gustav, mein Junge!“ rief's plötzlich dicht neben ihm, und als er sich emporrichtete, stand Herr Friedberg an seiner Seite und blickte ihn mit seinem milden lieben Gesichte traurig an. „Gustav!“ sagte er wieder, und strich ihm das Haar von der Stirn, „du weißt, wie lieb du mir bist, und daß mein Leben ohne dich sein wird wie eine Blume ohne Sonnenlicht. Aber wir müssen uns trennen; ich habe endlich das Ziel erreicht, nach welchem ich so lange vergeblich gestrebt, ich habe eine Heimath für dich gefunden, wo du froh und glücklich sein kannst. Ich ziehe weiter meine selbstgewählte dunkle Straße; du weißt am besten, daß ich diese Aermsten nicht verlassen kann. Du wirst auf sonnigeren Pfaden wandeln, aber vergessen wirst du mich nicht, und nie auch wirst du herzlos oder verächtlich auf solche herunterblicken, die — wenn schuldig, desto beklagenswerther — unter fremdem Dache wohnen und an fremdem Herde sich wärmen müssen.“

Gustav hatte mit keiner Silbe Herrn Friedberg zu unterbrechen gesucht; die Nachricht kam ihm so plötzlich, so unerwartet, daß er wie in einem Traum befangen war. Noch immer saß er sprachlos da, als die Thüre sich aufthat und Frau Peterling heftig erregt auf ihn zustürzte und ihn in ihre Arme schloß. „Mein Sohn! mein Gustav, mein längstverlorenes Kind!“ rief sie einmal über das andere, „ist es denn möglich, daß ich dich wiedersehe?“ — Dann hielt sie ihm das Kettchen entgegen, welches sie an jenem Unglückstage an seinen Hals gehängt, und das Herr Friedberg für Gustav aufbewahrt, und sogleich nach Empfang von Tante Julchens Zeilen seiner Mutter als Erkennungszeichen zugestellt hatte.

In Herrn Peterlings Hause, wo gestern zur Dämmerstunde der Langverwaiste seinen Einzug gehalten, lag noch

Digitized by Google

alles in tiefem Schlaf. Gustavs Vater, welcher nicht wenig Mühe hatte in dem entblößten, verachteten Schauspieler seinen eigenen Sohn zu erkennen, und dessen Stolz aufs empfindlichste gekränkt war, als man den Aermsten als Glied der Familie in sein vornehmes Haus brachte, hatte sich endlich in das Unvermeidliche gefügt und dem Wiedergefundenen die Vaterhand gereicht. Er wußte aber nicht, wem er dies Wiedersehen zu verdanken hatte, und daß eben der, dessen Lebensglück gleich dem der einzigen Schwester seinem grenzenlosen Hochmuth zum Opfer gebracht wurde, seines Kindes Retter und Wohlthäter war.

Tante Julchen war die einzige im Hause, die schon munter war. Sie stand hinter dem geschlossenen Fenster und blickte hinunter auf die Straße. Ihr Haar war sorgfältig geglättet, das Spitzentuch lag in feinen Falten über dem dunkelgrauen Kleid, kurz, es war alles an ihr so wohl geordnet und tadellos, als erwarte sie geehrten Besuch.

Sie hatte die Nacht nicht geschlafen; sie hatte ja so viel erlebt in der letzten Zeit und so manches erfahren, das ihr liebreiches Gemüth darniederdrückte. Und sie mußte alles allein tragen; wer sollte ihr auch tragen helfen; nein, nie hätte sie Andere mit ihrem Kummer belästigen wollen; was hätten sie auch thun können, um ihn zu erleichtern? Oder hätte sie je erzählen dürfen, auf welche Weise sie denjenigen wiedergesehen, der ihrem Herzen so unvergeßlich blieb? So stand sie denn, versteckt hinter dem Fenster ihres verschwiegenen Zimmers, um ihn noch einmal zu sehen, wenn er vorüberzog.

„Beim Tagesgrauen," sagte sie leise vor sich hin, indem sie unverwandt auf die Straße blickte, „schon sind die Vögel munter und die Sonne schaut grüßend ins Thal; bald muß er kommen. Wie thöricht bin ich! — Kann denn dies Herz nicht stille werden? — Doch horch! ist das nicht Pferdegetrappel und Wagengerassel? Ja, da kommt's das plumpe Gespänn mit dem durchlöcherten altersgrauen Wetterdach, das all ihre armselige Habe in sich faßt. Warum mich's so schauert und friert! warum mir mein prachtvolles Zimmer wie ein Alp auf die Seele drückt?"

Jetzt kommen sie langsam die Straße daher, langsam und bedächtig, wie ein Leichenzug. Wie trübselig sehen sie aus, wie buntfarbig sind ihre Kleider und wie arm und veraltet. Dort wandelt Frau Brunhilde am Arm des bepflasterten Gefährten;

Digitized by Google

sie blicken bald rechts und bald links und spenden ihre huldvollen Grüße; sind wohl die einzigen Glücklichen im verkümmerten Gefolge.

Herr Friedberg schließt heute den Zug; er folgt den anderen mit bbwärts gekehrtem Gesicht. Nur einmal hebt er den Blick, just dort unter Julchens Fenster. Hat sich nicht eben der Vorhang bewegt? Weist dort nicht ein Finger nach Oben? — Er drückt seine Hand auf die Lippen, und verschwunden ist der Zug um die Ecke.

Digitized by Google

Im Verlage von **J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)** in Straßburg sind erschienen:

## Elsässische Volksschriften.

Heft I.: **Wie Schloß Lichtenberg zur Ruine wurde.** Kriegserlebnisse von Ed. Spach, mit einer Ansicht von Lichtenberg. 50 Seiten. *M* —.60

Heft II.: **Berg auf und Berg ab,** von Maria Rebe. 47 S. . . . . *M.* —.50

Heft III.: **Zwei Stephanstage,** eine Dorfgeschichte von A. Sch. . . . . 80 S. . . *M* —.80

Heft IV.: **Aus den Papieren einer alten Jungfer.** von L. Schaller-Fischer. 108 S. *M* 1.—

Heft V.: **Wer der Sünde den Sonntag giebt, dem nimmt sie die Woche,** von Maria Rebe. 54 S. . . . . *M* —.50

Heft VI.: **Bilder aus dem Leben,** von Ed. Spach. 54 S. . . . . *M* —.50

Heft VII.: **Märchen aus Lothringen.** Dem Volke nacherzählt von Fr. Peters. 52 S. *M* —.50

Heft VIII.: **Um Freiheit und Recht.** Erzählung von Joh. Westenhoeffer. 72 S. *M* —.70

Heft IX.: **An fremdem Herd.** Eine Erzählung von L. Schaller-Fischer. 60 S. *M* —.60

Heft X.: **Wem der liebe Gott nicht bei der Erziehung hilft, dem hilft ein Anderer,** von Maria Rebe. 43 S. . . . *M* —.50

# Elsässische Volksschriften.

10.

# Wem der liebe Gott nicht bei der Erziehung hilft, dem hilft ein Anderer.

Von

**Maria Nebe.**

Straßburg 1888.
J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Digitized by Google

Digitized by Google

# Wem der liebe Gott nicht bei der Erziehung hilft, dem hilft ein Anderer.

Von

**Maria Rebe.**

Straßburg,
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).
1888.

Digitized by Google

## Das Wissen bläht.

„Glaub' Sie mir, Bas' Lene, Sie macht aus der Emma eine gelehrte Gans!" sagte Vetter Martin, indem er sich eine frische Pfeife anzündete. „Mach' Sie das Mädel arbeiten, daß es harte Finger kriegt! Jag' sie's am Morgen aus den Federn anstatt sich selbst abzumüden! Was will Sie denn am End' mit dem Ding machen?"

„Emma hat Anlagen," sagte die Mutter, „und die ausbilden zu lassen ist meine Pflicht . . ."

„Ja, sie hat wirklich Anlagen . . das hab ich erst diese Woche gesehen," lachte spöttisch der Alte, „als sie mit dem hergelaufenen Kerl, dem Dumont, vierhändig gespielt. Da hat sie gezeigt, daß sie koquettiren kann mit und ohne Noten. Arbeiten ist gut gegen den Muthwillen, Frau Bas'; wenn der Teufel das End' oder das Trumm, wie die Schwaben sagen, verloren hat, sucht er's bei einem faulen, üppigen Weibsbild, und da ist er gewiß, daß er anbinden kann."

„Emma ist einmal nicht für niedere Arbeit gemacht," nahm wieder die Frau das Wort, „die Pensionsvorsteherin sagt, sie mache Aufsätze, wie sie selten welche zu sehen bekomme, und Briefe kann sie schreiben, daß einem die Augen überlaufen. Es steckt mehr in dem Kopf, als man so für's Gewöhnliche braucht, und ich will nicht gegen meines Kindes Glück sein. Wer weiß, ob es nicht noch eine Ottilie Wildermuth giebt."

Digitized by Google

„Für eine Frau, die Bücher schreibt, und nicht eben so gut den Kochlöffel und den Waschlumpen führt, als die Feder, geb' ich keinen Birnenstiel," brummte Martin. „Eine Frau darf keinen Finger breit vom häuslichen Herd weichen; denn dazu hat Gott sie bestimmt und diesen Platz haben die gesellschaftlichen Verhältnisse ihr gemacht. Hat sie neben dem Magddienst Zeit, Lust und Kopf zum Schreiben, so mag schon etwas rauskommen. Schreibt sie und vergißt darüber ihre ersten, heiligen Pflichten, so mahnt sie mich an einen Baum, der keine Wurzel hat. Uebrigens hat Sie die Ottilie Wildermuth genannt. Das ist eine Frau nach Gottes Herzen. Die ist nicht allein ihrem Manne eine demüthige liebevolle Stütze, sondern sie steht auch ihrer Haushaltung vor, wie's einer Frau ziemt, und hat ein Herz für Freunde und Fremde, für Bedrängte und Elende. Ja, Frau Bas', das ist eine Seele, wie's wenige in unsern Tagen giebt, und so wird ihre Emma ihrer Lebtag nicht, wenn sie die Narrheit so fort treibt."

Ungeduldig zupfte die Frau an ihrem Hanf. Der Faden rann blitzschnell durch die ungeduldigen Finger, so daß das Ende etliche Male in die Spindel schnurrte und sich auf der Spule verlor. Sie durfte nicht sagen: „Vetter Martin, scheer Er sich um seine Sachen; ein alter Brummbär wie Er versteht von einer Mädchenerziehung nichts" — denn der Alte hatte Vermögen und keine Erben. Die Frau Heck hatte eine Tochter und wenig Mittel und wollte doch gar gerne obenaus. Deswegen ließ sie sich wohl allerhand gefallen und auch sagen von dem wunderlichen Vetter; aber heute ging's doch über alle Grenzen. Wer weiß, was geschehen, wenn nicht Emma mit der Schultasche eingetreten wäre.

Es ist kein häßliches Mädchen, auch gefällig gekleidet, mit einem Hütchen ohne Rand, wie ein Suppenteller, mit einem kecken Federbusch vorn auf der Stirne, der durch eine silberne Streitaxt festgehalten ist, auf dem Kopf; ein mächtiger Chignon hängt ihr im Genick, während die Haare wie eine Mähne aus dem Gesicht gekämmt sind, gleich als seien die Haare dem Weibe nicht zur sittigen Hülle gegeben; ein kurzes rothes Jäckchen, den weiten langen Rock an Schnüren wieder über das Unterkleid heraufgezogen und Stiefelchen mit hohen schmalen Absätzen vollenden das Bild. Im Gesicht liegt etwas vornehm schnippisch Gelangweiltes, das dem Mädchen alles Anziehende nimmt. Sie grüßt fremd. Der Vetter betrachtet sie und

Digitized by Google

bläst Rauchwolken aus seiner Pfeife, als müsse er einen Schwarm Wespen verjagen. Die Mutter nimmt Tasche und Mappe, Hut und Jäckchen und das Töchterlein streckt sich in den Lehnsessel.

Nun duldet's den Alten nicht mehr. Er klopft die Pfeife aus und hebt sich von dannen.

„Der alte Brummbär," sagt Emma, indem sie das Fenster öffnet, „ich wollt', er verschonte uns mit seinen Visiten, und behielt seinen Hanf und seine Strickbaumwolle für sich." (Martin hatte nämlich die Gewohnheit, auf Weihnachten dem Bäschen einen tüchtigen Ballen Hanf oder etliche Pfund Strickbaumwolle zu bescheeren.)

„Sei geduldig," seufzte die Mutter, „wir dürfen ihm nicht vor den Kopf stoßen, sonst könnte es noch fehlen.

„Er hat keine andern Verwandten als uns," entschied altklug das fünfzehnjährige Töchterlein, „und da wird doch endlich das Geld hinfallen, wo es hingehört."

„Emma," sorgte die Mutter, „der Martin ist ein gar sonderbarer Kauz; er hat seine „Mucken". Es ist nicht unmöglich, daß er was Sonderbares macht und seine Thaler etwa an ein frommes Werk hängt."

„Das wär' doch eine Schande, die armen Erben im Elend zu lassen und sein Geld an Fremde zu hängen," meinte Emma, indem sie die Halskrause vor dem Spiegel zurecht legte und die Brosche frisch einhakte. Dann nahm sie einen Taschenkamm und strich die Haare aus der Stirn, zog das Kleid zurecht und ging an's offene Fenster. Als sie im gegenüberliegenden Hause ein gewisses Fenster sich öffnen sah, setzte sie sich an's Klavier und spielte zärtliche Lieder. Die Mutter that derweilen die Küchenarbeit, deckte den Tisch, und als Alles bereitet war, lud sie das Töchterchen zum Essen ein. Diese nahm ein Buch neben den Teller und las und aß, als solle Gelehrsamkeit, Suppe, Gemüse und Fleisch, Alles in einen Magen, und durch eine Verdauung bewältigt werden. So ging's Tag vor Tag. Nur wurden die Besuche des Vetters Martin immer seltener. Der vernünftige Mann sah wohl ein, daß all' sein Predigen weder bei der Mutter noch bei der Tochter anschlug. Er besuchte desto fleißiger eine Blindenanstalt. Hier war er nach und nach immer mehr daheim, bis endlich die höhere Heimath sich im Tode für ihn aufthat.

Nach der Beerdigung wollte Frau Heck von dem ziemlich

Digitized by Google

beträchtlichen Vermögen Besitz nehmen; doch der Notar brachte ein Testament, das vor Zeugen geöffnet werden mußte. Universalerbe war der Vorsteher der Blindenanstalt, unter der Bedingung, daß derselbe alle Weihnachten an Jungfrau Heck 20 Pfund Niederländer Hanf und drei Pfund Strickbaumwolle abgebe; ferner, wenn sich dieselbe mit einem Handwerksmann, der das Meisterrecht ehrlich errungen, verbinden sollte, so müßte der jungen Frau eine Morgengabe von 20 000 Franken an ihrem Hochzeitstage ausbezahlt werden; bei jeder andern Verbindung sei das Legat null und nichtig.

Das war hart für Mutter und Tochter, die ihre hochgetragenen Pläne auf diese Weise scheitern sahen. Das Mädchen stampfte mit den Absatzstiefelchen auf den Boden und ein Glück für Martin, daß Emma's Wünsche ihn nich mehr erreichen konnten.

Als die Gläubiger, welche auf die Erbschaft gehofft hatten, sich in ihrer Erwartung betrogen sahen, wurden sie dringender. Emma mußte etwas anfangen, um Geld zu verdienen. Sie wurde Unterlehrerin in einer Schule. Man hatte nicht lange gefragt, wie sich das Mädchen hierzu eigne. Sie war gelehrt — das schien die Hauptsache! Mit welchem Widerwillen sie aber den armen Kindern begegnete, stellte sich nur zu bald heraus. Sie war ja so außerordentlich befähigt und nun sollte sie das A-B-C lehren und die Hand zum Schreiben führen!

Endlich kam die Zeit, wo sie ihr Examen machen konnte. Das war ein Lichtpunkt für sie; denn sie bestand die Prüfung glänzend. Kannte doch das aufgeblasene Ding keine Schüchternheit, die ihr in dem entscheidenden Augenblick den Athem hemmte! Mit Widerwillen nahm sie Stellung an einer Landschule, freilich mit dem Vorsatz, sobald wie möglich dieselbe mit einer Gouvernanten-Stelle in England oder in Rußland zu vertauschen. Aermlich genug richteten sich die Frauen im Schulhause ein; denn das Beste, was sie hatten, mußte verkauft werden, um die ungestümen Mahner zu bethätigen. Aber Emma's Anzug war dennoch sehr auffallend. Wo hochroth anzubringen war, mußte es sein. Die Mutter war Magd, sie besorgte das Haus, scheuerte, kehrte, spann und hackte selbst mitunter das Holz zum Gebrauch in die Küche. Sie pflanzte das kleine Gärtchen hinter dem Hause an, trug Dünger, grub, hackte und pflanzte, und manchmal, wenn die alten Beine nicht mehr wollten, und die Arme schlaff niedersanken, da lehnte sie sich an die Mauer und seufzte unter der schweren Arbeit. Aber die Tochter um Bei-

stand bitten, das hätte sie nie gethan. Emma war ja zu Besserem auf der Welt!

Während dem saß die Tochter am Klavier, schrieb schöne Sachen in ihr Tagebuch und besorgte den Briefwechsel, versuchte auch allerhand schöne Aufsätze zu machen, mit denen sie die Welt beglücken wollte. Aber Letztere wollten nicht gerathen; denn wo in einer Seele nicht ein lebendiger Quell sprudelt, der aus einem gut ausgefüllten Leben entspringt, wo nicht Gottes Geist in ein an sich armes Menschenkind überfluthet und es über alles Verstehen reich macht, da hat's bald ein Ende mit der Schriftstellerei. Nur wo Gott selbst waltet, wird alles neu und jugendlich frisch. Was auf menschlichem Gebiete wächst, ist einmal wie das Gras, das am Morgen blüht und am Abend verdorret. Das fühlte wohl unser armes Mädchen, und wußte aber nicht, was ihr fehle. Sie gab den knappen Verhältnissen die Schuld. Ihr Tagewerk lag wie ein Alp auf ihr. Die Kinder, welche ihr Herz ausfüllen sollten, eckelten sie an; sie wickelte den Stundenplan ohne Freudigkeit ab. Die Natur hatte keine Sprache für das Herz. Gottes Wort war für sie alt und farblos; nur die Romane mit schrecklichen Lagen, mit unnatürlichen Verhältnissen konnten ihre Phantasie beschäftigen und das Zeug vergiftete vollends dieses Dasein. Sie träumte sich in die Romane hinein; in dem Gehilfen des Lehrers sah sie einen erwünschten Helden, der ihre Aufmerksamkeit weit mehr in Anspruch nahm, als die ihr anvertrauten Kinder. Es entstand ein zartes Verhältniß, das bei Knaben und Mädchen viel Aergerniß gab. Der verständige Lehrer löste den Knoten, indem er seinen Gehilfen verabschiedete. Aber nun hing Emma schwärmerisch an dem entschwundenen Glück. Sie dichtete sehr gefühlvolle Sachen, über alle Mondsviertel, über die klagenden Nachtigallen, ja selbst Immergrün, Epheu, Tod und Todesgedanken kamen dazu. In dem Tagebuch waren meist sehr bedeutende Gedankenstriche, und das Klavier hauchte nur noch Wehmuth und Melancholie. So gingen die Tage über die Lehrerin hin. Sie lebte in ihrer Lug- und Trugwelt so, daß sie nicht sah, wie verwahrlost ihre Kinder waren, und sie sich nicht Rechenschaft davon geben konnte, daß sie die Mädchen zu ernstem, bescheidenem Beruf heranbilden solle. Auch sah sie nicht der Mutter schleichenden Gang, deren bleiches Gesicht, hörte den Husten nicht, den keuchenden Athem der Frau, welche unter der schweren Last erlag.

Digitized by Google

Eine neue Erscheinung fesselte die krankhafte Einbildungskraft. Ein Handlungs-Reisender, der öfters in des Nachbars Haus kam, um Geschäfte in Syrup, Zucker und Kaffee zu machen. Diesen beglückte das Mädchen mit ihrer Zuneigung; dessen Kommen und Gehen waren für sie die wichtigsten Ereignisse.

Endlich mußte sie doch der Mutter Unwohlsein beachten; denn häufig blieb die Leidende Morgens im Bette. Da sah es mit dem Frühstück betrübt aus. Mancher rauchende trübe Kaffee, manche angebrannte Milch floß aus den unsauberen Töpfen. Mittags war's noch ärger, konnte doch Emma keine Rahmsuppe zuwege bringen. Sie war ungeschickt in den Fingern, und hatte dazu, um die Hände zu schonen, noch Lederhandschuhe an. Was sie kochte, gäbe ein neues Kochbuch; hievon nur Eines zur Probe. Sie wollte nämlich einmal Klöse machen, und anstatt dieselben mit einem warmen Löffel fein auszubrechen, leerte sie den Teig auf einmal in's Wasser, mit dem Bemerken, derselbe könne sich von selbst vertheilen. Physik hat sie gelernt, und an Chemie gerochen, und an Sternen- und Naturkunde geleckt, aber einen Teller voll Klöse brachte sie nicht zuwege, und eine helle kräftige Fleischsuppe noch weniger.

Wie seufzte die Mutter in ihrem Bette, das ihr auf diese Weise zum doppelten Schmerzenslager wurde; das Bewußtsein wurde endlich in ihr wach, daß sie den Holzweg in der Erziehung ihrer Tochter eingeschlagen. Gerne hätte sie den Rest ihres fliehenden Lebens gegeben, wenn Emma anders gewesen wäre; aber es war einmal so, und wie oft sie auch an Vetter Martin und an seine wohlgemeinten Rathschläge dachte, es half nichts mehr. Es war zu spät. Emma war verkrüppelt und leer. Je näher das Ende der Frau Heck kam, desto fürchterlicher waren die Gewissensbisse, die sie peinigten. Sie versuchte der Tochter noch zu sagen, was sie plage; diese aber wollte, konnte sie nicht verstehen; sie war ein Wesen, so weit über die gewöhnlichen Menschen erhaben, daß man von ihr solches gar nicht erwarten konnte.

Still lag deswegen die Kranke und sah ihren wohlgeordneten Haushalt von Stufe zu Stufe herabsinken. Endlich brach in diesem enttäuschten Herzen das Verlangen nach Gnade durch. Aber selbst die heilbringende Buße konnte den Seelenschmerz nicht tilgen, der sie ergriff, wenn sie ihr Kind arm, hilflos, verkehrt sah. Ihre letzte Bitte war: „O Herr, vergieb! O Herr,

Digitized by Google

hilf!“ Dann zog die müde Dulderin hinüber in die ewigen Hütten, wo kein gefährlicher Irrthum, wie der, welcher sie auf Erden umfangen, sie mehr erreichen konnte!

Emma trauerte um die Mutter; aber dieser Schmerz selbst konnte nicht tief in diese Seele eingehen, die im Halbwissen verflacht, in Faulheit, Eitelkeit und Sinnlichkeit begraben lag. Sie ging ihren Weg weiter, glaubte sich zum Unglück geboren, verbitterte von Tag zu Tag, so wie ihr Bischen Habe von Jahr zu Jahr mehr verkam. Der Hanf wurde verkauft und die schöne Leinwand, welche der Mutter fleißige Hand gesponnen, verderbt, kam es doch Emma nicht darauf an, eine schöne Serviette zum Wischtuche zu nehmen, um das umgeleerte Tintenfaß aufzutunken. Die Toilette wurde indeß noch erhalten. Alles andere ging, wie es konnte. Unheimlich und unwohnlich wurde ihr das Stübchen, das sie bewohnte, wenn schon ein Canapé und ein rundes Tischchen mit Büchern darin war. Sie suchte Gesellschaft und verachtete keineswegs einen Tanzsonntag in dem „süßen Winkel“, wie man ein schlechtes Wirthshaus, das etwas abseits lag, getauft.

Hier lernte sie einen Schustergesellen kennen, der direkt von Paris gekommen war, der den Hut auf die Seite setzte, und am Sonntag ein feines Spazierstöckchen und Glacéhandschuhe trug. Dieser hatte nicht allein außen herum Pariser Schnitt, sondern innerlich pariserte es auch bei ihm. Er hatte einige schöne Redensarten über Altweiberreligion, wußte selbst etwas von dem Renan, der das alte Zeug, wie er meinte, nun auch vollends für die Papiermühle fertig gemacht hätte. Er tanzte dabei sehr schön und strich seinen Schnurrbart nach dem Modell aus der Modezeitung. Kurz, es war ein rechter Stutzer und Emma sympathisirte ungemein fortan für den Handwerkerstand, besonders wenn ein Arbeiter sich auf so aristokratischer Höhe zu erhalten wisse, wie dies bei dem Schuster der Fall war. In traulicher Stunde theilte sie ihm mit, wie Vetter Martin sie in seinem Testament bedacht, und nun gab's Verlobung.

Knapp, sehr knapp ging's bei der Ausstattung zu; sollten doch die Zwanzigtausend erst am Hochzeitstage ausbezahlt werden. Doch gab's, zum Glück, Leute, und waren's auch blos Juden, die auf solche Aussicht hin etwas vorstreckten . . .

Jetzt, lieber Leser, magst du dir selbst ein Bild von dem Hause machen, in dem ein Mann regieren soll, dessen ganzes

Digitized by Google

Verdienst in etwas Pariser Schminke besteht, während sein Geist stumpf, seine Seele verdorben, sein Herz öde ist, ein Handwerker, der das Schuhmachen wohl erlernt, der aber träge zur Arbeit ist und lieber hinter dem Wirthshaustisch, als auf dem Dreifuß sitzt, — der mehr Freude an der Kegelkugel hat, als an der gläsernen, — der die Karten lieber handhabt, als das Gebetbuch und die Bibel. Und dazu denke dir eine Frau, die nicht mehr in sich hat, als eine mit Luft gefüllte Blase, und Hände, die weiter nichts gethan, als geschrieben und Klavier gespielt, — die weder Kochen noch Scheuern, weder Waschen noch Glätten, weder Spinnen noch Stricken, weder Nähen noch Flicken können! — In dieses Haus sind am Hochzeitstage zwanzigtausend Franken gefallen und haben den Glauben geweckt, als wären sie nicht zu erschöpfen. Diese Meinung ist jedoch nur zu bald der Ueberzeugung gewichen, daß das Geld rund ist und man geschickte, fleißige Finger haben muß um, dasselbe im Hause festzuhalten!

Du hast's begriffen, lieber Leser, daß das Ding seinen Gang gehen mußte! Es ist dir klar geworden, daß, wenn es Ehen giebt, die im Himmel geschlossen sind, es auch andere giebt, die der Teufel zu Stande gebracht. Wie's dann dabei zugeht, sieht man, leider! in manchem Haus! . . . Genug, unsere gelehrte Emma sank von Stufe zu Stufe; sie zog ihre armen Kinder mit in das bodenlose Verderben; denn diese mußten die kleinen, mageren Hände ausstrecken . . . nach Bettelbrod!

Mütter, bedenkt's: das leere Wissen bläht; nur die Liebe, besonders aber die Liebe zu Gott, bessert!

Digitized by Google

## Saat und Ernte.

„Mutter!“ schrie Alfred in's Zimmer stürzend und den Bücherſack auf den Tiſch werfend — „ich geh' nicht mehr in die Schule ... das laß ich mir nicht gefallen! ...“

„Was denn, mein Kind?“ fragte beſorgt die Dame, indem ſie den Roman, den ſie geleſen, ſchloß und dem erzürnten Knaben die Locken aus der Stirne ſtrich.

„Der alte Kümmel hat mir eine Ohrfeige gegeben!“

„Wie gemein!“ entſetzte ſich die Frau, indem ſie dem Knaben einen Kuß auf die noch gerötheten Wange drückte. „Was iſt denn vorgefallen?“ fragte ſie, um ihre Troſtgründe anbringen zu können.

„Gar nichts!“ war die Antwort. „Vor mir ſitzt das „Buckele“, das mir in der Seele zuwider iſt, dem hab' ich ein Papier aufgeheftet, wo drauf geſtanden: Orgelmann, Numero Eins. Da haben die Andern gelacht, und als es der Kümmel geſehen, hat er mir Eine gelangt.“

„Du haſt auch immer ſo drollige Einfälle,“ meinte die Mutter lächelnd, „aber der Mühe werth war es nicht, unſer Kind ſo zu behandeln. Ich will mit dem Vater davon reden. Geh' in's Eßzimmer, es ſtehen dort ganz friſche Erdbeeren und iß dein Zehnuhrbrod.“

Die Dame lehnte ſich wieder behaglich in die Sophaecke und bald war ſie in den Verlauf der intereſſanten Geſchichte ſo vertieft, daß ſie erſt dann das Buch weglegte, als ihr Mann in's Zimmer trat.

„Weißt du ſchon, was Alfreden heut' geſchehen?“ begrüßte ſie dieſen.

„Er hat ſich, glaub' ich, eine Ohrfeige geholt,“ ergänzte der Mann.

„Wegen einer Lumperei,“ ſagte die Mutter. „Was kann das Kind dafür, wenn es witzige Einfälle hat. Der Lehrer hat nie den Charakter unſers Alfred verſtehen können. Wie kann auch ein alter ſtaubiger Bücherwurm, wie der, einen genialen Charakter faſſen.“

Digitized by Google

„'s ist eben ein gelehrter Esel," sagte der Vater und griff nach der Zeitung; „es geht zu in unserm Land, wie vor dem Himmel draußen," nahm er das Wort nach einer Weile wieder auf, „die Obrigkeit meint, sie könne machen was sie wolle, und so meinen's alle Beamten. Es wird doch einmal anders kommen! Gott Lob, daß in den Kammern Leute sind, die der Regierung einen Strich durch die Rechnung machen können!"

„Ja, es ist recht betrübt," gähnte die Frau gelangweilt, „es thut Niemand seine Pflicht. Gut Essen und Trinken und sich amüsiren, das hat jeder im Auge; aber für's allgemeine Wohl arbeiten, will Niemand." Dabei rieb sie die weißen Atlashände.

„Frau," sagte der Mann, des Politisirens müde, „da fehlt mir ein Knopf und meine Weste ist abgestoßen."

„Schick's zum Schneider!" war der Trost.

„Dann muß ich dir bemerken, daß die Strümpfe, die ich heute frisch angezogen, ein großes Loch haben."

„Das ist doch zu arg mit der Lene! Das Ding wird alle Tage fauler! Ich will ihr einmal wieder den Kopf tüchtig waschen! Nein! Niemand thut mehr, was er soll!" war die Endbemerkung, als der Gemahl das Zimmer verließ. Nun wurde der Roman wieder vorgenommen, bis das Mädchen zum Essen rief.

Alfred hatte im Nebenzimmer erlauscht, daß sein Lehrer ein gelehrter Esel, er selbst aber ein genialer Bursche sei; er hatte des Vaters Urtheil über die Landesobrigkeit vernommen und dies Alles hatte sich das „geniale" Kind hinter die Ohren geschrieben.

Natürlich verließ der zehnjährige Alfred die Schule, so zweckmäßig sie zu dessen Entwicklung gewesen wäre, um in ein Lyceum eingebürgert zu werden. Hier ward der solide Grund, den der treue geschickte Lehrer gelegt, umgeworfen, und ein Unterricht begonnen, der wohl für einen siebenzehnjährigen Jüngling hätte angehen können, aber für einen zehnjährigen, gedankenfaulen Jungen nur dazu diente, eine Masse unverstandener Sachen in seinem Gedächtniß aufzuhäufen. Dabei hatte der schöne Knabe eine gefällige Uniform, und das „Käppi" mit dem goldgestickten Lorbeerkranz saß köstlich verwegen auf den blonden Locken. Die Mutter konnte sich nicht satt daran sehen und dem Vater machte es eine innige Freude, einen Sohn zu haben, der im Stande war, seine politischen Ansichten

Digitized by Google

zu theilen, und der so meisterlich über alles Bestehende schimpfen konnte, besonders aber über die Ortspolizei, mit der er freilich manchmal in allerlei bedenkliche Conflikte kam.

Als die Confirmation heranrückte, meinte Alfred: „Das Ding könne man unterlassen.“ Die Mutter sagte: „Wo denkst du hin, man muß machen, wie die Andern; übrigens ist's bald geschehen.“ Der Vater lächelte. „Er hat so Unrecht nicht; es ist noch ein Ueberbleibsel vom Pfaffenthum, das aber auch zu seiner Zeit schwinden soll. Es dürfen nur noch Etliche kommen wie Strauß und Renan; die mögen dem Volke schon den Staub aus den Augen wischen!“

Wie segensreich nach solchen Betrachtungen die heilige Handlung für unsern Alfred gewesen, wie fruchtlos das Bemühen des Seelsorgers, kann man sich denken! Er war im Alter wo gewöhnlich die Seele, ihrer selbst unbewußt, glaubend umfaßt was ihr naht, wo bittere Erfahrung noch nicht das Vertrauen getödtet, das köstliche Jugendfeuer gelöscht. Dieses Knaben Herz indeß war kalt, die Seele leer, das ganze innere Leben öde.

Alfred wollte Advokat werden. Den Gerichtshof durch seine Beredsamkeit beherrschen, das schien ihm ein ruhmvolles Ziel für seine Wünsche. An der Fakultät machte er seine Sprünge. Die Eltern lächelten zuerst, entschuldigten, zankten auch bisweilen, aber durch des Sohnes glänzendes Aeußere, durch seine witzigen Einfälle bald wieder versöhnt, zahlten sie die Schulden und so wurde endlich das Examen bestanden. Ein Jahr Aufenthalt in Paris sollte die Studienzeit vollends beenden; und so finden wir unsern jungen Mann in der geräuschvollen Hauptstadt.

Wenn ein Muttersöhnchen aus der Provinz in die Weltstadt fällt, gemahnt es uns an das, was wir am Zürichersee gesehen, als wir Brod in's Wasser geworfen. Die Fische kamen schaarenweise und schnappten darnach; und so viel wir hineinwarfen, es verschwand Alles in einem Nu. Alfred wurde von einer Bande lockerer Studenten umringt, in deren Gesellschaft er sich nur allzugut gefiel. Man studirte die Gasthäuser, wo die schönsten Hummern und Seefische, die feinsten Weine und das beste Wildpret feil waren. Aus Vaterlandsliebe besuchte man auch die Elsässer Speisewirthschaft, wo alle Produkte dieser reichen Provinz zu haben sind, vom gelben Sauerkraut an bis zum duftenden Kirschwasser. Dabei überflog man die Zeitungs-

Digitized by Google

blätter und begleitete das Lesen mit Randglossen, wie nur ein Student sie machen kann. Daß diese witzigen Nadelstiche, durch welche der Franzose sich rächt, allen Ernst schonungslos in den Staub tritt, das wurde nicht bedacht. Lachen und Lachen machen, war und blieb des Lebens Zweck dieser, wie so mancher andern Gesellschaft. Die Theater kamen an die Reihe und nicht selten schlüpfte das lustige Volk in die Zaubergärten, wo zwischen den reizenden Blumenbeeten und den magischen Gasflammen manche elegante Spinne auf die tanzende Fliege lauert, um ihr Kraft und Saft auszusaugen. Das waren die Hechte unter den Weißfischen, die nach dem Elsässer Brod schnappten.

Und die Studien? — möchte vielleicht ein altmodischer Papa fragen ..... „Lieber alter Papa, so altmodisch mußt du nicht sein! Das kommt von selbst nach, und wenn man einmal im Amt ist, so wird schon der Verstand kommen“ .... hätte dir die liebende Mutter geantwortet. Und der Vater hätte darauf nichts erwidert, wenn er auch seufzend die Tausendfrankenscheine aus der Geldkiste holte. War er doch selbst der Meinung, daß die Jugend austoben müsse. Das Toben jedoch ist eine gefährliche Sache, von der man nicht recht weiß, wenn sie anfängt; tobt doch manch Einer und meint er ist noch ganz nüchtern. Wenn ein Pferd scheut, so geht's fort in sausender Jagd, wohin? Das weiß kein Mensch. Wenn auch die Brust keucht, wenn auch der Schweiß von den ermattenden Gliedern rinnt und der Schaum vom Gebiß fliegt, es stürzt fort, wenn nicht eine gewaltige Hand in die Zügel greift ....

So tobte unser Alfred und schon erlahmte die Kraft, die Nerven erschlafften und konnten nur noch durch kräftige Reizmittel gespannt werden. Das Hirn zuckte fiebrisch. In dunkeln Nächten stiegen gleich Gespenstern Schreckgestalten an seinem Bette auf. Ruhelos wälzte sich der junge Mann und diese Stunden waren ihm unerträglich. Deswegen wurde die Nacht zum Tage gemacht und bleiern lag dann in den köstlichen Morgenstunden der Schlaf auf ihm. Die schönen Locken, auf welche die Mutter so stolz gewesen, fielen unter dem Kamme und eine verdächtige Glatze entblößte den Schädel. Faltig hing die Haut im Gesicht, blaugeädert wurden die zitternden Hände. Keine Kunst wollte mehr helfen, kein Arzt konnte den Wurm tödten, der sich in dieses junge Leben einfraß. Und die Seele?

Diese erwachte und wollte ihr Recht haben. Sie war ja

Digitized by Google

ein Ebenbild Gottes, sie war für die Vollendung geschaffen und mußte nun darben im eckeligen Gehäuse . . und Nichts, Nichts wurde für sie gethan. Sie bewegte sich in diesem Körper wie ein lebendig Begrabener, ihr Zucken war wie Sterben. Wenn sie auch im tollen Treiben übertäubt wurde, so war sie doch nicht todt; denn die Seele, die Gott als sein Ebenbild geschaffen, die kann nicht sterben, die überlebt den Ruin des Geistes und des Körpers!

Nach einem wilden Nachtgelage, das bis gegen Morgen gedauert hatte, finden wir unsern Alfred in seinem Schlafzimmer. Die Gäste sind fort. Im Nebenzimmer haben sie die grauenhafte Unordnung gelassen, die auf solche Gelage folgt. Der Tisch mit den Dessert-Resten, mit den entkorkten Flaschen, die angerauchten Cigarren, die Asche auf dem Boden, verwelkte Blumen und Bandschleifen reden von der gemischten Gesellschaft, die da gehaust. Die widerliche Luft, die hier ist, dringt in das Schlafzimmer, wo Alfred, bleich und zerstört in einem Lehnsessel liegt. Der letzte Weindunst, der die Wangen noch fieberisch geröthet, der die matten Glieder noch einen Augenblick gestählt, verfliegt. Es kommt die Stunde, wo das Gewissen erwacht, wo die Seele ihr Recht fordert.

Matt sinkt er zusammen, und doch rollt das Auge fieberisch in der glühenden Höhle. Es will keine Ruhe kommen. Todesmüde streckt er sich, und doch drängen sich wie Feuer die Blutwellen durch die Adern und schlagen mit Macht an das erregte Herz, steigen auf zum Hirn und scheuchen die Ruhe von dem Ruhelosen. Die Lampe brennt hinunter. Noch ist's finster draußen. Auch stille ist's geworden. Es ist eine lange, lange Winternacht. Alfred sieht nach der Uhr, die auf Vier zeigt.

Ich will schlafen, sagt er, und wirft sich auf sein Bett. Er drückt den Kopf in die Kissen und schließt die Augen . . . Doch umsonst, . . . umsonst! Immer wilder umgaukeln ihn die Bilder seiner Phantasie; er sieht das Gelage der Nacht, es ekeln ihn die frechen Gestalten. Vor ihm entrollt sich sein Leben; es ist aschgrau, verblichen, abgeblüht und keine Frucht ist da, welche die heißen Lippen kühlen könnte. Die Zukunft zeigt Mühe, Arbeit, ein Leben, wo er das entbehren soll, was ihn zum Bedürfniß geworden. Dabei ein siecher Körper, der ihn wie ein Alp hemmt. Freunde hat er keine; Kameraden nur, die das Heiligste mit ihrem Spott besudeln, und von denen keiner ahnt, ja keiner ahnen darf, was in ihm vorgeht.

Digitized by Google

Liebe — hat er nie gekannt. Wohl ist er untergetaucht im Bodensatz der Hauptstadt; aber die Strahlen einer reinen verklärenden Frauenliebe haben ihn niemals berührt! Die Eltern, nun, die zahlen, aber helfen können sie nicht. Alles ist wurmstichig um ihn her, und es lohnt sich nicht fortzumachen; das ist das Ende seiner Betrachtungen.

„Schlafen kann ich nicht in diesem Bette!“ fährt er mit der Ruhe fort, die manchmal der Raserei vorausgeht, „ich weiß ein Bette, da schläft sich's besser! — Au Pont-Neuf! au Pont-Neuf!“ singt er und kleidet sich an. Er durchschreitet das Eßzimmer und gelangt auf den Quai, wo die Gaslaternen im Wasser sich spiegeln, wo die Wogen geräuschlos ziehen und manches Geheimniß in ihrem Grunde bergen . . . . .

Am Morgen kam der Wirth, der das Essen besorgt, die Sachen zu beseitigen. Man klopfte vergebens; endlich erbrach man die Thüre. Es lag Alles wie in der Nacht. Ein widerlicher Oeldampf entstieg der verlöschenden Lampe. Der Hausherr hat gehört, wie Jemand gegen 5 Uhr das Haus verlassen. Man vermuthete, daß Alfred es gewesen. Man schrieb den Eltern, die mit dem schnellsten Zuge kamen. Nichts in den Papieren des Verschwundenen gab das geringste Licht. Alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Der Mutter Jammer war unendlich; der Vater irrte durch die Zimmer, durch's Haus und fragte die Leute, die er antraf, nach seinem Sohne. Da sagte ihm der nächste Nachbar, dessen Zimmer nur durch eine Mauer von Alfreds Schlafzimmer getrennt war, er habe ihn in jener Nacht schreien hören: au Pont-Neuf!

Das war ein Funken für den Unglücklichen. Er holte eine Miethkutsche, die Eltern saßen auf und der Kutscher fragte, wohin er fahren solle. Da hieß es: à la Morgue! (an das Todtenhaus!)

Paris weiß selbst das Schrecklichste mit gefälliger Form zu decken. Deswegen stelle dir dieses gräßliche Todtenhaus nicht abschreckend vor. Es ist ein schönes Gebäude. Ein geräumiger Corridor führt um den Saal, wo die Todten ausgestellt sind. Da liegen sie auf ihren steinernen Betten, wo sie Ruhe gefunden. Eine eigene Flüssigkeit tropft durch einen Hahnen auf die Leichname, um sie vor allzuschneller Fäulniß zu bewahren. Die Kleider der Ertrunkenen hängen über den Betten. Sie müssen ja öfters zum Erkennen dienen. Dies Alles ist durch eine Glaswand abgeschlossen, so daß das Publikum sehen, aber nicht dazukommen kann.

Digitized by Google

Alfreds Eltern, treten zitternd blaß wie die Todten selbst, die hier zur Schau liegen, herzu. Ein Blick . . . und die Mutter knickt mit einem herzzereißenden Schrei zusammen. Sie hatte ihren Sohn erkannt!

Sie reisen mit einem Sarg, der alle ihre vernichteten Hoffnungen birgt, in's Elsaß zurück. Dieser wurde versenkt. Die Freunde und Verwandten haben das Leidhaus verlassen und nun herrscht Todtenstille in der öden Wohnung. Die Mutter sitzt in sich gekehrt. Alle Romane der Welt können das schmerzlich zuckende Herz nicht beruhigen. Den ergreifendsten Roman hat sie erlebt. Auf dem eigenen Leben, auf ihrem Thun und Beginnen ruht schmerzlich der Blick. Sie sieht ihr Kind aus der Schule kommen, sie sieht den Jüngling heranwachsen ohne Halt, ohne geistige Grundlage. Sie vergegenwärtigt sich die Scheidestunde als er nach Paris ging und endlich das schreckliche Wiederfinden! Das Gewissen erwacht, fürchterlich gegen sie zeugend . . . Um Trost ist ihr bange; denn die Erde, an die sie sich gekettet, bietet nichts für ihr armes Herz. Zu spät, zu spät erkennen die Eltern, daß sie einen falschen Weg eingeschlagen.

---

## Wie der Acker, so die Rüben.

Wie der Acker, so die Ruben;
Wie die Eltern, so die Buben!

Dieses Sprichwort ruft mir eine große Rübe in's Gedächtniß, zu der wir an einem Sonntagnachmittag gewallfahrtet sind. Die Käth', die Greth', die Madlen, die Julian' und das Lissele mit den Flachshaaren. Wir waren die Einzigen wohl nicht, die dahin gingen, denn es zog sich ein hartgetretener Pfad über den Acker bis zu der riesigen Rübe. Wie dick und lang sie gewesen, kann ich nicht mehr so genau bestimmen, aber daß sie größer war als alle Rüben, die ich seither, selbst in Ausstellungen gesehen, das ist gewiß. Es war aber auch ein Acker, wo sie stand, an der Hohl' im besten Gelände; er gehörte dem Schloßmüller und dieser hat ihn selbst bestellt.



Digitized by Google

Es war ein rüstiger Mann, dieser Schloßmüller; was er unternahm, hatte eine Art. Den Samen zur Rübe hat er mit Sorgfalt in seinem Garten gezogen; er hat den Dünger beim Pflügen nicht gespart; er hat seine Leute zum Jäten, zum Rühren und um die jungen Pflänzchen dünne zu stellen hinausgeschickt. So ist die Rübe groß geworden. Sie wäre wahrscheinlich noch größer geworden, wenn nicht des Flietels Seppel seinen Namen und ein Kreuz hineingeschnitten hätte.

Am Weg, der zur Rübe führte, lag des Bernetfritzen Dreieck. Da standen auch Rüben darauf; man wußte aber nicht recht, war's eine Wiese oder ein Rübenacker. Der Fritz hat eben die Stoppeln nur nothdürftig umgehackt und den Samen von der Rübe, die in seinem Zaune aufgeschossen war, gesäet; von Düngen war keine Rede, von Jäten und Rühren wieder nicht. So knüpften sich die Rüben im Boden und drückten sich kümmerlich durch Gras und Unkraut herauf. Welch' ein Unterschied zwischen den beiden Aeckern! Man konnte kaum glauben, daß die Sonne auf beide geschienen, daß es auf beide geregnet!

Fritz war eben ein eigener Geselle; er lebte gern von Almosen, die er am liebsten empfing, wenn er vor seinem gespaltenen Oefelein saß und sich bähete. Hab's manchmal gesehen, das windschiefe Häuslein, das er im Matzenberg bewohnt. Die zwei gläsernen Scheiben, die noch im Blei saßen, gaben nicht mehr Licht in der rauchigen Stube, als die papiernen; denn sie waren seit Menschengedenken nicht gewaschen worden. Der Regen brauchte nicht lange zur Dachtraufe zu werden; denn die fehlenden Ziegel gestatteten ihm freien Einlaß in's Haus; im Gärtlein konnten des Rummeldortels Gänse und der Beinere zwei Hühner sich ohne große Mühe versammeln; ein Theil der Zaunstecken war schon lange durch das durchlöcherte Ofenrohr geflogen. . . . So sah's beim Bernetfritz aus, darum glich auch der Dreispitz dem Häuschen und das Häuschen dem Fritz, so wie der Acker der stattlichen Mühle glich und die Mühle dem Müller. Es muß eben wahr sein: Was du säest, das wirst du ernten, und wie der Acker, so die Rüben!

Das ist aber nicht bloß von den Rüben so, sondern es liegt dir, Vater, Mutter, noch ein ganz anderer Acker nahe, den du bestellen und besäen sollst. Es sind deiner Kinder Seelen. Vergiß solches nicht über den Furchen, die du im Acker ziehst. Eine Ernte wäre weit leichter zu verschmerzen als es

Digitized by Google

zu tragen wäre, wenn deine Kinder wie Unkraut emporschössen und dein Alter vergifteten durch ihre Laster. Gott behüte dich davor, daß du einst händeringend vor jenem Acker stehen mußt und dich anklagen: ich habe verschuldet alles Elend, das auf mir liegt, verschuldet durch meine Schwäche, meine eigene Gottlosigkeit! Der Herr gab dir den Acker, deiner Kinder Seelen; er gab dir den Samen, das Wort des Lebens! Streue aus und wache über die Saat, daß der Feind nicht komme zur nächtlichen Stunde und Unkraut säe.

Doch dies Unkrautsäen geschieht allewege; denn das ist des Teufels Hauptgeschäft. Ist's geschehen, so lege Hand an's Werk, jäte, reiß aus; befestige die lose gewordenen Pflänzlein und vergiß nicht, daß des Herrn Auge über deinen Bemühungen wacht, wie die Sonne leuchtet über Flur und Feld; daß des Herrn Segen helfen will, da, wo deine Kraft nicht ausreicht, so wie du weder Regen noch Thau dem Acker geben kannst. Kommt doch Beides von Oben!

Da kratzt vielleicht Einer oder die Andere hinter den Ohren und sagt: An Mahnen und Schelten hat's bei mir nicht gefehlt; und an Prügeln auch nicht. Auch habe ich meine Kinder in die Schule gehen lassen, in den Pfarrunterricht, selbst in die Kinderlehre und doch ist's eine „Wildniß" geworden. Da können wir nun nichts dafür! — Lieber Vater, liebe Mutter, du kannst dafür, denn du hättest an einem Ende anfangen sollen, nämlich an der Heiligung deiner eigenen Seele. So wie die Rüben auf dem Acker sich entwickeln und je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Pflege gedeihen oder nicht gedeihen, so wurzeln die Kinder in der Seele der Eltern. Wenn diese in inniger Gemeinschaft mit ihrem Heilande steht, so werden die Kinder tüchtige, ernste Leute geben. Steht aber diese Seele im Dienste der Welt, der Sünde, des Teufels, was kann da aus den Kindern werden?

Es ist leicht gesagt: Ziehe dein Kind — aber es ist eine schwierige Aufgabe, sintemal es nicht mit dem Kinderziehen geht wie mit dem Strumpffärben. Darum, liebe Eltern, denkt bei diesem hohen wichtigen Amte zuerst an die eigene Heiligung und dann erst legt die Hand an den Pflug, um der Kinder Herzen zum Empfang des lebendigen Gotteswortes zu bereiten. Daß die Kinder sich aus den Eltern herausentwickeln, möget ihr an euch selbst abnehmen; denn sage, du Vater, wenn du sorgenvoll Stunde um Stunde in der Nacht zählst, ohne daß

Digitized by Google

dein Bube nach Hause kommen will . . . wo hast du so manche Nacht in deiner Jugend zugebracht? Auf denselben Wegen, wo du ehemals, geht jetzt dein Kind!

Wenn der Fritzel von dem Flurwächter ertappt worden ist, weil er sich an den Trauben der alten Zähließ vergriffen hat, so mag der Fritz an die Furche denken, welche sein Pflug von des Nachbars Acker weggebissen hat!

Wenn das Gretele mit dem Haspeleisen am Spiegel steht, um die Haare auf der Stirne zu kräuseln; wenn es am Markttag etwas nebenaus braucht für Pommade und Halsband, so mag die Gret' ihrer eigenen Jugend gedenken, und wie sie heute noch manches Stücklein Speck, manche Docke Hanf zu Handen hat, wenn die Frau kommt, mit dem Kram unterm Arm!

Wenn der Hänsel in der Schule während dem Gebet Unfug treibt, so mag der Hans sich erinnern, wie er letzthin dem katholischen Taglöhner gesagt, als dieser Samstagnachmittags ausstand, um zur Beichte zu gehen: „Das Beten trage nichts ab, von dem haben deine Kinder keine Wassersuppe morgen. Ich bete Jahraus Jahrein nicht und bin deswegen doch ein guter Christ!"

Wenn der Tinele den Fliegen die Flügel ausrupft, die Maikäfer an einen Faden bindet, die Vögel lebendig rupft, den Fröschen die Schenkel abschneidet ohne sie zu tödten u. s. w. — so mag der Valentin sich erinnern, wie er seine Ochsen überladen, und sie dann mit Flüchen und Hieben den Berg hinaufgetrieben!

Wenn der Lehrer den Michele gestraft, weil er unter dem Schultisch Karten gespielt, so mag der Michel an all' die Abende und Nächte denken, die er spielend verbracht hat!

Wenn der Tony sternhagelvoll mit den Sonntagskleidern im Graben liegt, so mag der Anton daran denken, wie viel mal er zu tief in's Glas geguckt!

Wenn der Gottliebele die Hände in die Hosen steckt bis an die Ellenbogen und pratzt was sie für Leute seien, wie sie Geld und Sach hätten mehr denn genug, so mag der Gottlieb daran denken, wie er auch die Backen aufbläst und den Mund voll nimmt, wenn's an's Rühmen geht!

Wenn der Bebb die alte Rostkäth' vom Hause wegjagt, statt ihr ein Stück Brod zu geben, so mag der Bobbel sehen wie viel Schnürlein er an seinem ledernen Beutel zerrissen

Digitized by Google

mit starkem Zuziehen, wenn der liebe Gott etwas von seinem Ueberfluß für die Armen begehrte!

Du kennst die Redensart: Er ist rechter Leute Kind. Das ist ein Segen, den der Jüngling, die Jungfrau in's Leben mitnimmt und den kein Wasser wegschwemmt. Das ist ein angeerbter Adel, der höher zu stellen ist als alle Adelsbriefe der Welt!

Sieh' das Evele mit den frommen Augen, den sittigen Geberden, es ist der braven Eva Tochter!

Sieh' den Mienel, der keck und freundlich dir begegnet, es ist des ehrenfesten Benjamins Sohn!

Sieh' den Christel, der hilfreich seiner Mutter zur Seite steht, — der keinen Spott und keine Arbeit scheut — es ist eben des Christians Sohn und in seiner Eltern Haus hat er nie etwas anderes als Freundlichkeit und Liebe gesehen!

So ist's — und so bleibt's! Wie die Eltern, so die Buben!

Und doch wächst auch manchmal in schlechtem Boden eine schöne Rübe und doch sprießt auch manchmal aus schlechtem Haus eine edle Natur. Woher dies kommt, weiß ich nicht; doch ist's so. — Oefters aber bringt ein guter Acker schlechte Rüben und brave Eltern haben schlechte Kinder. Woher dies kommt, ist leichter wissen. Schneide eine verkrüppelte Rübe auf und du wirst einen Wurm darin finden, oder es ist einer gesunden Rübe geschehen, wie der großen auf des Müllers Acker, an die des Flietels Seppel das Messer gelegt. So nagt auch an manchem Kind ein innerer Wurm: der Lug- und Truggeist, der Hang zu geheimen Sünden. Oder der Teufel erfaßt das Kind und legt sein Messer daran. Die Versuchung bringt es ab von dem Heilswege und hemmt dessen Wachsthum! . . O Eltern, werdet nicht müde zu beten, bei solcher Verwundung, auf daß der Schnitt nicht bis in's innerste Mark gehe und des Lebens Saft dahin ströme, bis euer Kind glaubenslos, geistig stirbt!

Digitized by Google

## Gotteswille und Elternwille.

Auf niederm Schemel sitzt eine junge Frau. Sie wiegt ein schlafendes Kind auf den Knieen und liest dabei eifrig in einem Buch. Die Frau ist die Pfarrerin von Grundstett, das Kind ihr erstgebornes, das noch dazu ein schöner Knabe ist. Das Buch führt den Titel: „Drei Predigten" von Bungener, einer jener historischen Romane, die großen Zauber auf die Gemüther ausüben. Die Leserin ist eben an dem Schlusse, wo Paul Rabaut seinen Sohn zum Märtyrerthume mit den Worten einweiht: Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; — wo der katholische Priester Bridaine durch das Licht des Evangeliums gewonnen wird. Der Autor hat die Frau bezaubert; ihre Hand zittert, indem sie die Blätter wendet, ihr Mund ist fieberhaft, ihr Auge glüht. Sie hat in vollen Zügen die mächtigen Gedanken in ihre Seele aufgenommen und noch schwebt ihr Geist mit innigem Genuß auf dem Gelesenen. Da fällt ihr Blick auf das schlafende Kind und ein neuer Gedankengang bricht sich in ihrem Innern Bahn. Segnend legt sie die Hand auf des Kindes Stirne:

Paul, mein Kind, mein Liebstes, ich weihe dich dem Herrn: Du mußt Pfarrer werden!

Mutter! Mutter! weißt du denn, welche Fähigkeiten in diesem noch nicht ausgebildeten Hirne schlummern? Weißt du denn, ob diese sich noch selbst unbewußte Seele zu dem schweren, hohen Amte geschickt sein wird? Schneidest du nicht vielleicht eine reich versprechende Ernte im Halme ab? Durchkreuzest du nicht vielleicht die Pläne Gottes mit deinem: du mußt Pfarrer werden! Sage doch lieber: Du mußt ein Kind Gottes werden! Das ist ein Muß, das seine Gültigkeit hat, wenn wir mit unserm Gebet, mit Mahnung, mit dem Ernste einer christlichen Erziehung dasselbe der Welt und dem Teufel gegenüber behaupten; ein Kind Gottes kann man in jeder Lage, mit jeglichem Charakter, mit allen möglichen Anlagen werden; aber ein Pfarrer wird nicht aus jedem Holz geschnitzt.

Digitized by Google

Das Kindlein dehnte sich allmählig in die Länge und Breite und streckte die kräftigen Glieder aus den verwachsenen Jacken und Hosen. Er war ein wilder Bursche, unser Paul, lauter Leben, Kraft und Bewegung. Kein Baum war ihm zu hoch, keine Mauer unübersteiglich, kein Streich zu kühn, kein Kamerad zu kräftig. Er schaffte sich mit seiner mächtigen Faust und seiner Gelenkigkeit überall einen Ausweg. Dabei hatte er ein gesundes Gemüth; aber studieren mochte er nicht. Dem Vater trieb er mit dem Lateinischen den Angstschweiß aus und es brauchte mehr als gewöhnliches Talent, um den wilden Knaben stundenlang neben der Primärschule auf dem Stuhle zu fesseln. Die Mutter mahnte und hielt ihm seinen Beruf vor. Anfangs sagte er frei: Mutter, ich werde kein Pfarrer, ich will über's Meer; Naturgeschichte will ich studieren, was er auch schon mit Leidenschaft trieb. Tagelang streifte der Knabe in Feld und Wald umher; mit Interesse konnte er einem Thierlein folgen und es in seiner Art und Weise beobachten. Die Vögel, die Hühner, die Katzen und Hunde ahmte er in täuschender Weise nach.

Doch die Mutter hatte ihn Gott geweiht: er sollte, er mußte Pfarrer werden. Immer nachgiebiger war er auf der Mutter Bitten, besonders wenn er ihre Thränen und ihren Kummer sah. So wuchs er dem Gymnasium entgegen. Da wurde der ländliche Herkules in enge Bande geschlagen. Wohl brach noch manchmal seine alte Natur durch, indem er in einem Streit den einen oder den andern seiner Kameraden durchwalkte; aber er war wie flügellahm in den neuen Verhältnissen. Gerne hätte er Alles getragen, wenn ihn solcher Schulzwang zu der gewünschten Naturwissenschaft geführt hätte . . aber Pfarrer werden! das lag wie ein lähmender Alp über seiner Seele. Das Examen machte er beim Austritt aus dem Gymnasium und nun wurde er unter die Studenten eingereiht. Die Mutter weinte vor Freude, als sie zum ersten male den angehenden Theologen umarmte. Er hätte vor Schmerz und Aerger Thränen vergießen mögen, aber er zwang sich in das Unabänderliche. So lange das Joch der Schulpolizei auf ihm lag, arbeitete er; doch als er als Student selbst über seine Zeit verfügen konnte, gab's Feiertage genug. Schien die Sonne am Morgen in seine Zelle herein, so lockte sie ihn zu einem Morgenspaziergang, von dem man freilich nicht wissen konnte, wie lang er werde; das Collegium

Digitized by Google

wurde nur zu oft an den Nagel gehängt. Auf der Eltern Mahnung setzte er wieder auf's Neue an und studierte wie ein angespanntes Pferd; aber das Sitzen, das Sitzen! das wollte nicht gehen. Er streckte oft die mächtigen Glieder, daß die Gelenke krachten. Die eingedämmte Kraft toste durch seine Adern wie siedender Dampf; es dünkte ihn manchmal, wenn er nur Etwas thun könnte. So kam's einmal, daß er mit den Collegienheften durch die Straßen ging; da sah er einen armen alten Holzhacker mühsam an der Säge ziehen. Unwillkührlich warf der Jüngling seine Hefte weg, schlüpfte aus dem hemmenden Rock und sägte dem Alten das Holz zusammen, daß es eine Lust war. Erst als die Vorübergehenden sich lachend um ihn schaarten, kam ihm ein, daß er nicht zu Hause sei. Er wollte wieder in den Rock schlüpfen. „Nein, sagte er, was ich angefangen, das mach' ich fertig." Somit ergriff er das Beil und führte so kräftige Streiche, daß die Spötter scheu zurückwichen. Daher kam ihm der Spitzname Holzschlegel.

Wollte Gott, Paul hätte nichts anderes als Holzhauer auf seinem Wege gefunden, denen er die Ueberfülle seiner Kraft hätte zukommen können lassen. Der Teufel hat leider andere Schlingen für solche Naturen. „Ich will! es muß sein!" sagte er sich manchmal und zwang sich an die Bücher und buchstabirte den Grundtext, und wollte Erklärungen machen über Stellen der heiligen Schrift. Aber da lag's wie Blei über ihm: die Arbeit förderte nicht; wie leicht hätte Paul Gottes Hand in der Schöpfung kennen lernen, wie innig hätte er diese Hand nicht erfaßt und wie wahrscheinlich wäre er auf diesem Wege zur Vereinigung mit Gott gelangt! Aber er mußte studiren und das genügte schon, um einen geheimen Widerwillen gegen die Schrift bei ihm zu wecken.

Die Mutter hatte es gelobt, der Vater selbst, mit ganzer Seele Pfarrer, konnte nicht begreifen, daß man etwas anderes sein möchte. Er wußte nicht, welch' ein Feuer in seines Sohnes Seele glühte. „Es wird schon kommen!" trösteten sich die Eltern. Hätten sie aber die Kämpfe geahnt, unter denen die Seele erlag, so wären sie gewiß endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß Gott solches nicht fordern könne. Paul wurde durch sein Leben, durch sein Kämpfen von seinen Eltern getrennt. Manchmal war ihm, als müsse er sagen: „Vater! Mutter! ich kann nicht Pfarrer werden . . ." Doch er wußte,

daß er hier auf ein unüberwindliches Hinderniß treffen würde. Deswegen barg er das Feuer in seiner Seele.

So finden wir unsern Paul vor seinem Pult, auf dem eine Bibel und andere Bücher aufgeschlagen liegen. Es ist Abend: er will die Aufgabe lösen. Am Anfang, sagt er leise, war das Wort . . . er schreibt, streicht aus, liest, schreibt wieder, und streicht wieder. Geht's mir denn, wie dem Faust, sagte er ärgerlich und steht auf um sich im Zimmer zu bewegen . . . Er nimmt den „Faust" von Göthe vom Brett und liest: „Geschrieben steht: Am Anfang war das Wort! Hier stock' ich schon. Wer hilft mir weiter fort?" Er liest mit lauter Stimme immer weiter und weiter und vergißt seine Bücher auf dem Pulte. Paul lebt sich in das Stück hinein, und als er das Ende des Fluches sagte: „Fluch sei der Hoffnung! Fluch dem Glauben! Und Fluch vor Allem der Geduld!" war ihm, als seie solches aus seiner Seele gesprochen.

Da klopfte es an die Thüre seiner Zelle und auf sein Herein erschien der arme Holzhauer, für den er Beil und Säge geführt. Lächelnd begrüßte er ihn. „Es hat mir manchen Gang gekostet, junger „Herr," sagte dieser, „bis ich Sie gefunden; aber ich hätt's nicht um Alles aufgegeben, denn ich wollte Ihnen danken und Ihnen sagen, was Sie jenes mal an uns gethan haben. Wir waren beide krank, meine Frau und ich, wir hatten die Grippe und doch mußte verdient sein. Wir zwangen uns, sie an die Waschbütte und ich an den Sägbock. Und als Sie mir die Säge aus der Hand genommen, hab' ich gemeint, man gäb' mir Alles. Jetzt geht's wieder besser; deswegen bring' ich Ihnen hier ein kleines Andenken!"

Somit schlug er das Tuch auseinander, das er unter dem Arme getragen und stellte einen sehr schön ausgestopften Raubvogel auf den Schreibtisch.

„Ah!" sagte Paul, „der wunderschöne Vogel!" und strich ihm die schönen Federn glatt. „Das ist ja ein Prachtstück."

„Den hab' ich geschossen und ausgestopft," sagte der Alte schmunzelnd.

„Ihr? Das heiß' ich die Kunst verstehn!" verwunderte sich der Student.

„Die Kunst ist nicht sehr groß. Das können Sie auch lernen und sich so nach und nach das ganze Zimmer schmücken."

Wie gerne wollte solches der junge Mann nicht! Wie schwatzten den ganzen Abend lang die Beiden zusammen von

Digitized by Google

Schleiereulen, Auerhähnen, Wiedehopfen, Reihern und Herzogseulen! Wie völlig war nicht der Evangelist Johannes, ja selbst der viel anziehendere Faust vergessen! Der Alte war ein Försterssohn, der von Jugend auf seinen Ideen nachgegangen war, ein gemüthlicher Mensch, der aber nie zu Etwas gekommen, weil er Alles seinen Liebhabereien geopfert hatte. Jetzt im Alter mußte er arbeiten um zu leben und es wurde ihm doppelt schwer.

Daß dies der letzte Abend nicht war, den die Beiden zusammen verbrachten, mag man sich denken. Bald fand sich Paul in der kalten ärmlichen Wohnung ein, wo die Vögel zugerüstet und ausgestopft wurden; bald kam der Alte in's Stift. Doch um Vögel auszustopfen, mußte man welche haben. Dazu schaffte der Alte Rath. Geheimnißvoll holte er eine Flinte aus seinem Schranke und schraubte sie auf, so daß sie als Spazierstock dienen konnte, während das Zubehör leicht in den Taschen zu bergen war.

Nun ging's auf die Jagd und mancher schöne Tag, manche halbe Nacht wurde diesem Vergnügen geopfert. Wie gewagt solches Unternehmen war ohne Jagderlaubniß, ja in einer Zeit wo die Jagd geschlossen war, davon gab sich Paul keine Rechenschaft und sein erfahrener Freund wollte ihm keine Besorgniß einflößen. Es war doch gar zu schön, durch den Wald zu streichen und an einem Baume Wache zu halten, bis endlich der ersehnte Goldammer sich blicken ließ! O! wie viel anders war die weiche Moosdecke als der bestaubte, tintenbefleckte Boden des Collegiensaales! Wie viel schöner der Dom, den die Waldbäume bildeten und durch den nur hie und da ein Stückchen Himmelblau durchschimmerte, oder ein muthwilliger Sonnenstrahl das saftgrüne Laub vergoldete. O! es war ein Leben, wie Paul es schon lange geträumt!

Aber der Traum sollte versinken. Der Alte, dessen Hand noch ziemlich sicher war, hatte die Flinte. Mit gespanntem Hahne stand er da und lauschte dem Balzen eines Auerhahns. „Den müssen wir haben," flüsterte er. Beide merkten nicht, wie ein Förster hinter ihnen nahte. Erst als es zum Entfliehen zu spät war, gewahrten sie den Mann. Dieser faßte den Schützen am Kragen und da ihm dieser als Wilddieb bekannt war, nahm er ihm nicht nur das Gewehr, sondern er versetzte dem Wehrlosen noch einige Streiche. Da warf sich Paul auf den Jäger und, mit gewaltiger Faust ihm die Flinte entreißend,

Digitized by Google

warf er ihn zu Boden und prügelte ihn durch, ohne auf das Bitten und Abwehren seines Begleiters zu achten. Endlich gelang es Letzterem, den Studenten mit sich fortzuziehen. Der Förster gab den Fall beim Amte an und Paul wurde zu Thurmstrafe und Geldbuße verurtheilt.

Daß unser Student von der Fakultät ausgeschlossen wurde, fand Jedermann natürlich; denn es war nur ein Schrei der Entrüstung über das unerhörte Vergehen. Wo er nach Verbüßung seiner Strafe hingekommen, wußte Niemand. Am Rhein hatte man seine Spur verloren; deswegen glaubte man allgemein, er habe sich ertränkt. Die Wunde traf doppelt schmerzlich der Eltern Herz; nicht allein ging ihnen mit dem verschwundenen Sohne ihr Lebensglück unter, nein, es dämmerte zuerst und brach dann mit zermalmender Bestimmtheit das Bewußtsein über sie herein, daß sie durch ihr voreiliges Bestimmen das Unheilvolle verschuldet. Endlich begriff die Mutter, daß die Eltern wohl der Kinder Seele Gott geben müssen, daß sie aber keineswegs willkürlich über deren Bestimmung verfügen können. Wie Hammerschläge fielen diese Vorwürfe auf die zarte, empfindliche Frau und zertrümmerten die geistigen Fähigkeiten, so daß sie in trübem Stumpfsinn dahinging. Stumm war sie geworden; nur manchmal hörte man sie murmeln: „Er muß Pfarrer werden!“ — Den Vater, der schon Jahre lang an einem Herzübel litt, raffte der Gram schnell dahin. Nach dessen Tod lebte die blödsinnige Wittwe in einer Irrenanstalt, wo sich durch treue christliche Pflege der Stumpfsinn in einen friedlichen Wahn auflöste. Sie meinte, sie sei des alten Tobias Frau und ihr Sohn sei auf der Reise mit dem Engel, den Gott ihm zum Geleite gegeben. Da spann sie nun und wartete und betete. Alles Schreckliche hatte Gottes Liebe ihr von der Seele genommen.

— — — — — — — — — — — — —

Nicht weit von einem kleinen Kurort in Deutschland saß in einem Wirthshäuschen ein müder Wanderer am Tisch. Er aß sein „Käs und Brod“ und trank seinen Schoppen. Da trat ein Mann sammt seiner Frau und einem etwa zehnjährigen Knaben ein und bestellte sich ein einfaches Abendessen. Der Knabe trug eine Fischgerte. Man sprach vom Fischen, vom nahen Bade, so daß leicht zu errathen war, daß es auf einem Ausflug begriffene Kurgäste seien. Als das Essen auf dem Tische stand, betete das Kind:

Digitized by Google

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne, was du uns beschéret hast.

Der Fremde stand auf und faltete die Hände. Wohlgefällig betrachtete die Mutter den jungen Mann in den dürftigen Kleidern; als ihr da ein tiefes Auge mit schmerzlichem Ausdruck entgegenkam, fühlte sie sich angezogen. Sie suchte ein Gespräch anzuknüpfen, doch es wollte nicht recht zu Stande kommen. Einsilbig nur gab der Gefragte Bescheid und verließ am Ende die Stube. Der Knabe quälte den Vater, mit ihm an den Bach zu kommen, der hinter dem Hause vorbeilief. Die Mutter nahm ihr Strickzeug, um im Garten die beiden Fischer zu erwarten. Auf der Bank fand sie den Fremden; die Frau reichte ihm freundlich die Hand und hieß ihn bleiben. Als sie ihn näher betrachtete, gewahrte sie Thränenspuren auf der sonnengebräunten Wange, und diesem kann ein edles Frauenherz nicht widerstehen: denn wo's zu trösten, zu verbinden, zu heilen gibt, da findet die Frau ihren Beruf.

„Sie haben Sorgen?" fragte sie einfach.

„Sorgen? Ja .... doch ist das nichts. Was ich zu tragen habe, ist schrecklicher ...."

„Ich kenne nur Eines, das schrecklicher wäre," sagte die Frau ... „und das ist," ergänzte der Fremde, „die Schuld!"

Die Frau blickte in das dunkle Auge des Unbekannten, als müßte sie ihren stillen heiligen Frieden in die finsteren Tiefen niedersenden. „Es ist keine Schuld so groß, daß der Heiland sie nicht vergeben könnte; denn er hat Alles, Alles gesühnt; wir dürfen's nur annehmen mit kindlichem Glauben!" sagte sie.

„Ich weiß nicht, wie mir wird," sagte der junge Mann; „aber es ist mir, als hätte ein Strahl des Himmels über mir geleuchtet. Als Ihr Kind betete, kam mir Alles ein, wie ich auch einst dieses Gebet gesprochen ... und als ich an meine Kindheit dachte, kam ein Heimweh über mich ... O meine Eltern! Möge Gott ihnen tragen helfen, was ich über sie gebracht! ..." und wieder versank der Arme in trübes Sinnen ...

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen," nahm die Frau das Gespräch wieder auf.

„Das ist leicht gesagt, wenn man nicht in der Noth ist," entgegnete der Fremde trübe; „wenn aber wie ein Feuer der Hölle das Gewissen auflodert und einen zur ruhelosen Jagd

Digitized by Google

aufstachelt, dann passen solche Friedenslaute nicht! Ich muß Ihnen sagen, wie Alles so gekommen. Ich weiß nicht, was ich thue; aber was ich in der Tiefe meiner Seele verschließen wollte, das gebe, ja das muß ich einer Fremden preisgeben."

„Keiner Fremden," lächelte die Frau, „aber einem Herzen, das sich unwiderstehlich durch Ihr Weh angezogen fühlt."

„Nun, so sei's . . . Mein Vater ist Pfarrer im Elsaß, ein Mann nach dem Herzen Gottes, wie Johannes; meine Mutter ein Engel an Güte und Treue. Sie hatten für mich die Theologie gewählt; ich hätte lieber Naturwissenschaft getrieben. Ich that Manches, um meinen eigenen Willen zu tödten. Das Rechte hab' ich nicht erfaßt; durch mich selbst wollte ich siegen und da ward der Teufel Meister. — Hätte ich mich Gott in die Arme geworfen, es wäre all das Leid nicht über sie, nicht über mich gekommen! Ich wurde wohlverdient mit Schimpf und Schande von der Fakultät entlassen. Meine Eltern hab' ich nicht mehr gesehen; geschrieben hab' ich ihnen, aber keine Antwort erhalten. Nun will ich mich durchschlagen bis nach Amsterdam und sehen, ob ich nicht auf einem Schiff nach Amerika kommen kann, und wenn ich als Mann wiederkomme, vor meine Eltern treten und ihre Verzeihung erflehen! . . . Diesen Moment zu erreichen, ist das einzige Ziel meines Strebens . . ."

„Der Herr segne Sie hiezu," sagte die Frau leise; „aber scheitern Sie nicht wieder an der nämlichen Klippe. Nicht durch eigene Kraft werden Sie siegen. Versöhnen Sie sich mit Ihrem Gott und dann möge er Ihnen vollbringen, was Sie wünschen. Erlauben Sie mir nur noch eine mütterliche Frage: Wie reisen Sie?"

„Das weiß Gott," war die Antwort, „kommt auch nicht darauf an. Ein Mensch kann viel ertragen äußerlich, wenn's innerlich so wüste ist, und dieses Tragen ist noch eine Wohlthat; in träger Ruhe müßte ich verzweifeln . . ."

„Nicht wahr, Sie gestatten mir, Ihnen einen kleinen Zehrpfennig auf die Reise zu geben?" fragte die Frau.

„Nein, nein, das thu' ich nicht," brach der junge Mann empört auf . . .

„Sie müssen mir's gestatten um ihrer Mutter willen," bat die Frau und wollte ihm ein Goldstück in die Hand drücken . . .

„Ich kann, ich kann nicht," weigerte sich der Bedrängte, indem er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Digitized by Google

„Nun," meinte die Wohlwollende, „wenn Sie es nicht so wollen, so geben Sie mir eine Schuldverschreibung; ich werde Ihnen meine Adresse geben und da sind Sie dann mein Schuldner."

„Der bin ich gerne," sagte zum ersten male weniger trübe der Fremde. Er schrieb mit Bleistift auf ein Blättchen: „Endesunterschriebener bescheinigt von Frau Breitling zwanzig Franken erhalten zu haben, welche er ihr mit Gottes Hilfe wiedergeben wird. Paul Vogel."

„So," sagte Frau Breitling, „nun sind wir beide zufriedengestellt. Aber damit Sie wissen, wie eigenwillig Ihre neue Freundin ist, müssen Sie sich doch etwas schenken lassen." Somit nahm sie ein kleines Reisetestament aus ihrem Körbchen und reichte es dem jungen Manne hin. „Es sind manche Noten darin, manche Striche; möge der Geist Ihnen sagen, was solche für mich waren." — Mit feuchtem Auge drückte der Reisende der edlen Frau die Hand und nun hieß es: Kaum gegrüßt, gemieden!

— — — — — — — — — — — —

Frau Breitling wollen wir mit ihrer lieben Familie wieder in ihr friedliches Heim ziehen lassen und derweilen unsern Paul in Amsterdam aufsuchen. Er hat sich als Lastträger bei den Schiffen verdingt, um auf diese Weise sein kümmerliches Brod zu finden. Aber auch mit der leisen Hoffnung, hier eine Gelegenheit zu treffen, um nach Amerika überzusetzen. Er ist ruhiger geworden. Frau Breitling hat ihm durch die zarte Weise, mit welcher sie ihm begegnet, einen Halt gegeben. Sie hat mit richtigem Takt der Seele die Richtung nach der Heimath gezeigt, und die Heimathlose war endlich mit Reue an das liebende Vaterherz gesunken. Feurig umfaßte er das Heil. Lichtvoll trat ihm nun manche Stelle der heiligen Schrift entgegen und wurde bald zum lindernden Balsam, bald zu Adlersflügeln, die das Sehnen Heimwärts trugen. Nicht mehr mühsam suchte er deren geschichtliche Bedeutung; der Geist faßte gewaltig, was der Geist Gottes in ihm weckte. Nicht mehr glühte das dunkle Feuer in den Augen. Ruhig that er seine schwere Pflicht.

So finden wir ihn in einer Ruhestunde am niedern, sandigen Ufer liegen. Er beobachtet mit Interesse die trichterförmige Mordhöhle des kleinen Ameisenlöwen. Er sieht das Thierlein auf die Insekten, die in sein Todtenreich kommen,

Digitized by Google

auern. Läßt sich oben am Rande des Trichters eine Ameise blicken, so schleudert der kleine Löwe eine Staubwolke auf und jascht im Trüben das unvorsichtige Thier.

Ein Fremder betrachtet sich die sonderbare Belustigung des Arbeiters. Er will ihn anreden, doch Paul bedeutet ihm zu schweigen und das wunderbare Treiben des Thierleins mit anzusehen. Der Mann bückt sich, und nicht lange ging's, so fesselt ihn dasselbe Interesse, wie den Arbeiter.

„Holla! Kuhn, wo bist du?" tönt eine gewaltige Stimme die Werfte herunter.

„Hierher, Lambs," antwortete der Fremde. Nun stand auch Paul auf und besah sich die zwei Herren. Der eine, Namens Kuhn, sagte zum andern auf lateinisch: „Ich habe unsern Mann gefunden; wenn einer, wie ein Diogenes, sich eine Stunde lang in der Mittagssonne braten läßt, um einen Ameisenlöwen zu beobachten, so kann er schon in den amerikanischen Urwäldern etwas aushalten . . ." Dem Lastträger lachte bei diesem Gedanken das Herz. Die Sache wurde richtig. Paul begleitete die Herren auf einer wissenschaftlichen Reise und als sie seine Vorkenntnisse sahen, als sie seinen Wissensdurst erkannten, ging er nicht als Diener, sondern als Gehilfe mit.

So zerbrach der liebe Gott das Joch auf dem Rücken des jungen Mannes; aber er nahm gerne dafür das Joch, das Christus den Seinen auflegt, und sein Kreuz war das leichteste nicht; aber er trug's, weil sein Herr es wollte.

Zwei Jahre später kam unser Paul wieder nach Europa zurück. Die Reise war eine glückliche gewesen. Nicht allein hatten die Reisenden reiche Schätze aus dem Thier-, Pflanzen- und Mineralreich von den fernen Zonen mitgebracht, auch ihre Kenntnisse hatten sie vermehrt. Besonders Paul hat sich wissenschaftlich gebildet und sich auf diese Weise ein reichliches Auskommen in Europa gesichert.

Doch dieses liegt ihm ferne in diesem Augenblick, wo er dem bescheidenen Pfarrhaus von Grundstett zueilt. Endlich glaubt er den jahrelang schmerzlich ersehnten Augenblick gekommen. Schon zeigt sich das Haus am Ende der Straße. Bekannte Gesichter hat er schon viele im Dorfe gesehen. Doch Niemand hat den fremden Gesellen erkannt. Er eilt durch den Hof, wo kleine Kinder spielen; er sieht sie nicht. Er fragt das Mädchen nach dem Herrn Pfarrer und stürzt athemlos die Stiege hinauf. Ohne anzuklopfen öffnet er die Thüre . . . „Vater!" will er

Digitized by Google

rufen . . . aber er bleibt wie vernichtet stehen . . . Ein noch junger Mann tritt ihm entgegen und fragt nach seinem Begehren.

Verwirrt stammelt Paul: „Herr Pfarrer Vogel?"

„Dieser ist bald drei Jahre todt."

Der kräftige Wanderer schwankt auf den Füßen. An diese Möglichkeit hatte er nicht gedacht. „Gerechter Gott!" ruft er verzweifelnd . . . „Aber Mutter! Mutter! wo bist du? Kannst du mir noch verzeihen!"

Der Pfarrer hatte verstanden. Er schlang den Arm um den Heimathlosen und sagte Trostesworte, wie sie nur Angesichts solches Leides aus einer gläubigen Seele kommen.

Nochmals fragte Paul zagend: „Meine Mutter?"

„Die ist in . . . Illenau. Gott hat sich über sie erbarmt," fügte der Geistliche bei. „Sie hat Alles vergessen; sie ist glücklich in friedlichem Wahn."

Wer weiß was es heißt: am Gipfel seiner Wünsche stehen, wer weiß was es ist: drei Jahre lang gekämpft, gelitten und entbehrt zu haben, um nur ein Einziges zu erlangen und wer dann sich hinuntergestoßen sieht, wer Alles in Trümmer fallen sieht um sich, — der allein weiß, was in des Aermsten Seele vorging. Nicht wild äußerte sich sein Schmerz. Aber tief bohrte sich das Bewußtsein längstvergangener Schuld in seine Seele. Was schon lange gesühnt gewesen, das tauchte noch einmal mit Bitterkeit auf. Sprechen konnte er nicht. Er wankte hinaus auf den Friedhof und hier am eisernen Kreuz, das schon der Epheu umrankte, knieete er nieder und barg das Gesicht an den Stein. Wie es auch wogte in der Tiefe seiner Seele, Worte kamen keine auf die Lippen. Doch ward endlich das Auge naß, und wohlthätig löste sich der Schmerz in Thränen auf. Als er aufstand, brach sich ein Strahl der scheidenden Sonne auf der goldenen Platte am Kreuze und strahlend, wie ein liebendes Auge, leuchtete der glänzende Punkt. „Vater! Vater!" sagte Paul, „du vergibst . . . Du konntest nicht zürnen und nur der Tod konnte deine Hand lähmen, daß du nicht geschrieben."

Gebrochen, doch ruhiger kehrte er in's Pfarrhaus zurück. Den nächsten Morgen reiste er nach Illenau. Er fand seine Mutter gealtert. Sie spann nach ihrer Gewohnheit, stand vom Rad auf und umarmte freundlich den Sohn, wie Jemanden, den man von einer wochenlangen Reise erwartet. „Der Vater schläft!" warnte sie leise . . . „komm, sitz' auf den Schemel zu

Digitized by Google

nir und erzähle mir, wie es gegangen . . . ich hab es gelesen, ou kannst mir's besser berichten."

Wie gern hätte Paul gewußt, was der Vater gesagt ehe :r starb, wie wichtig wären ihm alle Einzelheiten gewesen, ıber . . . es war Alles verwischt. Zeit, Umstände, Alles, Alles, ıur die Mutterliebe hatte alles andere überlebt.

Ein anderes Gelübde noch mußte unser Paul lösen, er :eiste nach Deutschland, Frau Breitling aufzusuchen, um ihr das Geliehene wieder zuzustellen. Wie nur eine Mutter ihren Sohn :mpfangen kann, schloß sie den Zurückkehrenden in ihre Arme. Sie hatte das Recht dazu erlangt durch ihr treues, tägliches Gebet für den Fremdling, den Gott ihr so wunderbar zugeführt hatte. Hier konnte sich der Heimathlose endlich ausweinen. Von diesen Lippen floß lindernder Balsam in die tiefe Wunde. Hier öffnete sich die Seele wieder dem Leben.

Paul wurde an einem bedeutenden Museum angestellt. Seine Mutter lebte harmlos und stille bei ihm. Ihr Wahn hatte sich dahin geändert, daß sie meinte, sie wohne mit den Thieren in der Arche. Eines Tages kam die Taube mit dem Oelblatt aus der Höhe und kündete ihr die nahe Erlösung. Wenige lichte Momente wurden ihr noch zu theil, während welchen sie des Sohnes Hände erfaßte, ihn tief und schmerzlich anblickte und sagte: „Paul, vergib! vergib meinen Irrthum!" — Dann lächelte sie selig und unter dem Kusse des Sohnes löste sich die Seele aus der müden Hülle und schwebte himmelwärts!

---

## Eine Monica.

In elegantem Gartensaal sitzt einsam eine Dame in tiefer Trauer. Matt schweift das thränende Auge über die wundervollen Blumenbeete, die man durch die offene Thüre erblickt. Der mächtige Wasserstrahl, der himmelan steigt und in tausend Perlen in einem Marmorbassin zerstiebt, fesselt die Arme nicht. Fassen wir das tiefe Leid in ein Wort: die junge Frau ist Wittwe! Heut' vor drei Wochen trug man den Mann hinaus, den sie geliebt, und seit dessen Tod hat das Leben jeden Reiz für



Digitized by Google

sie verloren. Wenn auch Reichthum sie umgibt, — denn der Fabrikherr Gruber hinterließ wohl eine Million, für seinen Antheil an dem Geschäfte, das er mit seinem Bruder geführt, — diese Million jedoch kann die Leere nicht füllen, die er bei seinem Scheiden gelassen!

Leise zuerst, dann hörbarer klopft's an die Thüre, bis endlich Frau Gruber, wie aus schwerem Traum erwachend, „Herein" sagt. Hastig trocknet sie die feuchten Augen und zwingt sich zu einem trüben Lächeln, als sie in dem Eintretenden den Lehrer ihres einzigen Söhnleins erkennt. Der junge Mann wohnt im Hause, doch seit letzter Zeit ist auch er der Trauernden fremd geworden; deswegen fühlt er sich beengt. Er hustet verlegen, bis endlich die Frau ihn zum Sprechen auffordert.

„Es ist mir leid, verehrte Frau, daß ich Sie belästigen muß, indem ich Ihnen mittheile was geschehen; aber ich kann es nicht auf mich nehmen, solchen Fehler zu strafen, ich muß Sie davon benachrichtigen."

„Was ist vorgefallen?" fragte die Frau hastig. „Diese Einleitung! . . . o mein Gott! . . ."

„Erschrecken sie nicht," nahm der Lehrer das Wort wieder auf. „Mancher würde die Sache nicht groß achten, aber jedes Laster fängt klein an. Ludwig hat der Katze die Klauen abgeschnitten und ihr die Beine zusammengebunden und sie so an eine Stange aufgehängt. Ich hörte aus meinem Zimmer das Thier, das ich im kläglichsten Zustande fand. Ich suchte Ludwig auf und stellte ihn zu Rede; er leugnete aber durchaus und gab Jakob, des Gärtners Sohn, als Thäter an; ich ließ diesen kommen und da stellte sich die Wahrheit heraus. Nun mußte ich mit Ihnen reden. Sie müssen hier entscheiden, was zu thun ist."

„O mein Kind!" schluchzte die arme Mutter. Doch einen Augenblick nachher richtete sie sich hoch auf, reichte dem jungen Manne die Hand und ihr Auge ruhte innig auf demselben, indem sie sagte: „Ich danke Ihnen herzlich. Gott wolle Ihnen Ihre Treue lohnen, bester Herr Walther. Sie haben mir meinen Weg gezeigt." Sie klingelte und bat den eintretenden Bedienten den jungen Herrn zu rufen. Dieser kam wie das böse Gewissen; denn des Lehrers Anwesenheit im Zimmer machte ihm Alles klar. Scheu schweifte der Blick des acht bis zehnjährigen Knaben von Einem zum Andern; unsicher trugen ihn die zitternden Beine. Bald war Ludwigs Gesicht blaß, bald wieder dunkelroth.

Digitized by Google

„Hier her, Ludwig," befahl die Mutter mit fester Stimme. „Herr Walther hat mir gesagt," fuhr sie fort, „wie herzlos du gegen ein wehrloses Thier gewesen bist; ich weiß, daß du ein frecher Verleumder, ein Lügner bist. Wie weh' du mir gethan, kannst du nicht begreifen; daß du aber deinen Gott beleidigt, das mußt du einsehen, deswegen wirst du so lange auf deinem Zimmer bleiben, bis du so recht von deinem Frevel überzeugt sein wirst, und damit du lange noch daran denkest, was du gethan, so gib deine Hand her. Sieh', deine wohlgeformten Nägel, diese wirst du kurz tragen, bis der Katze die Klauen wieder gewachsen sind." Somit nahm die Mutter die Scheere und schnitt die Nägel so kurz als möglich ab. Und nun schlug sie ihm tüchtig auf die Hände, so daß diese roth anliefen. Der Kleine ging weinend in seine Verbannung. Auch Herr Walther verließ das Zimmer, und wieder blieb die Frau in den schwarzen Kleidern allein, wieder drängt sich Thräne um Thräne aus dem Auge; aber die Züge sprechen kein namenloses Leid mehr aus; wohl aber einen herben Schmerz, eine bittere Reue.

„So konnt' ich," sagte sie leise, „mein Kind vergessen! O Herr, vergieb, aber auch — o Herr, hilf! Mein armes Kind! Er muß dein werden und daß er errettet werde aus der Gewalt des Bösen, das sei die Aufgabe meines Lebens!"

Bei diesem heiligen Gelübde hob sich der Blick zu einem wunderschönen Stahlstich, der in goldnem Rahmen an der Wand hing. Es war Monica, die Mutter des heiligen Augustinus, die mit ihrem geretteten Sohn in Mailand an dem Fenster sitzt. Ary Schäffer, hat über die Züge der scheidenden Mutter die Wonne des Himmels gezaubert. Triumph spricht aus der ganzen Gestalt, während sie die Hand des erbeteten Sohnes auf ihren Knieen hält. Wie ein Lichtbild drückt sich diese wundervolle Schöpfung in der Wittwe Seele. „Dreizehn Jahre," scheint sie zu sagen, „hast du gebetet und der Herr hat dir Wollen und Vollbringen gegeben. — Gieb auch mir's, o mein Gott! o laß meinen Muth nicht sinken." Unwillkürlich war sie auf die Kniee gesunken und ein heißes Gebet wallte himmelwärts.

Dann suchte sie im Schulzimmer den Lehrer auf. „Bis jetzt," sagte sie fest, „habe ich meine Mutterpflicht versäumt; aber von heute an wollen wir uns in das schwere Amt theilen und treu Eins für das Andere und besonders für unsern armen Ludwig beten. Ich werde bei den Stunden gegenwärtig

Digitized by Google

sein, auch Sie manchmal auf Ihren Ausflügen begleiten . . . und so hoffe ich, wird ein neues Leben anfangen."

Freudestrahlend blickte der junge Mann auf. „Sie wissen nicht, verehrte Frau," sagte er, „welche Last Sie mir von der Seele nehmen. Wie gern ich sie auch übernommen hätte, ich konnte es nicht mehr. Die Verantwortlichkeit wäre zu schwer für mich gewesen."

Anfangs folgte die Frau aus Pflicht den ausgezeichneten Stunden des Lehrers; doch bald fühlte sie ein persönliches Interesse dabei. Meist ward auch sie zur Schülerin; nur für das Zeichnen, in dem sie mehr als ein gewöhnliches Talent hatte, war sie die Meisterin des Lehrers und des Schülers und manche Freistunde wurde zum „nach der Natur zeichnen" auf's angenehmste verwendet. So gewöhnte sich die Seele wieder an's Leben, indem das Herz seine Befriedigung in der Sorge um das Kind; fand es erstarkte der sinkende Glaube durch das treue Beten für des Knaben Seele. So durchfurcht der ewige Ackersmann den Boden durch bitteres Weh, durch schmerzliches Entsagen, dann fällt sein Wort wie ein köstlicher Same in die Furchen; sein Geist weht befruchtend darüber hin und es grünen und blühen die Brandstätten in des Christen Leben.

Und Ludwig? — Dieser war und blieb der alte. Wohl bereicherte sich täglich sein Geist durch neues Wissen; aber seine Seele war verschlossen gegen Mutter und Lehrer, sein Herz hart und kalt, also daß die Strahlen der Liebe es nicht bewegen konnten. Unstät flogen meist die Blicke, sich bergend vor dem reinen wahren Mutterblick. Wie oft feuchtete sich dieser, wenn er dem finstern Wesen begegnete. Wie bange wurde es nicht der armen Frau, wenn sie an die Zukunft ihres Lieblings dachte! Aber wie innig betete sie, wenn ihr auch manchmal dünkte, es sei Alles, Alles verloren! Der Kummer um den verlorenen Gatten hatte sich allmälig in das innerste Heiligthum zurückgedrängt. Selten nur brach das Heimweh nach ihm im Leben durch. Aber ein anderes Weh umflorte das Auge: das Bangen nämlich um die Seele, die Gott ihr an's Herz gelegt. Anfangs hatte sie geglaubt, daß ihre Liebe, ihr tägliches Gebet des Kindes Herz erweichen würde. Schmerzlich aber mußte sie erkennen, daß sie hier auf finstere Gewalten traf, die nicht leicht zu besiegen waren. Muthlos sanken oft die gefalteten Hände, wenn's tief im Innern hieß: es ist umsonst. Doch auch hier sollte das glimmende Docht nicht erlöschen.

Digitized by Google

Wie Himmelsthau sanken einst die Worte: laß dir an meiner Gnade genügen, auf das verschmachtete Herz. Ein ander mal gaben die Worte Christi: dieser kann nur ausgetrieben werden durch Fasten und Beten, ihrem ermattenden Beten neue Flügel. Einst war sie an einer Stelle, wo etliche Felsblöcke eine Höhle bildeten. Zwischen den Spalten traufte ein Wassertropfen immer und immer auf dieselbe Stelle. Und siehe, wo er hinfiel, höhlte sich der harte Sandstein. Sinnend betrachtete Frau Gruber diese Erscheinung. „So," sagte sie leise, „so muß mein Beten sein, und wenn das leichte Tröpflein den Stein erweicht, wie kann ich noch daran zweifeln, daß meine Bitte Gottes Herz nicht bewegen wird!"

Auch fühlte die Seele den Segen, der aus solchem Ringen mit Gott hervorgeht, und doch schwankte manchmal der Glaube, und doch umfing sie düstere Schwermuth. Was war's denn, was noch fehlte? — Sie trug geduldig, aber danken konnte sie noch nicht für den schweren Kummer, und doch mußte dieses sein. Dieser Dank füllt allein die Kluft zwischen der leidenden Seele und ihrem Gott. Es ist aber dies auch der einzige Steg, den wir himmelwärts bauen können, und so lange dieser nicht besteht, bleibt die Kluft. Wir können nicht das müde Haupt an des Heilands Herz legen; denn es ist ein unbesiegter Groll gegen die Hand, die so Schweres uns auferlegt, in der Tiefe unsers Wesens. Das Weh hat seinen Stachel nicht verloren und der Schmerz noch nicht seine Bittere. Nur mit den Worten: Herr, ich danke dir! können wir an, in das Vaterherz sinken. Dein Wille geschehe! ist die erste Stufe; — ich danke dir! ist Vollendung. Jahrelang kämpfte die Mutter, bis endlich des Herrn Hilfe sie den wundervollen Schlüssel finden ließ, und von nun an ging's an ein freudig Beten, an ein lichtvolles Verstehen der dunkeln Wege, an eine feste Zuversicht, daß die Seele des Kindes gerettet werde.

Die Sonne, die in dem Herzen aufgegangen war, spendete freundlich ihre Strahlen in's Leben der Frau, und Ludwig näherte sich mehr der oft heiter erregten, als der trauernden Mutter. Es war, als sei sie jünger geworden. Des Kindes scheues Wesen verlor sich nach und nach; aber zum Höheren erhob sich sein Sinn nicht.

Endlich nahte die Stunde, wo der Sohn das Haus verlassen mußte, um in der nächsten Stadt in eine höhere Schule einzutreten. Mit bebendem Herzen bereitete Frau Gruber dem

Digitized by Google

Sohn seine Aussteuer und wenn sie manchmal an der Leinwand nähte oder die Strümpfe strickte, stieg lautlos manches heiße Gebet himmelwärts. Man hat im Alterthum und noch im Mittelalter an Kleider geglaubt, die gefeit gewesen, die so zubereitet waren, daß sie dem Eigenthümer Gunst und Ehre brachten, ja daß sie ihn vor dem Tode schützten. Eine christliche Mutter, die ihrem Kinde die Hemden näht und die Strümpfe strickt und den Segen dabei herabfleht auf ihren Liebling, die legt Reiches in die Aussteuer; denn der Segen des Herrn wird das Kind umgeben in der Fremde wie ein Kleid und gewiß kann beim Augenblick des Scheidens das Weh nicht zur Verzweiflung werden, weil sie die Gewißheit hat, daß Gott selbst Wächter bei ihrem Kinde ist.

Wer übrigens weiß, was ein Mutterherz empfindet, das seinen Liebling fremden Händen übergiebt, der begreift wie es Frau Gruber zu Muthe war, als sie das Kind zum letzten male umarmte, und wenn der Glaube an Gottes Führung auch noch so fest ist, so geht eben doch ein Stück vom Herzen. Die Kinder nehmen's leichter. Das neue fesselt sie; lustige Kameraden zerstreuen den Sinn. Bis sie sich in dem neuen Leben zurecht gefunden, sind die Eltern vergessen. Die Heimath taucht blos dann lebendig in der Seele auf, wenn's schlecht geht oder wenn die Ferien nahen.

So auch Ludwig. Er ging mit dem großen Haufen; er war keine Ausnahme, nicht für das Gute und auch nicht für's Böse. Seine ausgezeichneten Vorstudien hätten ihm eine gewisse Auszeichnung sichern können, aber seine Trägheit hinderte ihn an einem schnellen Fortschreiten. Die Mutter besuchte ihn oft; aber sie war ihm wieder fremd geworden. Wohl nahm er Alles hin, was sie gab, aber er gab für alle Liebe keine Gegenliebe. Diese unübersteigliche Mauer war für die arme Wittwe ein großer Kummer. Ihre Briefe blieben oft ohne Antwort oder wenn eine kam, war sie kalt und trocken. Das Mutterherz blieb dennoch warm und das Gebet unterblieb nicht, das längst das Vaterherz gerührt, aber des Kindes Herz noch nicht berührt hatte.

Nach drei Jahren kam ein neues Scheiden.

Ludwig sollte nach Paris. Er freute sich ungemein, während die Mutter bei diesem Gedanken erbebte. Paris! Dieser Schlund, in dem so manches Streben und Leben untergeht! Und ihr Sohn hat keinen Halt, nicht in Gott, nicht in der

Digitized by Google

Heimath! denn er hat nirgends Wurzel gefaßt. Es blieb der Frau Nichts, als den Sohn auf's Neue in Gottes Hände zu legen. „Er ist dein, o Herr, sagte sie; von Anfang an habe ich ihn dir gegeben. Verliere du die Geduld nicht! Geh' ihm nach! Schütze, wahre dein Eigenthum, wenn er auch dir noch den Rücken kehrt!"

Sie ging selbst mit in die Hauptstadt und richtete ihm sein Heim daselbst ein. Zwei freundliche Zimmerchen, deren Aussicht weithin über die Stadt ging. Hier fand sich Alles, was Mutterliebe für ihren Liebling ersinnen kann; der Teppich vor dem Sopha, das Kissen, die Polster an dem Fenster, war ein Werk ihrer fleißigen Hände. Den Bücherschrank räumte die Mutter selbst ein. Als sie die Bibel, ihre eigene, in der sie so lange Jahre Trost, Kraft und Licht geschöpft und die so manches Bleistiftzeichen von ihrer Hand trug, auf's Brett stellte, löste sich ein schwerer Seufzer aus dem Herzen. Sie klappte noch einmal das goldene Schloß auf und siehe, das Buch öffnete sich an einer Stelle, die sie wieder und wieder gelesen hatte: Jesaias 35, Vers 5. Diese Verheißung leuchtete wie ein goldener Strahl in ihre Seele. Mit unaussprechlichem Wonnegefühl wiederholte sie: „Alsdann werden die blinden Augen aufgethan werden und der Tauben Ohren werden geöffnet werden!"

„Alsdann! was liegt daran, wann das Alsdann kommen wird; es muß kommen. Laß mich daran nicht zweifeln, du lieber Gott!" — Somit stellte sie neu getröstet das heilige Buch auf den Schaft. Dieser Lichtstrahl, der demselben entquollen, war auf lange der letzte; denn Ludwig gönnte demselben wohl ein Plätzchen in seiner Bibliothek, da es ein prachtvoll eingebundenes Buch war. Aber das goldene Kreuz, welches das Schloß bildete, blieb unberührt. Wenn schon die Mutter weinend beim Scheiden ihn ermahnt: „Ludwig, bleib' fest! Laß nicht los von Gott! Es ist der einzige rettende Anker in dem Meer, das dich umfluthet! Siehe, ich weiß daß nichts, keine Freude, kein Genuß dich befriedigen kann! Glücklich bist du nur in dem Herrn!"

Dies hatte sie im Wartesaal gesagt, als die Glocke schon zur Abfahrt mahnte, ein ernstes Scheidzeichen, das die Mutter von ihrem Kinde riß. Noch einmal preßte sie den Sohn an ihr schmerzlich schlagendes Herz; Thränen rannen ... dann ging's fort mit Dampfeseile und bald trennten Stunden die Scheidenden!

Digitized by Google

Wohl war's auch dem Jünglinge schwer um's Herz, als er wieder sein Stübchen betrat, auf dem der Mutter Geist wie ein zarter Hauch ruhte. Doch die Wehmuth, die ihn erfaßte, dünkte ihn unmännlich. „So muß man nicht sein, sagte er, man muß sich in's Unabänderliche fügen! Wenn ich auch lieber daheim wäre, so werde ich doch hier auch nicht verloren sein.“ Somit nahm er seinen Hut und ging hinunter auf die belebte Straße.

Anfangs flogen die bunten Gestalten an dem Einsamen unbeachtet vorbei. Gedankenlos bewegte er sich auf dem Trottoir; doch als er eine ihm bekannte Stimme hörte: „Sieh' da, Gruber! wie kommst denn du nach Paris?“ sah er freudig bewegt dem Bekannten in's Gesicht und erwiederte herzlich dessen Gruß. Es war ein junger Mann, Namens Fuchs, der früher mit ihm in der Lehranstalt gewesen und mit dem er ziemlich gut gestanden. Eine lustige Haut, die Alles mit einem komischen Worte zu stempeln verstand. Nach den ersten Erklärungen von Seiten Ludwigs, nahm Fuchs den Neuling unter den Arm. „Komm, sagte er, du sollst dein Heimweh ertränken im Besten, was die große Babel zu geben hat.“ Ein nahgelegenes Kaffeehaus gab Gelegenheit hierzu. Bekannte von Fuchs fanden sich ein, lustige Studenten, und so wurde Ludwigs Ankunft mit einem riesenmäßigen Punsch gefeiert. Dem Neuangekommenen wurde so manches Lebehoch zugebracht, daß er nicht mehr das Bewußtsein seiner selbst hatte, und als er wieder sein Zimmer betrat, war alle Wehmuth, alles Heimweh verschwunden. Er hatte sich an seinen neuen Wohnort angetrunken!

Es ist eigen um die ersten Augenblicke in neuen Verhältnissen. Oft hängt ein ganzes Leben von solchen ab. Es giebt Leute, die weinen sich in ihre neue Wohnung ein und nehmen durch ihre Thränen Besitz von der Heimath. Andere arbeiten sich hinein und fahren wie eine dampfende Lokomotive in die neue Wohnung. In solchen Räumen giebt's dann selten einen heimlichen Winkel. Wieder Andere machen's wie unser Ludwig, sie essen oder trinken sich gemüthlich hinein. Da kommt mir ein Gebrauch des Alterthums ein, wo man beim Trinken den Rest im Glase den unterirdischen Mächten weihte. Bei solchem Trinken in neuen Verhältnissen geschieht dies auch. Es ist wie wenn durch solches die finstern Gewalten gefesselt würden in der neuen Wohnung.

Lichtvolle Seelen beten sich in ihr neues Heim ein. Als

Digitized by Google

ich einmal einer alten Frau sagte, es sei ihr Häuslein das heimlichste Fleckchen auf der Erde, lächelte sie und sagte: Das kommt daher: Als mein Häuschen gebaut war und ich zum ersten male die Stiege hinaufging, blieb ich auf halbem Wege stehen faltete die Hände und betete, der liebe Gott möge mit hereinziehen und mein Heim mit Frieden umgeben. So ist's geschehen; es war, wie wenn der Himmel sich über meinem Dache geöffnet hätte. Und wenn auch manchmal Wolken kommen, so fahren sie über dem Hause hin. Drüber ist's und bleibt's blau. — Das, liebe Seele, ist die rechte Art, von irdischer Heimath Besitz zu nehmen.

„Nun, Alter, wie hast du geruht?" fragte unser neuer Bekannter Fuchs den andern Morgen, als Ludwig kaum aus dem Bette war. „Ich kam hier vorbei um in das Spital zu gehen, wo ich Gehilfe bin, da wollte ich doch nach dir sehen. Du bist scheint's noch nicht „geichen", wie man daheim sagt, daß ein bischen Rausch dir Katzenjammer macht. Es wird schon kommen."

„Ich bin eigentlich zum Arbeiten hier und nicht zum Jubeln," meinte Ludwig mürrisch.

„Du hast erstaunlich das Bewußtsein deiner Pflicht," lachte Fuchs. „Meinst, ich bin nicht auch zum Arbeiten hier. Mein Dienst am Spital ist keine geringe Aufgabe; aber Arbeit und Vergnügen mit einander verbinden, das ist wahre Weisheit und das wirst du auch lernen, Alter," setzte der Redner ermuthigend hinzu, indem er dem Freund auf die Schulter klopfte.

Diese Weisheit leuchtete dem neuen Studenten ein und fortan suchte er die Arbeit mit dem Vergnügen zu verbinden; doch sonderbarer Weise konnte er's nie in's Gleichgewicht bringen. Immer und immer kam mehr Vergnügen als Arbeit, und je länger es ging, desto weniger Vorlesungen wurden besucht, aber desto mehr Theater, Bälle, Kaffee- und Weinhäuser. Das Resultat des ersten Studienjahres zeigte der Mutter, wie wenig ernst es Ludwig mit dem Arbeiten genommen. Seine Briefe, oder vielmehr der Mangel an Briefen, ließ sie ahnen, in welchen Zerstreuungen er sich bewegte. Da reifte der Entschluß in ihr, nach Paris zu ziehen, um den leichtsinnigen jungen Mann zu beaufsichtigen. Ohne Bedauern verließ sie ihre prachtvolle Wohnung und begnügte sich mit etlichen kleinen Zimmerchen in der Hauptstadt. Ludwig war die Anwesenheit der Mutter



Digitized by Google

weniger angenehm, und suchte auch jetzt, den Grundsätzen seines Freundes gemäß, das Vergnügen mit der Arbeit zu verbinden. Wenn er jedoch manchmal von einer durchschwärmten Nacht nach Hause kam und die Mutter, bleich und müde, wachend fand, zog wohl bitteres Reuegefühl durch die schwache Seele, aber zum Umkehren hatte er weder Kraft noch Muth.

Und die Mutter?! während den langen Nächten, wo sie ihr Kind draußen wußte, betete sie unter bittern Thränen; wenn die Hände erlahmen wollten und der Muth sinken, sah sie auf ihre Monica, und immer mußte sie sich sagen: „Dreizehn Jahre!“ — Dann rang sie auf's Neue wieder um des Jünglings Seele. Nicht dem Herrn vorschreiben wollte sie. „Mach's wie du willst!“ war ihre Bitte, „aber meines Sohnes Seele ist dein, rette, rette dein Eigenthum!“

So waren Monate hingegangen. Da traf ein Brief vom Schwager ein, der betrübte Nachrichten enthielt. „Durch den Fall des Hauses M. in Z. haben wir bedeutende Verluste erlitten. Ich hoffte mit der Zeit das Defizit zu decken, das dir, liebe Schwägerin bekannt ist; doch nach diesem neuen Verlust muß ich unsere Firma als zahlungsunfähig erklären. Wie schwer mir solches in meinem Alter wird, magst du dir denken; doch hoffe ich, daß der liebe Gott auch noch ein Plätzchen für einen alten Junggesellen haben wird. Dir liegen Pflichten auf, welche dich nöthigen, dein Vermögen, das ich sichern ließ, aus dem Bankerott zu ziehen. Ich danke Gott, daß mein lieber Bruder dieses nicht erlebt ꝛc.“

Noch hielt die Frau entsetzt den Brief in der Hand, als Ludwig eintrat. Schweigend reichte sie ihm denselben, und während er ihn las, sammelte sie ihre Gedanken und bat den Herrn um Kraft zum schweren Opfer.

„Ludwig'“ sagte sie, „was ist unsere Pflicht in dieser Angelegenheit?“

„Ich weiß es nicht, Mutter,“ stotterte der junge Mann.

„Nun, so will ich dir's sagen, liebes Kind,“ sagte die Mutter, indem sie den Sohn umfaßte. „Wir müssen geben was wir haben, um den Namen deines Vaters, den deines Onkels und deinen eigenen von Fluch und Schande zu retten.“

Jetzt war das Erbleichen an Ludwig. An solches hatte er nicht gedacht und doch war dies der einzig richtige Weg. Dies fühlte er mehr und mehr. „Mutter,“ sagte er endlich überwältigt, „du hast Recht! O warum habe ich nicht nach Kräften

Digitized by Google

gearbeitet, um dir jede Stütze zu sein.“ Bei diesem bittern Gedanken ließ er den Kopf sinken und schmerzliche Thränen drängten sich aus den Augen.

Frau Gruber küßte sie ihm von der Wange und schloß den Liebling in ihre Arme. „Ludwig,“ sagte sie, „es kann Alles noch gut kommen, und die Schmerzensstunde, die wir jetzt zusammen verleben, wird den reichsten Segen bringen. So arm sind wir nicht, wie du meinst. Du kannst neben deinen Studien etliche Musikstunden geben. Ich werde für eine Porzellanfabrik malen . . . und über Allem wird Gott uns durchhelfen.“

So beruhigte die Wittwe ihren Sohn. Doch das Peinigende in seinem Herzen, die Reue über seine verlorene Zeit, konnte sie nicht wegnehmen. Diese bohrte sich immer tiefer und tiefer. Er wollte anfangs allein tragen; doch wurde die Last zu schwer. Zum ersten male nahte er vertrauend der Mutter und sie durfte Trost und Licht in das gequälte Herz bringen. Sie durfte auch sehen wie Ludwig, besiegt vom Geiste Gottes, in s neue Leben geboren wurde. „Dreizehn Jahre,“ sagte sie eines Abends, als sie des Jünglings Hand erfaßte und freudig aufblickte zum Bilde, das ihr so theuer war — „dreizehn Jahre sind's seit jener Stunde, und nun hat der Herr sein Amen zu meiner Bitte gesagt!“

Die Tage der Armuth und der Entbehrung gingen vorüber. Ludwig, getragen von dem Geiste aus der Höhe, vollendete seine Studien schnell. Ehrenvoll bekleidete er eine Stelle als Beamter und bot seiner treuen Mutter eine glückliche Heimath!

Straßburg, Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Verlage von **J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel)** in Straßburg sind erschienen:

## Elsässische Volksschriften.

Heft I.: **Wie Schloß Lichtenberg zur Ruine wurde.** Kriegserlebnisse von Ed. Spach, mit einer Ansicht von Lichtenberg. 50 Seiten. ℳ —.60

Heft II.: **Berg auf und Berg ab,** von Maria Rebe. 47 S. . . . . ℳ. —.50

Heft III.: **Zwei Stephanstage,** eine Dorfgeschichte von A. Sch. . . . . 80 S. . . ℳ —.80

Heft IV.: **Aus den Papieren einer alten Jungfer,** von L. Schaller-Fischer. 108 S. ℳ 1.—

Heft V.: **Wer der Sünde den Sonntag giebt, dem nimmt sie die Woche,** von Maria Rebe. 54 S. . . . . ℳ —.50

Heft VI.: **Bilder aus dem Leben,** von Ed. Spach. 54 S. . . . . ℳ —.50

Heft VII.: **Märchen aus Lothringen.** Dem Volke nacherzählt von Fr. Peters. 52 S. ℳ —.50

Heft VIII.: **Um Freiheit und Recht.** Erzählung von Joh. Westenhoeffer. 72 S. ℳ —.70

Heft IX.: **An fremdem Herd.** Eine Erzählung von L. Schaller-Fischer. 60 S. ℳ —.60

Heft X.: **Wem der liebe Gott nicht bei der Erziehung hilft, dem hilft ein Anderer,** von Maria Rebe. 43 S. . . . ℳ —.50

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Digitized by Google

Digitized by Google